Widmungen zur feier des siebzigsten geburtstages ...

Digitized by Google

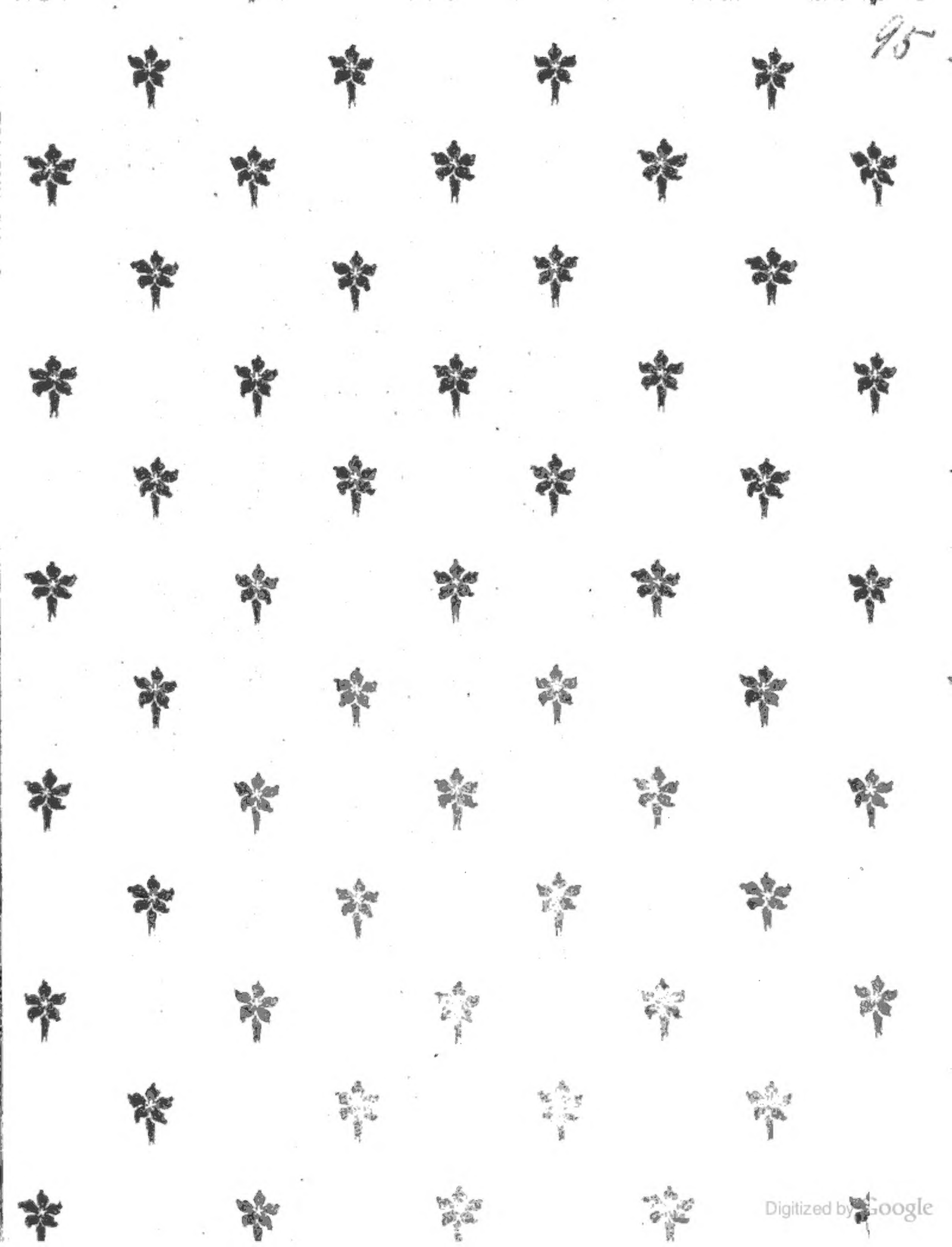
3484
.93
.931

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

AN FERDINAND VON SAAR

Digitized by Google

Widmungen

Digitized by Google

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Digitized by Google

WIDMUNGEN

ZUR FEIER DES SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGES

FERDINAND VON SAAR'S

HERAUSGEGEBEN VON

RICHARD SPECHT

BUCHSCHMUCK VON A. F. SELIGMANN

WIENER VERLAG

1903

Digitized by Google

Sowohl Nachdrucks- als auch Überſetzungs- und Aufführungsrechte vorbehalten.

Der dramatiſche Teil iſt den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.

Digitized by Google

Dieſes Buch enthält folgende Beiträge Wiener Schriftſteller: Marie von Ebner-Eſchenbach: An Ferdinand von Saar ○ Franz Adamus: Ernannt ○ Peter Altenberg: Cyklus Ljuba ○ Raoul Auernheimer: Orthographie ○ Hermann Bahr: Der Miniſter ○ Vincenz Chiavacci: Iſchl im Wienerwald ○ J. J. David: Gefangene ○ Adolf Donath: Gedichte ○ Leo Ebermann: Gedichte ○ Rudolf Hawel: Der Pompfüneberer ○ Theodor Herzl: Aus alten Wandertagen ○ Hugo von Hofmannsthal: Was die Braut geträumt hat ○ Max Kalbeck: Lyriſche Blätter aus ienem Reiſetagebuche ○ Joſefine Freiin von Knorr: Gedichte ○ Philipp Langmann: Blume blüht... ○ Anton Lindner: Gedichte ○ Rudolf Lothar: Die Cigarette ○ Julius von Ludaſſy: Familienbande ○ Emil Marriot: Die Siegerin ○ Felix Salten: Schöne Seelen... ○ Ludwig Schneegans: Was auch ihm an der Wiege geſungen ward ○ Arthur Schnitzler: Liebelei 1. Bild (1. Faſſung.) ○ Karl Schönherr: Das Henkermahl ○ Guſtav Schwarzkopf: Standesgemäß ○ Richard Specht: Die Hübſchlerinnen ○ Siegfried Trebitſch: Ein fremder Herr ○ Paul Wertheimer: Gedichte ○ Paul Wilhelm: Prolog aus ‚Wanderungen'

3484
.93
.931

550672

Digitized by Google

Verehrter Poet!

Lieber und teurer Freund!

Erinnern Sie ſich noch unſerer erſten Begegnung? Es war im Jahre — ja in welchem Jahre war's? .. Mein Zahlen-Gedächtnis iſt immer von ſchwacher Konſtitution geweſen und nun völlig erblichen. Darauf aber kann ich ſchwören: es iſt lange her. — Wir hatten, mein Mann und ich, Ihren Innocens und Ihre Heinriche geleſen, waren in heller Begeiſterung für dieſe edlen Werke und hocherfreut, als Freund Weilen verſprach, uns mit ihrem Autor bekannt zu machen.

Bei mir ging aber neben der Freude ein großer Reſpekt einher, der ſie beinahe verdunkelte. Wer gehört zum richtigen Künſtlervolke von echtem Schrot und Korne und kennt den Reſpekt vor Einem nicht, der etwas geleiſtet hat, das alles, was man ſelbſt geleiſtet und je zu leiſten ſich zutraut, weitaus überragt? So hat es mich denn einmal ums andre durchrieſelt an jenem Frühlingsnachmittage,

an dem wir Sie erwarteten und ich ſagte mir ſogar: Warum ſich das anthun? Warum eine Sommität zu ſich laden, mit der man es doch nie weiter bringen wird als zu einem Höflichkeitsverkehr? Erſpare dir die Pein, laſſe dich entſchuldigen....

O lieber Saar, wie gut, daß ich der feigen Regung nicht nachgegeben habe! Iſt doch jener Tag der Geburtstag einer Freundſchaft geworden, die ſich im Verlauf von beinahe vier Decennien — das weiß ich doch, daß es beinahe vier Decennien ſind — unverbrüchlich bewährt hat, nie durch einen Mißton geſtört, nie durch einen Schatten getrübt worden iſt. Jahrelange Trennungen, jahrelange Unterbrechungen unſeres brieflichen Verkehrs konnten ihr nichts anhaben. Wir wiſſen voneinander, wir begleiten einander liebevoll auf unſeren Lebenswegen und unſeren künſtleriſchen Bahnen. Wenn ich Ihren Namen preiſend nennen höre, habe ich die Empfindung, daß mir perſönlich wohlgetan wurde, und wenn ich Sie wiederſehe nach noch ſo langer Zeit, möcht' ich immer fragen: Wann haben wir einander zum letztenmal die Hand gedrückt? War's nicht geſtern, lieber Saar? So wäre dieſe Freundſchaftserklärung eigentlich überflüſſig. Indeſſen — wenn auch! leben wir nicht in den Tagen des „Über"! und dann — wer, glauben Sie, iſt gekommen und hat mich eingeladen, an einer Huldigung für unſeren altöſterreichiſchen Dichter teilzunehmen? Das haben die jungen Wiener Dichter getan. Iſt das nicht ſchön und ſoll es mich nicht freuen in Ihrer Seele und in der meinen? So bringe ich Ihnen

denn meine Glück- und Segenswünſche dar zum feſtlichen Eintritt in den Siebziger, den ich ſchon vor einem „Pärchen kurzer Jährchen“ begangen habe. Die Feier iſt ernſt, aber ſehr beglückend, wenn ſie uns viele treu gemeinte Herzensgrüße bringt. Dabei ſagen wir uns, wir Zwei: Aufwärts ſteigen werden wir nimmer, aber ſtehen bleiben wollen wir doch nicht; und das iſt ein gutes mutiges Gefühl.

Wien, 1902.

Marie Ebner-Eſchenbach.

Franz Adamuß.

Ernannt.

(Aus der Einakter-Reihe: „Provinz.“)

Perſonen:

Er: Dr. Auguſt Schmiedl, Supplent am Gymnaſium.
Sie: Franziska, ſeine Frau.
Zwei Kinder: Hanſi, 6 Jahre; — Milli, 4 Jahre.
Der Dritte: Profeſſor Dr. Leonard Katzenberger.
Eine Nachbarin: Frau Sträuchl.
Schachtelmayer, Schuldiener; — Anna, Dienſtmädchen.

Ort: Wien. Zeit: 1890.

Der Vorhang hebt ſich.

Die Bühne ſtellt den Querſchnitt durch zwei Zimmer dar, von denen das links befindliche kleinere als Schlafzimmer eingerichtet iſt, das rechts befindliche, größere, die beſſere Stube darſtellt. Einrichtung mittelmäßig, doch Streben nach gewiſſer Eleganz und Vornehmheit bemerkbar. Im Hintergrunde zwei Fenſter. Rechts Eingang vom Vorzimmer, links Verbindungsthür der beiden Zimmer, die meiſt offen ſteht.

Etwa 9 Uhr vormittags. Es herrſcht große Stille. Im Zimmer links liegt in einem Bette, von einer Bettdecke bis an den Hals zugedeckt, anſcheinend in tiefem Schlafe ein etwa 36-jähriger Mann, das Geſicht von ſchwarzem Vollbart umrahmt, mit blaſſen, ſehr eingefallenen Wangen, tiefliegenden, dunkelgeränderten Augenhöhlen und wirr gelocktem, dunklem Haar.

An einem Nähtiſchchen ſitzt, Wäſche ausbeſſernd eine junge in Trauer gekleidete

Frau; goldblondes Haar, ſehr, ſehr blaſſes Geſichtchen, abgehärmte Züge, die aber einſt ſehr ſchön geweſen ſein müſſen, große, helle, verträumte, mehr in ſich als aus ſich ſchauende Augen. Zu ihren Füßen, an einem Kindertiſchchen, ſitzt ein ſchwarzlockiges Mädchen mit großen, ſchwarzen Augen, mit einer Schere aus Papier Figuren ſchneidend.

Es klopft an die Thür des Wohnzimmers. Die Frau ſchleicht auf den Fußſpitzen, mit einem Blicke nach dem Schlafenden, dem aufſchauenden Kinde Schweigen bedeutend, in das Wohnzimmer. Die Thür hinter ſich ſchließend, ruft ſie leiſe: Herein! (Das folgende Geſpräch im Flüſtertone.)

Eine etwas ältere Frau (leicht ergrautes Haar, freundlicher Blick, volle Geſtalt, tritt ein): Guten Morgen, Frau von Schmiedl!

Frau Schmiedl: Guten Morgen, Frau Sträuchl! Nehmen Sie Platz!

Frau Sträuchl: Nein, nein — ich danke! Ich bin nur auf ein' Sprung 'kommen, im Vorbeigehn. Ich will nur fragen, wie die Nacht g'weſen is. Hat er gut g'ſchlafen, der Herr Gemahl?

Frau Schmiedl: Wieder ſehr ſchlecht! Er konnte kein Auge zumachen. Erſt gegen Morgen iſt er eingeſchlafen.

Frau Sträuchl: No, und was ſagt der Docter?

Frau Schmiedl: Er iſt um 8 Uhr dageweſen —

Frau Sträuchl: Ja, ich hab' ihn g'ſehn —

Frau Schmiedl: Und ſagt wieder, es kommt alles nur von geiſtiger Überanſtrengung. Mein Mann braucht nur Ruhe, dann wird wieder alles gut werden.

Frau Sträuchl: Das denk' ich auch! 's wird doch ka G'fahr net dabei ſein!

Frau Schmiedl: Ich glaube auch nicht! Er hat ihn auch heut wieder unterſucht, das Herz, die Lunge, und hat geſagt, es iſt alles ganz geſund, nur nervös! Aber das iſt ſo furchtbar ängſtlich, wenn er ſeine Anfälle bekommt — da weiß ich mir ſchon keinen Rat —

Frau Sträuchl: Der Arme! Wann S' doch amal mit die Pulvern probieren thäten — wie haßen's denn nur g'ſchwind — ja richtig: Aſſmapulvern haßt man's. — Ich möcht' Ihnen doch

raten, mit die zu probieren! Eine Couſine von mir hat das Nämliche g'habt, ganz das Nämliche, und da haben 'r halt die Pulvern ſo viel gut 'tan. Sie is freilich bald drauf g'ſtorben — Gott hab's ſelig! — aber das war nur, weil's ſchon gar ſo viel 'runter 'kommen g'weſen is — und nur mit die Pulvern haben ſie's noch a paar Wochen derhalten! Sie könnten's ja probieren! Wann's nix nutzt, ſchaden kann's nix!

Frau Schmiedl: Ich dank' Ihnen wirklich ſchön, Frau Sträuchl, für den freundlichen Rat, aber — ich weiß nicht — vielleicht — es könnt' ihm doch am Ende ſchaden? 's iſt ja auch nicht gerade Atemnot, es iſt mehr eine plötzliche Schwäche und ein Zittern — er ſagt: ein „inneres Zittern" — und da wird er ganz kreideblaß und eiskalt am ganzen Körper, und ich kann ihn nicht genug zudecken, um ihn zu erwärmen, und dann wieder — dann ſtößt er wieder alles von ſich, weil ihm das Atmen ſchwer wird — ach, ich bin ſchon oft ganz verzweifelt, wenn ich ihn ſo leiden ſeh' und kann ihm nicht dabei helfen! —

Frau Sträuchl: Nur die Aſſmapulvern, Frau v. Schmiedl, nur die Aſſmapulvern! Wer'n's ſehen, die wer'n ihm helfen! 's is ja weiter ka G'fahr net, wann's nur von der geiſtigen Überanſtrengung kommt — die is ja net weiter g'fährlich! — und wann er die Pulvern nehmen tat, der Herr Profeſſor, wer'n's ſehen, Frau von Schmiedl, wird er Ihnen bald ganz g'ſund!

Frau Schmiedl: Vielen Dank, Frau Sträuchl — aber ich weiß wirklich nicht — nun, verſuchen könnt' man's ja — vielleicht —

Frau Sträuchl: Aber ja! — Ich wer's nacher ſchnell vorkramen und bring's dann gleich her! Wern's ſehen, die helfen ihm g'wiß!

Frau Schmiedl: Gott geb's!

Frau Sträuchl: Na, atje, Frau von Schmiedl! (Auf die Uhr ſehend, laut): Je, is ſchon halber zehne! Da muß ich aber ſchnell laufen, nach'n Eſſen ſchaun — (da ihr Frau Schmiedl bedeutet, leiſer zu ſprechen, leiſer): Ja ſo! — ſonſt bleibt mir 's Fleiſch ſteinhart, und der Alte brummt drei Tag'! Atje! (Ab.)

Frau Schmiedl (mit einem verlorenen Lächeln zurück zum Nähtiſch).

Das Kind (läßt unvorſichtig die Schere fallen).

Frau Schmiedl: Aber Milli!

Der Mann (im Bette ſchlägt die Augen auf): Franzi! Franzi! Biſt du da?

Franziska: Ja, mein Schatz! — Hat dich das ſchlimme Kind aufgeweckt? Schlaf noch ein bißchen, Auguſt!

Auguſt: O nein, ich bin vollſtändig ausgeſchlafen — und ſo ſchön geträumt hab' ich! — (Sich aufrichtend): Ach, mir iſt jetzt wieder ſo wohl, ich möcht' gleich mit beiden Beinen aus dem Bett ſpringen! (Plötzlich ängſtlich): Wenn's nur nicht nachher wiederkäm'! — Aber nein! — Heut is mir wirklich wohl, ganz wohl!

Franziska (glücklich): Wirklich?

Auguſt: Wirklich, du kannſt mir's glauben. Ich werde mich auch nachher gleich anziehen und mich wieder in der Schule geſund melden —

Franziska: Aber du mußt dich doch erſt ein paar Tag erholen, Auguſt!

Auguſt: Wo denkſt du hin, Kind? Wenn du wüßteſt, wie peinlich mir das immer iſt, mich ſo oft in der Schule vertreten zu laſſen! — Es hat ja jeder für ſich allein ſchon genug zu tun, und dieſe fortwährenden Supplierungen, noch dazu für einen Suppleuten wie ich — dieſe Blicke — dieſe Fragen — wenn man wieder im Konferenzzimmer erſcheint. „Nun, ſind Sie wieder geſund? — Auf wie lange? — Ja, ja, die heutige Generation!“ u. ſ. w. Das ſind wahre Dolchſtiche für mich. Beſonders der Katzenberger —

Franziska (unwillkürlich zuſammenfahrend, halblaut): Leonard — (raſch hinzufügend): Katzenberger!

Auguſt: Ja, Leonard Katzenberger, kennſt du ihn denn? — Hab' ich dir ſchon von ihm erzählt —?

Franziska (wie abweſend, halblaut): Ja, der die reiche Frau hat —

Auguſt (betroffen): Hab' ich dir das auch erzählt? — So? — Na, möglich! — Wir haben zuſammen ſtudiert. — Er is aber ſchon definitiver Profeſſor —

Franziska: Weil er gewiß ſchlauer iſt wie du.

Auguſt (nach einer kleinen Pauſe, während deren er ſie überraſcht angeſehen): Nein, liebes Kind! Weil er mehr Glück gehabt hat als ich — er ſoll übrigens auch reich geheiratet haben, das iſt wahr — doch das gehört nicht hieher! Aber in der Schule is er gräßlich, da rechnet er mir dann jede Stunde vor, die er für mich gegeben hat — na, und er weiß das ſchon wieder ſo einzurichten, daß ich dann gewöhnlich die doppelte Stundenanzahl für ihn halten muß. Ja, ſchlau is er auch, das is wahr!

Franziska (wie bedauernd): Siehſt du, du hätteſt es auch ſo gut haben können, wie er — und wäreſt nicht immer bloß Supplent — wenn du — mehr Egoiſt wärſt!

Auguſt: Bedauerſt du's, Franzi? Nein, ich, ich bedauere nichts! Ich möcht' mein Leben nicht um ein Haar anders einrichten, wenn ich's noch einmal zu leben hätt'!

Franziska: Du biſt eben zu gut, Auguſt! Du ſollteſt —

Auguſt: Ich weiß, — ich weiß ſchon, was du ſagen willſt! Und wenn man mich hundertmal den dummen Auguſt nennt, ich möchte doch nichts anders, als wie es gekommen iſt! Du nicht, Franzi?

Franziska (betroffen): O, ich! (Dann an ſeinem Halſe.) Du herzensguter Menſch du!

Auguſt: Mein Franzi — mein liebes, ſüßes Franzili! — Setz dich amal her zu mir (ſie ſetzt ſich an die Bettkante) — ſo — und ſage mir jetzt, waren das nicht ſchöne Jahre, die wir zuſammen verlebt haben?

Franziska: Ja, aber wie haſt du dich plagen müſſen! —

Auguſt: Viel weniger als du, Kind!

Franziska: Aber ich hätte ja in jedem Falle mich und mein' Mutter erhalten müſſen.

(Kleine Pauſe.)

Auguſt: Warum haſt du eigentlich damals die gute Erzieherinſtelle aufgegeben, von der du mir immer erzählt haſt? Da hätteſt du's doch leichter gehabt!

Franziska: Ach, ſprechen wir nicht davon! — Ich habe dich ja gewarnt, die fremde Laſt auf deine Schultern zu nehmen. Wir waren dir eben ein Hindernis in deinem Fortkommen —

Auguſt: Fremde Laſt? — Hindernis? — Sprichſt du ſo von unſerem Zuſammenleben? — War nicht deine Mutter auch die meine? Und wegen dem Fortkommen! — 's is ja wahr, hätt' ich mich um eine Provinzſtelle beworben —

Franziska: — wärſt du ſchon längſt definitiv und ſäßeſt heut' vielleicht als wohlbeſtallter Profeſſor ſchon wieder in Wien.

Auguſt: Aber das ging ja nicht — wenigſtens ſo lange unſere arme Mutter noch lebte! — Wozu alſo darauf zurückkommen? Mit dem ſchmalen Gehalt eines Provinzprofeſſors, ohne Nebeneinkommen, ohne Zulagen, wie hätten wir da uns und die Kinder, geſchweige denn noch die Mutter erhalten können? Und hier verdiene ich mir durch Privatſtunden ja mehr, als in der Provinz — ein Direktor an Gehalt bezieht! — nicht?

Franziska: Ja, aber die Anſtrengung untergräbt deine Geſundheit —

Auguſt: Freilich hat es Anſtrengung gekoſtet — aber nun, wo wir für die Mutter — nicht mehr zu ſorgen haben — leider! — nun können wir es uns doch gut ſein laſſen (ſie liebkoſend). — Du armes, geplagtes Ding! — Wir haben uns ja doch ſchon etwas geſpart in dieſem Jahr, — da haben wir dann zum Zuſetzen, wenn — nun, wer weiß! — Vielleicht komme ich doch im Herbſt nach der Provinz — als Definitiver!

Franziska: Haſt du denn eingereicht?

Auguſt (verlegen): Ja, — an zwei Stellen —

Franziska: Das haſt du mir ja noch gar nicht geſagt, Auguſt! (Nachſinnend.) Nun, ich denke mir das ganz nett in ſo einer kleinen Provinzſtadt — ganz abgeſehen, daß es für dich eine Erholung ſein wird.

Auguſt: Und wie wird das erſt deinem blaſſen Geſichtchen bekommen!

Franziska: Wohin haſt du denn eingereicht?

Auguſt: Ja, das ſag' ich nicht! Das ſoll eine Überraſchung ſein! (Plötzlich ernſt.) Aber ſind wir nicht kindiſch? Wir reden darüber, wie wenn's ſchon etwas Sicheres wär'! Und wer weiß, ob ich denn überhaupt ernannt werde? Ja, ich glaube ſogar, ſie mögen mich nicht mehr da oben, ſeit ich es ein paarmal ausgeſchlagen hab', mich nach der Provinz zu bewerben.

Franziska: Aber du biſt doch ſo gut qualifiziert — deine glänzenden Zeugniſſe —

Auguſt: Das hilft nicht viel, wenn ſie einen einmal zum alten Eiſen getan haben — (nachdenklich) Und doch wär's ganz ſchön geweſen, ſtell' ich mir vor, ſo ein paar Jahre Provinz! — So ſtill und friedlich — ja und da fällt mir auch ein, was mir heut früh ſo lieb geträumt hat! — Ja, wie war's denn nur! — Na, irgendwo in einem kleinen Neſt, wie wir ſie ſo manchmal auf der Durchreiſe geſehen haben, da ſaß ich in einer Laube — ja wir wohnten in einem kleinen hübſchen Haus — ich ſeh' es noch vor mir — ein freundliches, ſtilles Häuſerl — und ein wunderlieber Garten daran — und da ſaß ich alſo in der Laube und hatte einen mächtigen Stoß Hefte vor mir zu korrigieren — und draußen im Garten ſummte und trillerte und zwitſcherte es und ſchrie es in allen Tonarten — und wie ich hinausſeh', da is es eine ganze Schar von Buben und Mädeln — und die, wie ſie mich ſehen, ſchreien ſie los: Papa! Papa! Du ſollſt zum Eſſen kommen! Die Suppe wird ſchon kalt! — Nein, waren das herzige Geſichterl! — (Franziska hat ſich errötend von ihm abgewandt.) Ja, ja, Franzi, das wird ſchon noch kommen!

Franziska (unwillig): Ach, geh' mit deinen Träumen!

Auguſt: Milli, möch'ſt noch ein Schweſterl haben?

Milli: Ja, Papa, viele, viele Seſterlen —

Auguſt: Und Brüderln nicht?

Milli: Nein, Papa, Biederlen mag ich net.

Franziska: Warum denn nicht?

Milli: 'anſt 'aut mich imma!

Auguſt (lachend): So? Der ſchlimme Bub! Na, alle Brüderln haun ja nicht! Magſt ſie dann, wenn ſie nicht haun?

Milli: O ja!

Auguſt: Na ſiehſt du! (Man hört rechts an die Entreetür klopfen. Es tritt plötzliche Stille ein.)

Franziska (flüſternd): Wer mag das ſein? — Ah, wahrſcheinlich die Frau Sträuchl! (Geht nach dem Wohnzimmer, die Verbindungstür hinter ſich ſchließend.)

Dienſtmädchen (von rechts, leiſe): Gnä' Frau, 's is wer da, er ſagt, er is von gnä' Herrn ſeiner Schul'; er hat was fürn Herrn Profeſſor, ſagt er.

Franziska (ebenſo leiſe): Sagen Sie, der Herr is krank und liegt im Bett; er ſoll es nur Ihnen geben, was er fürn Herrn hat.

Dienſtmädchen (ab, kommt aber bald darauf zurück): Er will's mir net geben! Er ſagt, er muß es 'n Herrn Profeſſor ſölber geben.

Franziska: Na, ſo ſagen Sie, er ſoll einen Augenblick warten, der Herr wird gleich herauskommen. (Geht nach dem Schlafzimmer, Dienſtmädchen ab.) Du, Auguſt, es iſt jemand von der Schule da, er will dich ſelbſt ſprechen, er hat etwas für dich.

Auguſt (aufgeregt): Ah, das wird der Schuldiener ſein! — Wahrſcheinlich will ſich der Herr Direktor überzeugen, ob ich wirklich krank bin. — Ja, was ſoll ich machen! — Hier herein kann ich ihn doch nicht laſſen — ſonſt ſieht er ja, daß ich verheiratet bin, — und das weiß ja niemand in der Schul'.

Franziska: So ſieht er's eben — was liegt daran!

Auguſt (ängſtlich): Franzi, du haſt doch nicht ſelbſt mit ihm geſprochen —?

Franziska: Nein; aber ich weiß nicht, warum du immer dieſe Heimlichkeiten —

Auguſt: Schau', ärger' mich nicht — ich will's einmal ſo! — Wenn ich wenigſtens an' Schlafrock hätt'! — Ach was, ich zieh' mir halt den Havelock an — geh', bring' mir ihn aus dem Kaſten! (Franziska holt ihn.) So, ich danke! (Hängt ſich raſch mit Hilfe Franziskas

den Havelock um und tritt ins Zimmer rechts, die Tür wieder hinter ſich ſchließend, laut): Schachtelmayer!

Stimme aus der Küche: Jawohl! (Schachtelmayer tritt, ſeine Dienſtmütze und einen Brief in der Hand, breitſpurig ein. Unterſetzte Geſtalt, graues Haar, Spuren militäriſcher Haltung): Hob' die Ehr', g'hurſamſten guten Murg'n zu wünſchen, Herr Profeſſor! Schöne 'mpfehlung vun Herrn Direktor und ſchickt den Brief! (Vertraulich.) Steht was Gutes drin, Herr Profeſſor! Ernennungen ſein ſchon do in Wiener Zeitung! (Während Auguſt mit zitternden Fingern das Couvert aufreißt und den Brief in fliegender Haſt durchlieſt.) Jo, und ſoll ich auch rapportieren, wie ſteht werte Befindung — (Mitleidig.) Schau'n halt noch ſehr marod aus, Herr Profeſſor — no, wird die Freid' Sie ſchon wieder g'ſund mochen.

August: Warten Sie einen Augenblick, Schachtelmayer, ich hab' nichts bei mir. (Geht raſch nach der anderen Stube, von wo er bald mit dem Geldtäſchchen wiederkommt, und drückt Schachtelmayer etwas in die Hand.) So, da haben Sie etwas für den Weg und die gute Nachricht.

Schachtelmayer (pfiffig): No, hob' ich nit gleich g'ſogt! (Vertraulich.) Wiſſen's, hob' ich ſchon ein biſſel „Wiener Zeitung" durchg'leſen, bevor wos ich's hob' getrogen zu Herrn Direktor. (Die Hand mit einem raſchen Seitenblick in die Taſche führend.) No, dank' ſchen, dank' g'hurſamſt, Herr Profeſſor! Und wonn ſoll ich ſogen den Herrn Direktor, wer'n's Herr Profeſſor wiederkummen in die Schul'? (Mit Gönnermiene.) No, wer' ich holt ſog'n, Sie ſein noch ſehr dekrepid —

August (widerwillen lachend): Wa—as?

Schachtelmayer: No, ich man' holt, wie mer's lateiniſch ſogt noch — noch ſehr confallescent — und wer'n's erſcht in a poor Täg einrucken — nit?

August: Nein, nein! Melden Sie nur dem Herrn Direktor eine ſchöne Empfehlung von mir und ſagen Sie, ich werd' ſchon morgen wieder in die Schul' kommen und mich noch perſönlich beim Herrn Direktor bedanken für die gütige Mitteilung. Und Ihnen dank' ich auch ſchön, Schachtelmayer! (Reicht ihm die Hand.)

Schachtelmayer: Ganz meinerſeits, Herr Profeſſor, ganz meinerſeits! 'pfehl mich g'hurſamſt! 'rgebenſter Diener! (Ab.)

Auguſt (ins Schlafzimmer ſtürmend und Franziska im Wirbel mit ſich drehend): Franzi — Franzi! Ich bin ernannt!

Franziska (will ſich losmachen): Aber Auguſt!

Auguſt: Na, freuſt du dich denn nicht auch ein biſſel? Das wird ja jetz' herrlich werden! (Will ſie wieder mit ſich herumdrehen.)

Franziska: Aber ſo laß mich doch, Auguſt!

Auguſt: Ja, was is denn? Was haſt denn? Du verdirbſt mir ja die ganze Freid'! — Na, net bees ſein!

Franziska: Wenn ich aber will! Und das ſag' ich dir: Dieſe Heimlichtuerei hört aber jetzt auf — es iſt ja ſo, wie wenn ich nicht deine rechte Frau wär'!

Auguſt: Ah, daher pfeift der Wind? Schau, ich hab' dir's doch ſchon ſo oft erklärt: Ich kann das falſche Mitleiden für den Tod nicht vertragen! Wenn's heißt: Ein verheirateter Supplent, — dieſe Fragen und Bemerkungen: Wovon mögen die nur leben? Und mögen die's wohl ſchwer haben! Und der Arme! Und die arme Frau, die muß ſich was plagen! — Ach, wenn du wüßteſt, wie mir das in der Seele zuwider iſt, Franzi!

Franziska: Ja, aber dann hätt'ſt du's doch einmal überſtanden, und die Kollegen würden wieder von was anderem zu reden beginnen, und ich müßte mich nicht jedesmal verſtecken wie eine Sünderin, ſo oft an die Tür geklopft wird!

Auguſt (guter Laune): Nun, jetzt ſollſt du auch in deine vollen Rechte eingeſetzt werden als Herrin und Gebieterin! (Mit komiſchem Stolz.) Jetzt bin ich ja — „k. k. wirklicher Lehrer!"

Franziska: Ja, und deinen Ehering mußt du jetzt auch immer tragen, das bitt' ich mir aus, Auguſt! Das ſieht ja ſonſt ſo merkwürdig aus, wenn wir zuſammen irgendwo in ein Gaſthaus gehen — und du noch dazu ſo zärtlich und zuvorkommend biſt — da glauben ja die Leute rein, wir wären gar nicht verheiratet!

Auguſt (lachend): Dafür trägſt du ja den Ehering. Du ziehſt ja ſchon

immer eigens den Handſchuh aus, unter dem ſich der Ehering befindet.

Franziska (halb lächelnd): Was du wieder alles bemerkt haſt! Was nützt das übrigens, wenn du keinen Ehering trägſt — da glauben die Leute höchſtens, ich bin die Frau eines andern, und das iſt noch viel ſchlechter!

Auguſt (ſie um die Taille faſſend): Ach was, — ſollen die Leut' glauben, was ſie wollen — wenn ich's nur weiß, daß du mein liebes, ſüßes Weibili biſt!

Franziska: Andere ſollen's aber auch wiſſen!

Auguſt: Na, übrigens, Kind, jetz' is das alles ja vorüber — jetz' bin ich k. k. wirklicher Lehrer, da trag' ich dir meinetwegen zehn Eheringe! Biſt du nun zufrieden? (Sie in die Wange kneifend.) Ach, mir iſt ſo wohl! Geh, gib mir ein Puſſi!

Franziska: O nein, das kriegſt du erſt, bis du alles wieder gut gemacht haſt.

Auguſt: Alſo, ich ſtecke hiermit feierlich den Ehering an.

Franziska: A ja, und hinter dem Tor ſteckſt du ihn wieder feierlich — in die Weſtentaſche! — Nein, daraus wird nichts.

Auguſt: Aber nur ein einzigſtes, winzigſtes Puſſi!

Franziska (beharrlich): Nein!

Auguſt: Alſo, komm du her, Milli, mein Engel! Gib du dem Papa ein Puſſi, aber ein feſtes —

Milli: Tſchicker-Puſſi?

Auguſt: Ja, gib mir ein Zwicker-Puſſi — ſo — und noch eins! Das war brav! Die ſchlimme Mama will mir keines geben!

Milli: Slimme Mama —!

Franziska: Iſt die Mama ſchlimm?

Milli: Nein, Mama bav, Papa auch bav!

Auguſt: O, du herziges Putzerl du! (Hebt ſie hoch auf.) Ja, wir ſind alle bav — (Hält plötzlich erblaſſend inne und ſtützt ſich auf die Tiſchkante.)

Franziska (ſehr beſorgt): Was iſt dir, Auguſt? Iſt dir nicht wohl?

Auguſt (die Hand vor den Augen, halblaut): O ja! Es wird wohl bald wieder vorübergehen — ich hab' nur mit einemmal wieder ſo ſtarkes Herzklopfen gekriegt —

Franziska: Geh', mein Schatz, leg dich ein bißchen nieder! Das wird dir gut tun. Du haſt dich wieder zu ſehr aufgeregt, und du weißt, das tut dir nicht gut. —

Auguſt: Ach, das war ja nur die Freude —

Franziska: Auch freudige Aufregung iſt Aufregung und der Arzt hat dir ja jede Aufregung verboten —

Auguſt (ſich halb auf das Bett hinlegend, mehr für ſich): Ach, da könnt' er mir ebenſogut das Leben verbieten! — Jetzt is mir ſchon wieder beſſer.

Franziska (freudig): Ja? — Aber du mußt dich doch ein bißchen ſchonen, Auguſt, und nicht immer gleich alles ſo auf die Spitze treiben! — Damit du doch endlich ganz geſund wirſt! —

Auguſt: Oh, ich fühl' es, die heutige Freude wird mich ganz geſund machen. (Sich ein wenig aufrichtend): Hat's nicht eben geklopft? Ich hab' ſo das Gefühl, als ſtünde uns noch etwas bevor — etwas beſonders Schönes!

Franziska: Nein, ich hab' nichts gehört.

Auguſt (ſich wieder hinſtreckend): Geh', gib mir noch einmal die Karte vom Direktor her; ich muß es noch einmal leſen. (Franziska reicht ihm den Brief.) — Siehſt du, du haſt mich ja noch gar nicht gefragt, wohin ich ernannt bin! —

Franziska (wie abweſend): Ja, richtig — nun, wohin alſo?

Auguſt: Na, rat' amal!

Franziska: Ja, wie ſoll ich das, ich kenne doch von eueren Städten nur wenige. —

Auguſt (ſcherzend): Nach Brieg! — was, das wär' dir wohl recht?

Franziska (wie oben): Ja, das wär' mir wohl recht — wenn das möglich wär'!

Auguſt: Na, g'fällt's dir ſchon nicht mehr bei uns in Öſterreich? — Und wir kommen gar in eine ſchöne Gegend — weißt wohin?

Franziska: Nun?

August: Nach Görz, Franzi, wo die Zitronen und Orangen blühn, in unſern herrlichen Süden —

Franziska (halb für ſich): Und ich hatte mich endlich ſo ſchön hier eingelebt — und dann — ſo weit weg vom Grabe meiner Mutter! —

August: Na, mach' doch nicht ſo ein Charfreitagsgeſicht, Franzi! Du wirſt dich dort auch ſchon wieder einleben — ich hab' ja dort Freunde und Bekannte — und dieſe wunderbare Landſchaft! — Da wirſt du deine Pinſel wieder hervorſuchen können — ich ſag' dir, es iſt ganz einzig ſchön! — — Hat's nicht eben draußen geklopft? Mir iſt doch immer, als müßt' heut noch jemand kommen — der —

Franziska (bitter): Da werd' ich mich wohl wieder bald verſtecken müſſen? —

August (ehrlich): Nein, Franzi, heut bleibſt du hier, mag kommen, wer da will! — Na, da ſieht er eben, daß ich verheiratet bin, nicht wahr? Was liegt daran! (Es wird rechts ſtark geklingelt.)

August (fährt unwillkürlich zuſammen).

Franziska: Ja, iſt denn die Anna nicht da? (Auf die Uhr blickend.) Ah ſo, $^3/_4$10 — da wird ſie den Hanſi aus der Schule abholen gegangen ſein. (Lächelnd.) Alſo willſt du nachſehen, wer da iſt? — oder ſoll ich gehen?

August: Ja ſo! — (Hält unentſchloſſen inne.)

Franziska (mit gutmütiger Überlegenheit): Nun, ich will hier bleiben. — Ich ſehe ſchon, es wird dir noch zu ſchwer, deine Frau nicht zu verleugnen.

August: Na, bleib' meinetwegen und ſpotte nur! Aber du wirſt ſchon ſehen — Unverhofft kommt oft! (Geht durch die Wohnſtube rechts nach dem Vorzimmer. Franziska ſchließt die offen gebliebene Verbindungstür.)

Stimme Auguſts (aus dem Vorzimmer): Oh, grüß' dich Gott, Katzenberger! Is das aber ein ſeltener Beſuch! —

Franziska (die beim Namen Katzenberger erregt aufgefahren iſt, begleitet das Folgende mit lebhaftem, ſtummem Spiel).

Eine zweite Stimme: Na, lang genug hab' ich klopfen müſſen, bis ich endlich die Klingel da entdeckt hab' — Du empfängſt wohl wenig Beſuch? — (Treten ins Wohnzimmer.)

Katzenberger (hohe Geſtalt, ſehr elegant gekleidet, rötlicher Spitzbart, Goldzwicker, Spazierſtock mit ſilbernem Griff).

Auguſt: Ja, ziemlich ſelten, zumal jetzt, wo ich krank bin. —

Katzenberger (ihn muſternd): Ah ſo! — Du kommſt wohl direkt aus'n Bett? —

Auguſt: Entſchuldig' ſchon, daß ich dich in dem Aufzug da empfange —

Katzenberger: Macht nichts! (Sie ſetzen ſich, Katzenberger muſtert die Wohnung.) Das iſt alſo deine Wohnung? — Du wohnſt ja ganz hübſch — für einen Junggeſellen eigentlich zu hübſch. (Geräuſch im Schlafzimmer.)

Auguſt (räuſpert ſich verlegen): Na, du weißt, ich hab' immer ſehr auf Bequemlichkeit gehalten. —

Katzenberger (mit Beziehung): So, ſo?

Auguſt: Ja, immer!

Katzenberger: Du meinſt doch nicht auch im Schulehalten? (Lacht.)

Auguſt (ebenfalls, aber mehr gezwungen lachend): Na, darin nicht!

Katzenberger (gönnerhaft): Übrigens, ich bring' dir eine Freudenbotſchaft, die wird dich bald wieder auf die Beine ſtellen — nämlich —

Auguſt: Weiß ſchon, lieber Freund, weiß ſchon —

Katzenberger (überraſcht): Daß du ernannt biſt? (Auguſt nickt.) Ja, wieſo denn?

Auguſt: Na, der Schachtelmeyer war da mit einem Brief vom Direktor.

Katzenberger: So, ſo, hat der Alte ſchon hergeſchickt! Der muß einem auch immer die Freud' verderben, wenn man jemandem als erſter eine angenehme Nachricht bringen will — Na, ich

wollt' dir bloß noch gratulieren zu dem glücklich erreichten Ziel — weil wir uns wohl kaum ſo bald wiederſehen werden —

Auguſt: Wieſo? Ich will ja ſchon morgen wieder zur Schule kommen!

Katzenberger: Schön, aber ich reiſe ſchon heute ab. Und da wollt' ich dich freundlichſt bitten, bei der Klaſſifikation für mich die Klaſſe zu übernehmen — ich hab' ſchon alles mit dem Direktor beſprochen, er iſt einverſtanden —

Auguſt (ganz überrumpelt): Ja, aber wohin reiſt du denn? — Jetzt, einen Monat vor Schluß des Schuljahres! — Iſt irgend ein Familienfall?

Katzenberger: Nein — ich hab' halt einen Monat früher Urlaub bekommen. — Ihr könnt's euch auch ein biſſel für mich plagen, ich hab' für dich zum Beiſpiel genug ſupplieren müſſen — und bedarf jetzt dringend einer ausgiebigen Erholung.

Auguſt (eingeſchüchtert): Das glaub' ich, das wird dich tüchtig hergenommen haben, du Armer! Ich wär' auch ſchon immer gern in die Schul' gekommen, aber der Doktor hat's halt nicht erlaubt. — (Gefaßter, bewundernd.) Einen ganzen Monat Urlaub! Du Glücksmenſch, du! Wie du das wieder durchgeſetzt haſt! —

Katzenberger (ſich ſelbſtbewußt und geſchmeichelt in ſeinem Stuhl wiegend): Ja — ja! —

Auguſt: Da gehſt du alſo wahrſcheinlich auf dein Gut?

Katzenberger (obenhin): Richtiger beſagt: auf das meiner Frau! Halt ein biſſel auf die Felder ſchaun! Man kann ſich ja auf die Leute doch gar nicht verlaſſen — und jetzt grade zur Erntezeit! (Mit Geſte): Aber das bleibt unter uns!

Auguſt: Aber ſelbſtverſtändlich!

Katzenberger: Na alſo, leb' wohl und ſchau, daß du bald geſund wirſt! Servus, Schmiedl! Nochmalige Gratulation! Und vergiß nicht wegen der Zeugniſſe, daß du ſie für mich ſchreiben ſollſt! (Beide ſind aufgeſtanden.)

Auguſt (der ihm ſchon öfter ins Wort fallen wollte): Na, bleib doch noch

einen Moment, Katzenberger! — Ich möcht' — dich noch gern mit — mit — meiner Frau bekannt machen!

Katzenberger (höchst überrascht): Waas? — Mit deiner Frau? Du bist also verheiratet? (Sich im Zimmer umsehend.) Na ja, das hätt' ich mir aber denken können! — Seit wann denn also? — Das ist ja eine Überraschung!

August: Ich hab's auch noch keinem von den Kollegen bisher gesagt — du bist der erste —

Katzenberger: Ah, darum wohnst du also so weit von der Schule weg? — Ja, wann hast du dich denn eigentlich verheiratet, daß man bisher so gar nichts davon bemerkt hat? —

August (glücklich lachend, wie über einen gelungenen Schelmenstreich): Oh schon lange — schon vor sieben Jahren!

Katzenberger: Was? Vor sieben Jahren? Also fast zur selben Zeit, wie ich? Da hast du ja am Ende schon Kinder?

August (stolz): Ja, zwei! Einen Buben und ein Mädel!

Katzenberger (immer mehr erstaunend): Und als Supplent! — Ja, Mensch, du bist wohl verrückt! Wie kannst du denn da leben? Von dem Gehalt? 60 Gulden monatlich! (Forschend.) Deine Frau hat wohl Vermögen?

August (ganz schüchtern): Ach nein! — Ich gib halt Stunden nebenbei!

Katzenberger: Ah so! Na, ja, und da ruinierst du deine Gesundheit — nebenbei, und wir können dann für dich supplieren!

August: Oh, meine Frau hat auch Unterricht gegeben — bis vor kurzem!

Katzenberger: So? (Gönnerhaft.) Na, laß mich amal deine Frau sehen — und wie viel Kinder, sagst du?

August (schüchtern): Zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Der Knabe geht schon in die Schule und muß bald kommen. Meine Frau und die Kleine sind drin. (An der Schlafzimmertür.) Franziska! (Keine Antwort. Katzenberger zeigt bei der Nennung des Namens und noch mehr, als Franziska's Stimme gehört wird, eine gewisse Bewegung, die aber August nicht bemerkt.)

Katzenberger (leise): Franziska?

Auguſt (lauter): Franzi! (Die Tür ein wenig öffnend und hineinrufend): Franzi! Komm doch amal herein!

Stimme Franziskas: Was ſoll ich denn?

Auguſt: Es iſt ein guter Freund von mir da — er will dich kennen lernen! (Triumphierend.) Sixt es, ich halt' mein Wort! Daß d' nimmer ſagſt, ich tu' dich verleugnen! — Na, komm ſchnell! (Zu Milli, die nach der Tür gekommen und neugierig nach dem Beſuch ſieht.) Na, komm auch mit, Milli!

Milli: Mag nich femden Mann! (Läuft wieder an ihr Tiſchchen.)

Auguſt (die nur zögernd eintretende Franziska an der Hand vorführend): Meine Frau — Herr Prof —

Katzenberger (der Franziska ſtarr wie einen Geiſt angeſehen): Sind Sie nicht — — — Franziska! — du — Sie — hier?!

Auguſt (betreten): Wie? Ihr kennt euch alſo ſchon?

Franziska (einfach): Ja.

Katzenberger (verwirrt): Nein — ja — das heißt — ſo —

Auguſt (beſtürzt, halblaut): Das iſt ja merkwürdig!

Katzenberger (der ſich inzwiſchen wieder gefaßt, halblaut): Unſeliger Zufall! (Zu Auguſt.) Daß du aber grade —! Du mußt dir nur nichts Beſonderes dabei denken, Schmiedl! —

Auguſt (mechaniſch nachſprechend): Nichts — Beſonderes —?

Katzenberger: Wie du weißt, war ich nämlich als junger Doktor — eine Zeitlang Hofmeiſter — in einem vornehmen Hauſe — und da war zufällig — gleichzeitig mit mir — auch — deine jetzige Frau Erzieherin bei der Tochter des Hauſes. No, und — ſo haben wir uns halt kennen gelernt!

Auguſt (ſich zu einem Lächeln zwingend): So ſeid ihr alſo alte Bekannte? (Zu Franziska.) Daß du mir aber nie was davon g'ſagt haſt, wenn ich dir ſeinen Namen erwähnt hab', Franzi!

Franziska (mit zuſammengepreßten Lippen, verſchloſſen): Ich hatte meine Gründe — warum ich dieſen — Herrn nicht mehr kennen wollte!

Auguſt (mit unſicherer Stimme, bemüht, einen leichten Ton zu treffen, zu Katzenberger): Habt's ihr — was g'habt — mitanander?

Katzenberger (leichthin): Na weißt, wie halt bei jungen Leuten — ich war jung, Franziska war —

Franziska (mühsam ihre Selbstbeherrschung bewahrend): Ich wünsche, von Ihnen nicht mit diesem Namen genannt zu werden!

Katzenberger (ironisch): No, no, Pardon! Ich sprach ja von damals — wo wir noch jung waren — (Lächelnd.) Oh die schönen Zeiten —! (Zu August.) Fürchte nichts! Es war natürlich nur eine kurze, oberflächliche Neigung, eine beiderseitige — Selbsttäuschung.

Franziska (in ihrem Zorn auflachend): Natürlich! Selbsttäuschung! Selbstverständlich! (Ihre Aufregung kaum mehr bemeisternd.) Oh, spielen Sie hier nur die Komödie fort, die Sie damals mit mir gespielt haben — Sie Mitgiftjäger, Sie!

Katzenberger: Erlauben Sie —!

Franziska: Nun haben Sie sich ja endlich die reiche Erbin ergattert — was wollen Sie denn noch hier? Ich — ich bin ja arm — und ein armes Mädel läßt man sitzen! Nicht wahr? Dem kann man ruhig das Herz brechen! Was liegt daran, wenn es stellenlos herumirren muß — mit seiner armen Mutter — —

Katzenberger: Oh, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte —

Franziska: Ach was! Lügen Sie nicht noch jetzt! Sie haben es ganz gut gewußt, aber Sie waren nur zu sicher, daß mein Stolz — — (Stark.) Ja, ich habe gehungert, habe gedarbt, jahrelang, (sich stolz aufrichtend) habe vom Morgen bis zum Abend schlecht gezahlte Stunden gegeben, um mich und meine Mutter zu erhalten, aber ich habe mich selbst auch wieder emporgearbeitet. Und nur auf eines hab' ich dabei gewartet, sehnsüchtig, auf den Augenblick, wo Sie wieder vor mir stehen würden, wo ich Ihnen zeigen könnte, wie sehr, wie vollständig gleichgiltig Sie mir geworden sind! — Jetzt endlich ist dieser Augenblick gekommen — und nun sind wir fertig miteinander!

Katzenberger (in Bewunderung, weicher): Franziska — jetzt, wo wir uns wiedergefunden haben —! Wo ich manches für euch tun könnte!

Franziska (einfallend): Ich verbiete Ihnen ein- für allemal, mich mit dieſem Namen zu rufen. Wir ſind miteinander fertig. (Mit einer Gebärde, wie wenn ſie etwas wegwürfe.) Zwiſchen uns beſteht fortan nichts Gemeinſames mehr, verſtehen Sie? — nichts Gemeinſames! Und nun (mit verabſchiedender Handbewegung) adieu, mein Herr! (Zu August, der leichenblaß dieſer Scene beigewohnt hat.) Komm, Auguſt!

Katzenberger: Gut, ich gehe! Aber nicht ohne Ihnen vorher auch meine Meinung geſagt zu haben, Gnädige!

Franziska (verächtlich): Sparen Sie ſich die Mühe! (Wendet ſich zum Gehen.)

Katzenberger (ohne ſich dadurch beirren zu laſſen): Sie glauben, ich habe unrecht an Ihnen gehandelt. Warum? Weil ich, der ich nichts hatte, nicht ein Mädchen heiraten wollte, das ebenfalls nichts hatte — ja, weniger als nichts, Sie verſtehen mich! Was für ein Leben hätten wir zu erwarten gehabt? Sorgen, Sorgen, und nichts als Sorgen! — Und ich wollte doch auch mein' Teil an den Freuden dieſer Welt haben — oder durfte ich nicht? Ich habe mir's durch eine entbehrungsreiche Studienzeit wahrlich verdient! — Und was wäre das Ende vom Liede geweſen? Wir wären unglücklich und uns ſchließlich beide zur Laſt geworden — und das iſt nun mein großes Unrecht, daß ich das verhindert habe! — Dankbar ſollten Sie mir ſein, daß ich Verſtand für uns beide gehabt habe. Sehen Sie denn nicht ein, daß es ſo nur zu unſer beider Glück war, ſo wie es gekommen iſt? Schmiedl iſt eben anders geartet als ich — ſagen wir (lächelnd) er iſt beſſer wie ich — und — Sie ſind glücklich miteinander geworden — oder nicht?

Franziska (zornig): Kümmern Sie ſich nicht um anderer Glück oder Unglück und — gehen Sie!

Katzenberger: Alſo keine Verſöhnung? Gut. Aber du, Schmiedl, du ſiehſt es doch wenigſtens ein?

Auguſt (tonlos): Ich — ich hab' nichts — weiter — zu ſagen —

Katzenberger: Na, dann iſt euch wohl nicht zu helfen! Ihr

versteht das eben nicht! Na, macht nichts! Mir schließlich auch recht! Adieu! (Rechts ab.)

(Pause. Schweigen. Franziska steht noch erregt da, mit funkelnden Augen, und wie über die Bedeutung dieser Scene nachdenkend. August ist wie gebrochen auf einen Stuhl gesunken.)

August: Franzi — warum — warum hast du mir denn nie davon erzählt?

Franziska: Weil ich — dir — keinen Kummer machen wollte —

August (mit ängstlicher Spannung, wie wenn sein Leben von der Antwort abhienge): Also — hast du — ihn — wirklich geliebt?

Franziska (sich die Hände vor's Gesicht haltend und ins Schlafzimmer entfliehend): Ja, ja! — Frag' mich doch nicht so dumm! (Schließt die Tür heftig hinter sich.)

August (der sich erhoben hatte und ihr nachgehen wollte, wieder auf den Stuhl zurücksinkend, matt): Ja — dummer August — umsonst — gelebt! (Plötzlich aufschreiend, die Hand auf dem Herzen, mit Anstrengung): Fran—zi! Fran—zi! Wasser! — mir is schlecht!

Franziska (hereinstürzend, hinter ihr Milli weinend): Was ist denn? — Um Gottes Christi willen!

August (matt): Wasser!

Franziska (holt es): Was ist dir denn, August?

August (nachdem er getrunken): Ich weiß nicht — so plötzlich — schick' um den Doktor!

Franziska: Ja, mein Engel! Sowie nur die Anna kommt! Leg' dich doch inzwischen ins Bett! (August geht, auf Franziska gestützt von Milli gefolgt, ins Schlafzimmer, wo er sich aufs Bett wirft. Durch die Tür rechts kommen Anna und Hansi.)

Hansi (laut): Guten Tag! Guten Tag! (Imitierend.) Habe die Ehre! (Da niemand dazu lacht, ängstlich ans Bett tretend) Papa?!

Franziska: Anna, laufen Sie schnell zum Doktor Rabler, sagen Sie, dem Herrn ist nicht wohl, er soll sofort kommen!

Anna: Gut, gnä' Frau! (Ab.)

(Gleich darauf von rechts Frau Sträuchl.)

August: Franzi, deck mich zu — mir wird so kalt! (Zittert am ganzen Leibe.)

Franziska: So, mein Schatz! (Ihn zudeckend.) Iſt dir nun beſſer?

Auguſt (gibt keine Antwort).

Franziska (durch die Tür Frau Sträuchl bemerkend): Ah, Frau Sträuchl! Kommen Sie nur weiter! Bitte!

Frau Sträuchl: Da bring' ich die Aſſmapulvern — is 'n Herrn Gemahl ſchlechter?

Franziska: Ach, Frau Sträuchl, mir iſt ſo ängſtlich — bleiben Sie doch ein wenig bei uns!

Frau Sträuchl (leiſe): Geb'n S' ihm halt die Pulvern —

Franziska (die Pulver nehmend und ſich Auguſt nähernd): Auguſt, willſt du etwas einnehmen? Frau Sträuchl hat dir Pulver gebracht, die ſehr gut ſein ſollen! —

Auguſt (ſchwach und zitternd): Nein — keine Pul—ver! Den Doktor.

Frau Sträuchl: Das is aber ſchad'! Die hätt'n ihm g'wiß g'holfen. — Ja, von was is denn das ſo plötzlich 'kommen? Hat er ſich über was aufg'regt? —

Franziska: Ja, ich glaub' — ſeine Ernennung —

Frau Sträuchl: So? — Ernennung? Zu was is er denn ernannt wur'n, der Herr Gemahl?

Franziska: Zum Profeſſor!

Frau Sträuchl: Zum Profeſſor? — Er is ja doch ſchon Profeſſor g'weſen — zu was brauchen's ihn da erſcht noch zu ernennen! Is das merkwürdig!

Franziska (nur halb hinhörend): Nun ja — er war — er hat bis jetzt bloß den Titel Profeſſor gehabt — jetzt iſt er aber wirklicher Profeſſor geworden — in Görz.

Frau Sträuchl: Und do wer'n S' verſetzt aa! — Wie mir dös aber lad tut! So a ſcheene Nachbarſchaft zu verlieren! — Na ja, dös muß aber an' angreifen! So, ſo, wirklicher Profeſſor is der Herr Gemahl wur'n — do muß ma ja eigentli gratalieren — net, Frau von Schmiedl?

Franziska (nach dem Vorzimmer gehend und horchend, zerſtreut): Danke, danke, Frau Sträuchl!

Auguſt (ſich aufrichtend): Fran—zi! Kinder! Meine! — (Röchelnd): — Nein — nicht umſonſt! (fällt tot zurück.)

Franziska (zu ihm ſtürzend): Auguſt! Auguſt! (Weinend) Stirb uns nicht! Verlaß uns nicht, Herr im Himmel! — —

Die Kinder (weinen laut).

Frau Sträuchl: Dös hob'n S' mit der ganzen Ernennerei! An' totkranken Menſchen tan ſ' ernennen! Hätt'n ſ' 'n net friher ernennen kennen? — — Und net amal eing'ſegent is er wor'n!

Vorhang.

Peter Altenberg.

Cyklus: Ljuba.

Sehnsucht.

Lieb' ich dich?!? Lieb' ich dich nicht?!!
Ich ſehne mich nach dir!
Beiſammenſein iſt ſtumpfes totes Glück,
Lebendiges Glück jedoch iſt nur mein Sehnen!
Wenn du nicht da biſt, ſchleicht das bittere Gift der Sehnſucht in mein Herz, das ſüße Gift;
Indem ich fühl', ich könnt' ihm nicht entrinnen,
Fühl' ich erſt meiner Liebe holde Kraft!
Denn Liebe iſt das Unentrinnbare.
So mancher mag in deiner ſüßen Nähe begeiſtert ſein — — —
Mich aber macht erſt liebeskrank die Ferne!
Und mißt der andere ſeine Leidenſchaft an hellem Glück des Nahe-Seins bei dir,
Meß' ich ſie an der dunklen Sehnſucht nach der Fernen!
Wer trinkt, genießt,

Wer dürſtet, liebt den Trunk!
Lieb' ich dich?!? Lieb' ich dich nicht?!!
Ich ſehne mich nach dir!
Beiſammenſein iſt ſtumpfes totes Glück,
Lebendiges Glück jedoch iſt nur mein Sehnen!

Ljuba.

Die da nicht kommen an deinen Tiſch,
Die ſind klüger als ich!
Die ſchützen ſich!
Ich aber, gleich der Motte im Lichte,
Mache meinen Selbſterhaltungstrieb zunichte!
Ich will lieber in Licht und Hitze ſterben,
Als geſichert um Anna oder Grete werben!
Die da nicht kommen an deinen Tiſch,
Die ſind dümmer als ich!
Sie ſchützen ſich!

Die ruhigen Stunden.

Ich bin erſtaunt über die ruhigen Stunden — — — —
Und dennoch kommen ſie!
Wie eine Krankheit, die man überwunden — — — —.
Man nennt den ſüßen wunderbaren Namen dann ſo ſanft und klar:
„Ljuba — — —"
Und weiß nicht mehr, daß er vor einer Stunde noch ſchwer und bitter war,
Ein Schickſal in ſich tragend,
Kränkend, nagend!
Ich bin erſtaunt über die ruhigen Stunden,

Da bei Kaffee, Cigarette und der Preſſe
Man wieder nimmt am Alltag Intereſſe.
„Wo wird ſie ſein und wie, was wird ſie thun und laſſen?!?
Trägt ſie die blaue Seidenblouſe, ſchläft ſie gut?!!
Fühlt ſie ſich glücklich, fühlt ſie ſich verlaſſen?!?“
Bedrückende Geſpenſterfragen, ſie verblaſſen
Im Tageslicht des Alltags!
Und die Seele ruht — — —.
Ich bin erſtaunt über die ruhigen Stunden,
Da bei Kaffee, Cigarette und der Preſſe
Man wieder nimmt am Alltag Intereſſe.
Doch wie ein Fieber, das ſich mählig kündet, heranſchleicht aus den tiefſten Gründen kranker Herzen,
— Man war noch eben aufgelegt zu ſcherzen —
Kommt nun die Unruhe, drückt dich nieder,
Macht zur Momenttragödie den Alltag wieder!
„Wo wird ſie ſein und wie, was wird ſie thun und laſſen?!?
Trägt ſie die blaue Seidenblouſe, ſchläft ſie gut?!?
Fühlt ſie ſich glücklich, fühlt ſie ſich verlaſſen?!?“
Und ſchmerzen wieder hundert Sehnſuchtswunden,
Iſt man erſtaunt über die ruhigen Stunden!

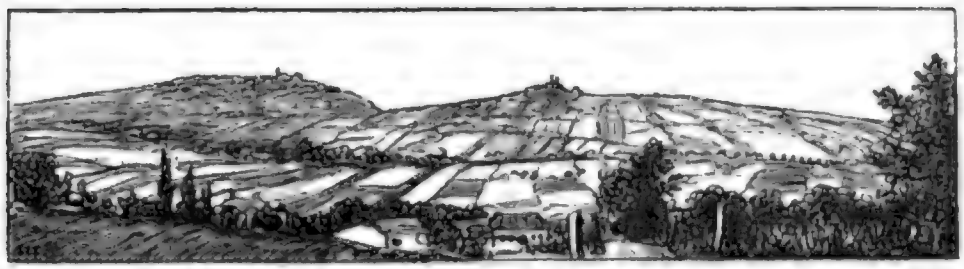
Das neue Kleid.

„Kommen Sie morgen mich anſchaun in meinem neuen Kleid — — —.“
Ich aber war nicht dazu bereit.
Ich kam nicht dich anzuſchaun in deinem neuen Kleid.
Und es that mir auch gar nicht leid.

Hätteſt du geſagt: „Morgen dürfen Sie meine Fingerſpitzen berühren — — —,“
Ich hätte die Nacht ſchlaflos verbracht,
Hätte bei Schnee und Wind bei deinem Thore gewacht,
Hätte nichts gegeſſen, nichts getrunken,
Wäre vor Sehnſucht umgeſunken!
O Gott, wir leben doch im lebendigen Leben,
Können daher es nicht billiger geben!
Für leeren Ritterdienſt bin ich zu alt,
Für echten Liebesdienſt biſt du zu kalt!
Dein altes Kleid und dein neues Kleid
Schaffen mir nur Herzeleid.
Ein jedes deine Schönheit barg
Wie ein Sarg.
Hätteſt du zu mir geſagt: „Morgen dürfen Sie meine Fingerſpitzen berühren — — —,“
Ich hätte die Nacht ſchlaflos verbracht,
Hätte bei Schnee und Wind an deinem Thore gewacht,
Hätte nichts gegeſſen, nichts getrunken,
Wäre vor Sehnſucht umgeſunken!
So aber warſt du gnädig wie alle Frauen:
„Sie dürfen mich morgen im neuen Kleid erſchauen!“
Da kam ich nicht,
Ich Wicht!
Ich dachte an deine geliebten Finger,
Und von meiner Liebe nicht geringer,
Trotzdem ich nicht kam, Lieblichſte der Frauen,
Dich im neuen Kleide anzuſchauen!

Und endlich ſtirbt die Sehnſucht doch.

Und endlich ſtirbt die Sehnſucht doch — — —
Wie Blüten ſterben im Kellerloch,
Wenn ſie ewig auf ein bißchen Sonne warten.
Wie Thiere ſterben, die man lieblos hält,
Und alles Unbetreute in der Welt!
Man denkt nicht mehr: „Wo wird ſie ſein! —?!?“
Ruhig erwacht man, ruhig ſchläft man ein.
Wie in verwehte Jugendtage blickſt du zurück
Und irgend einer ſagt dir weiſe: „'s iſt dein Glück!“
Da denkt man, daß es vielleicht wirklich ſo iſt,
Wundert ſich ſtill, daß man doch nicht froh iſt — — —.



Raoul Auernheimer.

Orthographie.

Der Dichter Philipp Reimann begab ſich von ſeiner Geliebten nach Hauſe. Er hatte bei Madeleine zur Nacht geſpeiſt, dann hatten ſie ein paar Cigaretten geraucht, und ſie hatte ihm eine Novelle aus ihrer Feder vorgeleſen, wobei ihn langſam ſchläferte. Fünf Minuten vor Zehn mußte er gehen, mit Rückſicht auf den Hausbeſorger, denn Madeleine war Witwe. Übrigens ging er ganz gerne.

Er kannte ſie ſeit ungefähr einem Jahre, aber in der letzten Zeit begann ſie ihn zu langweilen. Gewiß, ſie war ſchön und kultiviert und fein erzogen und intereſſierte ſich für eine Menge ſchöner Dinge, die auch ihm am Herzen lagen. Dennoch verſtimmte es ihn manchmal, wenn ſie mit ihm von Kunſt ſprach, von dieſer ewigen Kunſt, der er ſein Leben geopfert hatte, und die er eben darum manchmal haßte — beſonders an Frühlingsabenden und nach dem Nachtmahl. Aber ſie ſprach immer von der Kunſt, auch an Frühlingsabenden.

Zumal heute hatte ſie ſich förmlich nicht genug thun können in dieſer Hinſicht, und gerade heute war er ſo

gar nicht aufgelegt geweſen zu weſenloſem äſthetiſchen Geſchwätz. Die Fenſter des Zimmers, in dem er und Madeleine ſpeiſten, waren weit offen geſtanden, und draußen breitete der Vollmond ſeinen ſilbernen Mantel über die dunkeln Gärten, Dächer und Thürme der Stadt, die in einer mäßigen Entfernung zu einer ſchweren, ſchweigenden und geheimnisreichen Maſſe verſchmolzen, aus der es nur da und dort flüchtig ſilberig aufblitzte, wenn das Mondlicht eine ſpiegelnde Scheibe traf oder auf einem glänzenden Schieferdach einen Augenblick verweilte. Während Madeleine allerhand erzählte, trat der Dichter ans offene Fenſter und trank mit geſchloſſenen Augen die magiſch leuchtende Mondluft, die in einem breiten Strome durch das hohe Fenſter hereinquoll und ſeine ganze Geſtalt überſtrömte. Nach einer Weile trat Madeleine zu ihm, legte ihre feine, von der Manicure gepflegte Hand auf ſeine Schulter und ſagte leiſe:

„Was macht dein neues Stück, Philipp?“

„Es geht nicht,“ ſagte er unwirſch, mit leicht gerunzelten Brauen, peinlich berührt von dieſer banalen und deplacierten Frage. Und ſchweigend folgte er mit den Augen einem Liebespaar, einem Soldaten mit einer Köchin, die drunten vor der Villa in der nächtigen Allee auf- und niedergingen.

Später beim Nachteſſen hatte Madeleine ſeine Verſtimmtheit bemerkt und ſie zum willkommenen Anlaß genommen, um ſich in pſychologiſchen Analyſen ſeiner und ihrer Natur zu ergehen, die ſie liebte. Zum hundertſtenmal, ſeit ſie ſich kannten, erklärte ſie ihm ſeinen Charakter, vertiefte ſich ſodann in ihre eigene Art, die ſie gerne und oft beleuchtete, verglich ſie ſchließlich beide mit Geſtalten

aus gewiſſen modernen Romanen und Theaterſtücken, und ergab ſich einer Menge von Betrachtungen und zum Teil recht geiſtreichen Reflexionen, die ihm die Freude an dem guten Eſſen verdarben. Ohne zu antworten, ſtand er auf, trat neuerdings ans Fenſter, ſchaute in die glänzend weiße Mondſcheibe, die in der ſchwarzblauen Unendlichkeit des Himmels ſchwamm, und grübelte über ein Wort, ein Bild, mit deſſen Hilfe man dieſen Zauber feſthalten könnte.

Da er ſo wortkarg war, hatte ſie ſeufzend ihr Manuſkript geholt und begann ihm vorzuleſen. Seinerzeit, zu Beginn ihrer Beziehungen, hatten ihm ihre literariſchen Gehverſuche Spaß gemacht, ſeit einiger Zeit ermüdeten ſie ihn. Allein daran gewöhnt, daß man ihm vorlas, hörte er geduldig zu. Nur als ſie nach beendeter Lektüre auf einem Urtheil beſtand, hatte er ihr mißlaunig, wie er war, Grobheiten geſagt über ihre Arbeit, die ſie demütig, gebeugt vor ſeiner Autorität in literariſchen Dingen, entgegennahm. Schließlich hatte ſie ihm das Wort abgenommen, morgen wiederzukommen und den Roman des begabten W. mitzubringen, der ſeit einiger Zeit von ſich reden machte. Dann hatte ſie ihn mit einem kühlen Kuß entlaſſen, den er kaum erwiderte.

Das war ein Abend bei ſeiner Geliebten, um deren Beſitz ihn hundert Bewunderer ihres Geiſtes, ihrer Schönheit beneideten! Er gähnte.

Nun ſtand er unten auf der Straße, die zwiſchen den dunkeln Alleen, die ſie ſäumten, unwahrſcheinlich weiß im Mondlicht hinfloß, gleich einem leuchtenden Strome zwiſchen hohen dunkeln Ufern.

Er zündete eine Zigarre an und trat nachdenklich in die Allee ein. Sofort bemerkte er wieder die Liebenden,

die ſchweigend vor ihm hergingen, ſich an den Händen führend wie zwei Kinder. Nun kehrten ſie zum zwanzigſtenmale um. Der Dichter trat ſeitwärts in den Schatten der Bäume, und es gelang ihm unbemerkt zu bleiben. Die Beiden, die ſich unbeobachtet wähnten, machten gerade vor ihm halt und küßten ſich lang und innig. Kichernd ſagte das Mädchen:

„Nein, wie einen dein Schnurrbart kitzelt . . .“

Der Dichter ſtrich ſich den Schnurrbart und dachte im Weiterſchreiten: „Warum ſagt Madeleine niemals ſo etwas Einfaches, Naives! Immer iſt ſie kompliciert, intellektuell, nie iſt ſie Weib . . .“

Auf dem Heimweg, den er zögernd antrat, dachte er fortwährend grollend an Madeleine. Schlecht gelaunt, wie er nun einmal war, legte er ihr eine Menge häßlicher Eigenſchaften bei, die ſie gar nicht hatte, und verſchwieg ſich gefliſſentlich die Vorzüge, die ihr eigen waren. Es bereitete ihm ein grauſames Vergnügen, ſich über die Kleinheit, Verbogenheit und Verlogenheit ihres Charakters klar zu werden, im Geiſte gleichſam Feuer auf ſie zu ſchütten. Er zankte mit ihr, er beſchimpfte, verleumdete ſie. Plötzlich fiel ihm ein, daß es doch ſeine Geliebte ſei, die er ſolcherart vor ſich ſelbſt herabſetzte. „Geliebte!“ lachte es in ihm. „Gehaßte!“ wäre beſſer, denn er haßte ſie, heute haßte er ſie. Aber hatte er nicht noch alle ſeine Geliebten nach einiger Zeit gehaßt? Wenn er aufrichtig genug war, mußte er dieſe Frage bejahen. Nun erſchrak er vor den Abgründen der eigenen Seele und ging traurig weiter.

Bei der Stadtbahnſtation, als er eben eintreten wollte, karambolierte er mit einem ſchlanken, jungen Mädchen, das in Eile auf die Straße wollte.

„Pardon!“ ſagte er, den Hut berührend. „Hab' ich Ihnen weh gethan?“

„O nein,“ lächelte ſie. „Ich bin noch ganz!“

Die prompte Antwort gefiel ihm, auch ihr ſchelmiſches Lachen gefiel ihm, das ihr ſchönes und gutes Geſichtchen gleichſam öffnete. Da ſie weiter wollte, trat er an ihre Seite.

„Warum haben Sie's denn auch gar ſo eilig, ſchönes Fräulein?“

„Weil's ſchon ſpät iſt!“ ſagte ſie bedenklich, ihren Schritt verzögernd. „Ich bekomm's von der Mutter. Haben Sie vielleicht eine Uhr?“ ſetzte ſie hinzu.

Er hatte eine. Er ſagte ihr, wie ſpät es ſei, und ſie geſtattete ihm, ſie ein Stück weit zu begleiten.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht,“ ſagte ſie.

Unterwegs erkundigte er ſich nach ihren Verhältniſſen. Dieſe waren einfach genug. Sie ſtammte aus einer kleinen Beamtenfamilie, lebte bei ihrer verwitweten Mutter in Hietzing und war Probiermamſell in einem ſtädtiſchen Modemagazin. Manchmal bekam ſie von ihrem Chef oder von einer Kollegin eine Karte für die Oper, wie dies auch heute der Fall geweſen war. Das war ihr einziges Vergnügen.

Der Dichter ſchrieb ſich ihre Adreſſe auf und verſprach, ihr gelegentlich einen Sitz für die Oper zu ſenden.

„Ich bin ein bischen mit der Intendanz bekannt,“ protzte er.

„Gehn's!“ ſagte ſie mit einer ſcheuen Hochachtung, die ihn amüſierte.

Beim Hausthor ſtellte er ſich vor, und zwar gegen ſeine Gewohnheit unter ſeinem wirklichen Namen. „Philipp

Reimann," ſagte er. Der Name war ihr völlig unbekannt, machte nicht den geringſten Eindruck auf ſie. Aber als der Hausbeſorger hinter dem niedrigen runden Hausthor hörbar wurde, reichte ſie dem Dichter in Eile eine von den rothen Nelken, die ſie loſe in der Hand trug.

„Für die Begleitung!" ſagte ſie ſchelmiſch.

Er wollte ihr die Hand küſſen, ſie entzog ſie ihm lachend und ſchlüpfte ins Thor. Der Dichter ſchaute ihr nach.

Frieda hieß ſie! Auf dem Nachhauſeweg, den er nun wirklich und in beſter Laune antrat, wiederholte er ſich mehrmals dieſen einfachen Namen. Und er ſtellte ihn im Geiſte neben „Madeleine". Frieda und Madeleine, das waren zwei Welten. Jede hatte das, was der anderen fehlte. Aber da er Madeleine beſaß, entſchied er ſich für Frieda.

Am nächſten Morgen erhielt er ein Billett von Madeleine, in dem ſie ihn bat, am Abend nicht zu kommen, da eine befreundete Pianiſtin ſich bei ihr angeſagt hätte, deren Bosheit ſie fürchte. Sie erinnerte ihn noch an den Roman und bat ihn, ihr das Buch durch ſeinen Diener zu ſenden.

Dieſe wenigen Zeilen waren in einer ſorgfältig gewählten, durchaus literariſchen Form geſchrieben, tadellos ſtiliſiert, ebenſo wie die anderen Billette und Briefe, die in ſeinem Schreibtiſch aufgeſtapelt lagen und einen leichten, vornehmen Duft ausſtrömten. Er nahm mehrere dieſer Briefe vor und las ſie flüchtig durch. Sie glichen einander wie die Blätter eines Baumes, alle akademiſch in Form und Inhalt, alle vornehm, gedämpft und kühl. Niemals, auch nicht an den bewegteſten Stellen, hatte ſie einen Beiſtrich

vergeſſen, niemals gegen die Orthographie gefehlt. Höhniſch lächelnd, legte er ſie beiſeite, ſtieß die Lade zu.

Dann ging er nach der Stadt und beſorgte zwei Galeriekarten für die Oper, deren eine er Frieda ins Geſchäft ſchickte.

* * *

Er war ſchon lang nicht auf der Galerie geweſen und als er ein bischen ſchwerfällig die Treppen hinanſtieg, hatte er im Steigen das Gefühl, als würde er wieder jung. Hier war er als Gymnaſiaſt geſtanden, als Student geſeſſen, hier hatte er als junger Mann gehauſt, hatte Elevinnen und Modiſtinnen angeſprochen, Bekanntſchaften gemacht und unzählige Eindrücke geſammelt, die er ſpäter verwerthete. Dann war er langſam, im Maße, als er berühmt wurde, herabgeglitten, und mit Madeleine hatte er nur noch im Parkett geſeſſen. Aber nun, mit Frieda, ging er wieder auf die Galerie, das war luſtig.

Sie hatte ihren Platz bereits inne, als er hinunterſtieg, und begrüßte ihn verlegen. Während die Ouverture ſpielte, betrachtete er ſeine Nachbarin. Sie war ärmlich gekleidet, trug eine weiße Battiſtbluſe, der man es anſah, daß ſie bereits gewaſchen war. Sie hatte keinerlei Schmuck angelegt, auch nicht einen einzigen Ring an den kleinen, feſten Händen, die ſie der nicht mehr ganz einwandfreien braunen Handſchuhe entkleidet hatte. Aber die dürftige Toilette war nicht imſtande, den Liebreiz ihrer holden Geſtalt zu unterdrücken, und unter dem kunſtlos aufgeſteckten löwenfarbenen Haar blitzte ein Paar herrlicher Augen wie zwei in Perlmutter gefaßte Edelſteine.

Auch war er weit davon entfernt, ſich ihres geringen Anzuges zu ſchämen. Im Gegenteil, es machte ihm ge-

wiſſermaßen Spaß, daß er, der berühmte Dichter, da im feſtlich erleuchteten Theaterſaal neben einem ſchlichten Mädel aus dem Volke ſaß, und als ſich die Gläſer aus einer Loge im erſten Rang, wo Bekannte ſaßen, neugierig auf ihn und ſeine Nachbarin hefteten, empfand er jene gewiſſe höhniſche Genugthuung, die jeder Künſtler empfindet, wenn es ihm gelungen iſt, den Philiſter zu ärgern.

Man gab „Fauſt", dieſe verliebteſte aller Opern, und bei den rührenden Scenen weinte Frieda. Der Dichter ſah es, und betrachtete gerührt, wie in der Wahnſinnsſcene ſich zwei ſchwere Thränen langſam von ihren langen Wimpern löſten und hurtig an den runden Wangen herablaufend eine feine roſige Spur auf der Haut zurückließen. Madeleine hatte er nie im Theater weinen geſehen; ſie war zu raffiniert und zu wohlerzogen dazu.

Vier Wochen nach jenem erſten Theaterabend wurde Frieda ſeine Geliebte. Ihre Tugend, von Haus aus nicht ſchwächer als die der Mädchen aus den beſten Häuſern hinter Grundſätzen verſchanzt, hielt dennoch dem Anſturm ſeiner machtvollen Perſönlichkeit nicht ſtand. Auch liebte ſie den bleichen Dichter mit der hohen Stirn, den leidenden Augen und dem ſtolzen Mund.

Der Bruch mit Madeleine ging ohne große Schrecken, ja ohne dauernde Entfremdung vor ſich. Die Liebe war eben reif zum Brechen geweſen — auf beiden Seiten; ein Huſarenleutnant war ſein Nachfolger. Madeleine nahm die Untreue des berühmten Mannes zur Kenntnis, dachte darüber nach, bemühte ſich eine Zeitlang vergeblich, in Wunden zu ſchwelgen, die gar nicht vorhanden waren, und machte ſchließlich aus ihren gemiſchten Gefühlen eine ſentimentale Novelle, die Reimann liebenswürdig genug war

zu korrigieren und ſeinem Verleger zu empfehlen. Madeleine und er blieben Freunde.

Nur wenn er ihr von ſeinem jungen Glück erzählte, kam ein böſer Zug in ihr feines Geſicht, als wüßte ſie alles voraus. Allein er ließ ſich das nicht anfechten und ſchwelgte im Beſitze Friedas.

Nach acht Wochen, als ſie einmal verhindert war, zum Rendezvous zu kommen, ſchrieb ſie ihm den erſten Brief. Schon ſchrieb ſie ſeinen eigenen Stil, den Stil nämlich, deſſen er ſich im Geſpräch bediente, wenn er ſich ein wenig gehen ließ, aber ſie ſchrieb ihn voll orthographiſcher Fehler. Reimann lächelte glücklich und nachſichtig und küßte das ungeſchickte kleine Briefchen, in dem eine treue und einfältige Seele laut wurde, die nur dieſes einzige Ziel kannte: Ihn, den Geliebten, anzubeten. Die orthographiſchen Fehler ſtörten zwar, aber abends, als er ſie in ſeinen Armen hielt und küßte, waren ſie wieder vergeſſen.

Gegen den Herbſt zu war Frieda gezwungen, vierzehn Tage mit ihrer Mutter fern von Wien zu verbringen. Nun ſchrieb ſie ihm täglich acht Seiten lange Briefe, manchmal ſo buntes und thörichtes Zeug, daß er Mühe hatte, ſich in dem Gekritzel zurecht zu finden. Die Briefe ſtrotzten von Fehlern.

Sie ſchrieb ihre eigene Orthographie, die mit der in den Schulen gelehrten nicht den geringſten Zuſammenhang beſaß. Dennoch herrſchte eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit, die dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen konnte. Mit einer ſchönen Konſequenz verwechſelte ſie zum Beiſpiel den Artikel „das“ mit der Konjunktion „daß“. Sie ſchrieb „d a ß Kleid“, aber: „ich will, d a s du mir täglich ſchreibſt.“ Ein Dehnungszeichen ſetzte ſie nur dort, wo

es nicht hingehörte, und mit den Doppelkonſonanten lebte ſie auf ſehr geſpanntem Fuß. Eine Zeitlang amüſierte ihn das alles.

Aber ſowie er ſich anſchickte, einen dieſer Briefe zu beantworten, verdroß es ihn, daß ſie ſo viele Fehler machte. Er nahm ſich vor, ihr davon zu ſagen, und ihren Sinn für Orthographie heranzubilden.

Als ſie vom Lande zurückkehrte, legte er ihr alle die rothen und blauen Briefchen und Kärtchen im korrigierten Zuſtand vor. Sie nahm die Sache leicht, lachte und fiel ihm um den Hals. Er lachte gleichfalls und begann ihr die einzelnen Fehler zu erklären. Sie ſaß dabei auf ſeinen Knieen, die Hand auf ſeiner Schulter, und ſagte nur immer: „Natürlich, das iſt falſch, natürlich, das wird ſo geſchrieben . . .“ als wüßte ſie all das ſo gut wie er . . . Und zwiſchendurch küßte ſie ihn, bis er ſchließlich zu erklären aufhörte.

Acht Tage ſpäter ſchrieb ſie ihm wieder und machte genau dieſelben Fehler.

Er korrigierte immer und immer wieder, unermüdlich, feſt entſchloſſen, ihr die Orthographie um jeden Preis beizubringen. Manchmal wurde er ungeduldig, ſetzte eine ſtrenge Lehrermiene auf und zankte ſie tüchtig aus. Das amüſierte ſie nur. Aber wenn er ironiſch wurde, ſo verzog ſie das Geſicht wie ein Kind und begann bitterlich zu weinen. Orthographiſch ſchreiben lernte ſie darum doch nicht.

Allmählich irritierte ihn das, beſonders als er einſah, daß alle ſeine Mühe vergeblich ſei. Daß ſie ſo ungebildet war, nahm er als etwas Gegebenes hin, aber daß ſie nicht bildungsfähig war, das verübelte er ihr.

Auch blieb es nicht bei der Orthographie; mit der Zeit entdeckte ſein kritiſch gewordener Blick, daß ihr auch auf anderen Gebieten jene feine Erziehung mangeln, die nur das Ergebnis einer ſyſtematiſchen jahrelangen Geiſtesbildung ſein kann. Dies zeigte ſich vor allem in Fragen des Geſchmackes. Daß ſie, die nicht orthographiſch ſchreiben konnte, auch kein literariſches Urteil beſaß, hätte er verhältnismäßig leicht ertragen, umſomehr, als er ja auch der ſo gebildeten Madeleine keines zugeſtand. Immerhin ſchmerzte es ihn auf die Dauer, wenn ſie Keller herabſetzte und für die Eſchſtruth ſchwärmte. Und als ſie ſchließlich den „Grünen Heinrich“ ihm zuliebe las und das ſchöne Buch ſichtlich gezwungen lobte, war ihm das natürlich auch nicht recht.

Schlimmer aber machte ſich der gänzliche Mangel an Sprachenkenntniſſen fühlbar. Er liebte es, im Geſpräch hie und da eine franzöſiſche Phraſe, ein engliſches Sprichwort zu gebrauchen. Das mußte er ihr dann immer erſt weitläufig überſetzen, was ihn nervös machte.

Auch in der Sprache verriet ſich die mangelnde Bildung. Sie ſprach einen leichten Dialekt, das wäre noch hingegangen. Aber ſie vernachläſſigte Endungen, verwechſelte den Dativ mit dem Accuſativ, bildete falſche Imperfekta, und jede gewähltere Wendung war ihr völlig fremd. Dieſe Mängel empfand er umſo peinlicher, als er ſelbſt ein Stiliſt erſten Ranges war und einen großen Teil ſeiner Erfolge ſeiner raffinierten Wortkunſt verdankte.

Schließlich kam er dahinter, daß ſie ſich auch unorthographiſch benahm, unorthographiſch kleidete, unorthographiſch ging, ſtand und lachte. Überall ſah er nun Fehler. Wie ſie ein S beim Schreiben vergaß, ſo geſchah es auch,

daß ſie ein Haftel an ihrer Bluſe offen ließ, daß irgendwo ein Knopf fehlte, daß ſie vertretene Schuhe trug, eine geſchmackloſe Blume am Hut, ein ſchreiendes Band um den Hals, eine unmögliche Krawatte unter dem Kinn. Und all dieſe tauſend Nichtigkeiten in der Toilette, die man nur bemerkt, wenn ſie nicht vorhanden ſind, thaten ſeinen verwöhnten Augen weh, beleidigten ſeinen Schönheitsſinn, und konnten ihn in einer Weiſe verſtimmen, daß er darüber immer mehr Friedas reizende und echte Eigenſchaften vergaß, ihre Treue, Natürlichkeit und Einfachheit, Eigenſchaften, die ihn vom erſten Augenblicke an bezaubert hatten und immer dieſelben blieben.

Und ſchon kam es manchmal ſo weit, daß er ſich ihrer ſchämte.

* * *

Die Orthographie warf einen ſchweren Schatten über das ſchöne und innige Verhältnis, und der Dichter ſah das Ende mit Bangen voraus. Er hatte noch jede ſeiner Geliebten nach einer gewiſſen Zeit aus irgend einem Grunde zu haſſen begonnen, ſollte das auch Friedas Schickſal ſein? Er wollte nicht, er wollte ſie ſich erhalten um jeden Preis. Da galt es um ſein Glück zu ringen.

Er begann das Unorthographiſche ihres Weſens auf jedem Gebiete verzweifelt zu bekämpfen. Wie er zuerſt ihre Briefe korrigiert hatte, ſo beſſerte er bald an ihrem ganzen Weſen herum, ſtrich alles, was ihm mißfiel, ſofort und energiſch roth an. Bald war ihr Zuſammenſein ein ewiges Schulehalten, ein ewiges Nörgeln, Sticheln und Quälen ſeinerſeits. Manchmal wurde ihr das zu dumm, und ſie machte ihm eine Scene. Manchmal weinte ſie bitterlich und ſah ihn ſtumm und vorwurfsvoll an, mit

einem Blicke, der ihm ins Herz ſchnitt. Dann fluchte er ſeinem unglücklichen Temperament, kniete vor ihr hin, küßte ihre Hände, bat ſie um Verzeihung und verſprach ihr, ſich zu beſſern. So wie ſie gut war, fing es wieder an, ärger wie vorher. Aber ſie wurde immer wieder gut. Wenn ſie auch manchmal in Zorn geriet, ſo ertrug ſie doch alles in allem ſeine Launen und Quälereien mit einer wahren Engelsgeduld, ordnete ſich widerſpruchslos ſeinen Befehlen und ſeinem Geſchmacke unter, und arbeitete mit heißem Bemühen an ihrer Verfeinerung — freilich ohne ſichtlichen Erfolg. Denn ebenſowenig wie er ſich ändern konnte, vermochte ſie es. Aber dieſe Erkenntnis machte ihn nur noch zorniger.

Unter anderem paßte ihm auch ihre Stelle als Probiermamſell auf die Dauer nicht. Glücklicherweiſe beſaß Frieda eine ſehr ſchöne Stimme, und eine renommierte Geſangslehrerin machte ſich anheiſchig, das ſchöne und energiſche Mädchen für die Bühne auszubilden. Frieda war, wenn auch widerſtrebend, einverſtanden. Sowie ſie aber einmal in der neuen Karriere drinnen war, bekam ſie Luſt, und machte raſche Fortſchritte im Geſang. Außerdem hielt ihr Reimann einen Lehrer, der Supplent an einem Gymnaſium war und die Elevin in Grammatik und Orthographie, ſowie in den Anfangsgründen des Franzöſiſchen unterrichtete.

Nun begann ſie ſich allmählich zu verändern. Im Anfang ging es langſam, kaum merklich, allmählich aber ſowie ſie ſicherer wurde, immer ſchneller. Zuerſt lernte ſie ſich mit Geſchmack kleiden, dann ſprechen, ſich benehmen, und ſchließlich gab auch die Orthographie nach, die Schrift, der Stil verbeſſerte ſich, ſie machte weniger Fehler. Bald

lernte ſie, ſich über ein Buch, das ſie geleſen, Rechenſchaft zu geben, wußte über ein Bild, ein Stück zu ſprechen, bekam ein eigenes Urteil, das ſie oftmals ſogar der entgegengeſetzten Anſicht des Geliebten gegenüber zu ſeiner Freude aufrecht erhielt. Mit einem Wort, ſie wurde eine Perſon.

Auch äußerlich veränderte ſie ſich. Ohne gewachſen zu ſein, ſchien ſie doch größer geworden, ſchöner, freier, und in ihre Züge war ein Ausdruck von Geiſtigkeit gekommen, der früher gefehlt hatte. Reimann, der die Dichtergabe beſaß, im Gegenwärtigen das Vergangene nicht zu vergeſſen, betrachtete ſie oft mit einem freudigen Staunen. Wo war es, das Vorſtadtmädel, das er vor drei Jahren bei der Stadtbahnſtation angeſprochen und nach Hauſe begleitet hatte? Das Fräulein dort am Klavier war eine vollendete Dame. Das Fräulein dort war ein feines, bezauberndes Geſchöpf, eine holde Frauenblüte, die Natur und Kultur wunderbar vereinte, die küſſen konnte, aber auch plaudern, die jedermann auf den erſten Blick gefangen nahm, der jedermann eine glänzende Zukunft prophezeite.

Wer aber hatte ſie zu dem gemacht, was ſie war? Er! Er allein hatte ſie geſchaffen! Dieſes Bewußtſein verlieh ſeiner Liebe den letzten geiſtigen Reiz. Denn nun liebte er in Frieda nicht nur die Geliebte, ſondern ſein eigenes Werk, das Produkt ſeiner geiſtigen Kraft und Perſönlichkeit, das eine gar liebliche Geſtalt angenommen hatte und lächelnd und vielbewundert in der Welt herumging.

Darum liebte er ſie mehr als jede ihrer Vorgängerinnen, liebte ſie abgöttiſch, mit der ganzen eiferſüchtigen Zärtlichkeit und Kraft, deren ſein großes und närriſches Dichterherz fähig war.

Und darum traf es ihn wie ein Fauſtſchlag mitten ins Geſicht, als Frieda, die auf ein paar Wochen verreiſt geweſen, ihm eines Tages mitteilte, daß ſie ihn nicht mehr liebe, ſich entſchloſſen habe, der Bühnenkarriere zu entſagen, und den Lehrer zu heiraten, der ſie im Deutſchen und Franzöſiſchen unterrichtet und zu dem gemacht habe, was ſie geworden ſei . . . Sie bat ihren Dichter ſich zu tröſten, und ſchloß mit den Worten: »Ça c'est la vie . . .«

Es war ein vier Seiten langer, eng geſchriebener, tadellos ſtiliſierter Brief. Und nicht ein einziger orthographiſcher Fehler war darin. . . .

Hermann Bahr.

Der Miniſter.

Pantomime.

(Aus einer Reihe: Exiſtenzen.)

Die Bühne in der Mitte geteilt. Links das Zimmer des Miniſters, rechts ein Warteſaal. Empire. Im Zimmer des Miniſters ein großer Tiſch mit Akten; Bücherkäſten mit Vorhängen aus grüner Seide; eine Büſte der Minerva. In der Mitte der Wand, die das Zimmer vom Saale trennt, eine Flügelthüre, weiß mit goldenen Leiſten. Im Warteſaale an der Wand Sitze aus rothem Sammt; im Hintergrunde eine Flügelthüre, durch welche man auf den Korridor und die breite Stiege ſieht; links von dieſer Thüre ein ſchmales Tiſchchen mit einem goldenen Stuhl. Hier ſitzt der Diener des Miniſters, im Frack mit Orden. Die Deputationen treten vom Korridor ein und geben beim Diener ihre Karten ab, der dieſe der Reihe nach auf dem Tiſchchen ordnet. Wenn der Miniſter klingelt, gibt der Diener der Deputation, an der die Reihe iſt, mit dem Zeigefinger ein Zeichen, die Herren ordnen vor dem Spiegel ihre Krawatten und Fräcke, der Diener legt ihre

Karten auf eine Tafel aus Silber, tritt in das Zimmer des Miniſters, ſchließt die Thüre, reicht dem Miniſter die Karten, die dieſer nimmt und in der Hand behält, worauf der Diener ſich umwendet, die Thüre öffnet, die Deputation eintreten läßt, dann in den Saal tritt, die Thüre hinter der Deputation ſchließt und ſich an das Tiſchchen ſetzt. Wenn der Vorhang aufgeht, liegt der Miniſter, ein gemütlicher, ſchwerfälliger, alter Herr mit einer großen Brille, in der Erſcheinung und im Ausdruck etwa an den alten Sarcey erinnernd, im Fauteuil an ſeinem Tiſche und ſchläft. Der Diener ſitzt am Tiſchchen und nimmt eben einer Deputation, die aus dem Korridor kommt, die Karten ab. Im Saale ſind etwa dreißig Perſonen, einzelne, die für ſich ſtehen und, indem ſie die Lippen bewegen, noch einmal ihre Anſprache memorieren, und Gruppen, die ſich ängſtlich beiſammenhalten und kaum von Zeit zu Zeit einmal ſich etwas ins Ohr zu ſagen wagen; ſie zupfen immer wieder an ihren Fräcken, blicken nach dem Spiegel und bewegen ſich vorſichtig auf den Zehen. Alle im Frack bis auf eine Deputation ſlovakiſcher Bauern, die ſcheu gedrückt in einer Ecke ſtehen. Die verſchiedenen Berufe (Profeſſor, der ſich für ſeine Ernennung bedanken kommt, Bürgermeiſter aus der Provinz mit dem Apotheker und dem Notar, Ingenieur, der ſeine Erfindung erklären will und eine große Mappe mit Plänen hat u. ſ. w.) ſind in der Erſcheinung genau zu charakteriſieren. Die Muſik drückt die Stille und den Frieden aus, in welchen der Miniſter wie in einem verwunſchenen Schloſſe träumt, bis er plötzlich mit einem Ruck erwacht, ſich verwundert umſieht, erſt beſinnen muß, ärgerlich wird, ſich den Kopf kratzt, ſich unwillig dehnt und ſtreckt und endlich klingelt.

Der Diener ſteht auf, legt drei Karten auf die ſilberne Tafel, gibt der erſten Deputation ein Zeichen und geht zum Miniſter, der die Karten nimmt und die Namen lieſt und eine fragende Bewegung macht, worauf der Diener ein großes Buch vom Tiſche nimmt, nachſchlägt und dem Miniſter die Stelle zeigt, welche die erſte Deputation betrifft. Der Miniſter, immer ſehr verdrießlich und faul, lieſt flüchtig, zuckt die Achſeln und legt das Buch wieder hin. Der Diener tritt an die Thüre und ergreift die Klinke, abwartend, bis der Miniſter nickt. Der Miniſter tritt langſam in ſeiner gebückten Haltung neben den Tiſch, ſtützt die linke Hand auf, ſteckt die rechte in die Bruſt, nimmt eine große und ernſte Poſe an und winkt dem Diener. Der Diener reißt die Thüre auf, läßt die Deputation herein, tritt hinaus, ſchließt die Thüre und geht an ſein Tiſchchen.

Die erſte Deputation beſteht aus drei uralten, verkümmerten Beamten, die ein Geſuch, die Regulierung der Gehalte betreffend, vorzubringen haben; in der Erſcheinung an den Typus des Diurniſten in unſeren Witzblättern erinnernd; ein ganz langer und hagerer in der Mitte, dem die kleineren Begleiter aus den Taſchen zu hängen ſcheinen; undenkbare Fräcke und Cylinder. Auf das Zeichen, das ihnen der Diener vor ſeinem Eintritt in das Zimmer des Miniſters gegeben hat, haben ſie ſich knapp an der Thüre aufgeſtellt und eine höchſt feierliche Haltung angenommen. Wie der Diener dann von drinnen die Thüre aufreißt, holt der Lange mit dem linken Fuße zu einem großen Schritte aus, indem die kleinen ängſtlich einfallen, und ſo marſchieren ſie auf den Miniſter los, machen militäriſch halt und verbeugen ſich tief, während die Muſik dazu eine Art Parade-

marſch ſpielt. Sie rollen die ſehr lange Petition auf und halten ſie dem Miniſter hin. Der Miniſter, unbeweglich in ſeiner napoleoniſchen Poſe, runzelt die Stirne. Sie blicken ängſtlich geſpannt auf ihn. Er zuckt endlich mit einem reſervierten Wohlwollen die Achſeln, nimmt die Petition und legt ſie auf den Tiſch, indem er die Drei entläßt und mit ernſter Miene ſogleich in das Studium des Geſuches zu verſinken ſcheint. Die Drei verneigen ſich tief, machen kehrt und marſchieren in derſelben Weiſe ab; draußen atmen ſie auf, ſehen ſich ſtolz und ganz verklärt an, ſchütteln ſich die Hände, machen noch dem Diener ein tiefes Kompliment und gehen ab.

Unmittelbar nachdem ſie das Zimmer des Miniſters verlaſſen haben, nimmt dieſer wieder ſeine gewöhnliche, gelangweilte, etwas gebeugte Haltung an, ergreift das Geſuch und geht damit zum Bücherkaſten, den er öffnet. Man ſieht nun, daß der Bücherkaſten eigentlich eine große Kiſte iſt, mit Akten und Geſuchen unordentlich vollgeſtopft und nur oben ein Fach hat, das Cognacflaſchen, Gläſer und Cigarrenkiſten enthält. Der Miniſter ſtopft das Geſuch in die Kiſte, nimmt dann eine Cognacflaſche, riecht ſchmunzelnd an ihr, ſchenkt ſich ein Glas ein, koſtet, ſchnalzt mit der Zunge, leert es, leert noch ein zweites, ſchließt den Kaſten zu, kommt wieder an den Tiſch und läutet dem Diener.

Der Diener hat indeſſen dem Ingenieur bedeutet, daß nun die Reihe an ihm iſt. Der Ingenieur richtet ſich vor dem Spiegel her und tritt knapp an die Thüre. Der Diener bringt dem Miniſter die Karte und zeigt ihm die den Ingenieur betreffende Stelle im Buche, der Miniſter nimmt die napoleoniſche Poſe an, die Thüre wird geöffnet, der

Ingenieur herein, der Diener hinaus, in der Muſik der Parademarſch. Verbeugung des Ingenieurs, der aus ſeiner Mappe fünf große Pläne, eine Tabelle und eine Inſtruktion nimmt, die der Miniſter auf ſeinen Tiſch legt und ſogleich zu ſtudieren beginnt. Der Ingenieur wird entlaſſen, während ſich der Miniſter in die Pläne zu vertiefen ſcheint. Abgang des Ingenieurs wie der erſten Deputation. Der Miniſter nimmt die Inſtruktion, die Tabelle und die Pläne, ballt alles zuſammen, ſtopft es in die Kiſte und ſtärkt ſich wieder mit einem Schluck. Eben, wie er den Kaſten ſchließt, tritt unangemeldet die kleine Excellenz ein.

Die kleine Excellenz, ein penſionierter Miniſter, ſehr lebhaft und beweglich, mit einem ſchlauen und verſchmitzten Geſichte und ſcharfen, ſpitzen Gebärden, im einfachen grauen Morgenanzuge, iſt raſch aus dem Korridor eingetreten, nachdem der Diener eben der dritten Deputation bedeutet hat, daß jetzt die Reihe an ihr ſei und ſich die dritte Deputation, die aus einem Bürgermeiſter aus der Provinz, dem Apotheker und dem Notar beſteht, eben knapp an der Thüre aufgeſtellt hat. Wie der Diener die kleine Excellenz erblickt, ſchnellt er von ſeinem Sitze auf und verneigt ſich tief; die Excellenz nickt ihm nur nachläſſig zu, ſchiebt ſich zwiſchen dem Bürgermeiſter und dem Apotheker durch und tritt in das Zimmer des Miniſters ein, die dritte Deputation iſt ſehr erſchrocken, der Diener tritt zu ihr und bedeutet ihr, daß es, wenn die kleine Excellenz da ſei, immer ſehr lange zu dauern pflege: wichtige Angelegenheiten der hohen Politik! Die dritte Deputation zieht ſich betrübt in eine Ecke zurück. Einzelne aus den anderen Deputationen treten ſcheu zum Diener, um ſich nach der kleinen Excellenz zu erkundigen; der

Diener thut ſehr geheimnisvoll: wichtige Angelegenheiten der hohen Politik. Alle blicken geſpannt nach der Thüre, wie um in das Geheimnis zu dringen, das ſich da drinnen jetzt abſpielt.

Der Miniſter erblickt die kleine Excellenz, freut ſich herzlich, eilt ihr entgegen, ſtreckt ihr beide Hände hin und ſchüttelt ſie. Die kleine Excellenz zeigt verſchmitzt auf den Bücherkaſten. Der Miniſter lacht, holt den Cognac, eine Flaſche Benediktiner, zwei kleine Gläſer und Cigarren. Sie ſetzen ſich an den Tiſch, zünden die Cigarren an, ſchmauchen behaglich und der Miniſter bereitet der kleinen Excellenz mit großer Genauigkeit eine Miſchung von Cognac und Benediktiner, die er zuerſt vorſichtig koſtet, nicht gleich ganz gelungen findet, nachgießend verbeſſert, endlich trifft, worauf ſie anſtoßen und jeder das Glas anſetzt, den Kopf zurücklehnt und behaglich den deliciöſen Geſchmack genießt. Dann fällt der Excellenz ein, daß ſie dem Miniſter etwas mitgebracht hat. Mit einem ſehr pfiffigen Geſichte zieht ſie ein Couvert aus der Taſche, öffnet es und nimmt eine Sammlung von galanten Photographien heraus, an welchen ſich die beiden alten Faune nun lachend delektieren, indem einer den anderen auf die Feinheit der Linien aufmerkſam macht; die Excellenz erhebt ſich, ſie trinken noch ein Glas, der Miniſter bettelt der Excellenz die eine der Photographien für ſich ab, die er ſogleich in eine auf dem Tiſche ſtehende Kaſſette verſperrt, geleitet den Freund dann bis an die Thüre und ſchüttelt ihm wieder herzlich die Hände. Dann räumt der Miniſter alles in den Kaſten und klingelt. Die Excellenz geht indeſſen durch den Saal nach dem Korridor ab, während der Diener ſich tief verneigt, die Deputationen ein Spalier bilden und ihr bewundernd nachſehen.

Auf das Klingeln winkt der Diener der dritten Deputation, ſie rangiert neu an der Thüre, der Diener tritt zum Miniſter, der Miniſter lieſt die Karte nimmt die napoleoniſche Poſe, der Diener öffnet die Thüre, die Deputation marſchiert ein und während ſie ſich tief verneigt und die Muſik wieder den Parademarſch ſpielt, fällt der Vorhang.

Vincenz Chiavacci.

Ischl im Wienerwalde.

Verzeihe mir, lieblicher Erdenfleck, ich wollte dich nicht beleidigen. Wenn ich dich mit Ischl vergleiche, so meine ich nicht damit das ambulante Warenlager von Damenkleidern, die einer nicht genug beaufsichtigten, überhitzten Schneiderphantasie entsprungen sind, nicht den bunten Trödelmarkt von Edelsteinen, Schminke und Pariserhüten, auch nicht die Gigerlkolonie, welche in alpiner Kleidung auf der Esplanade einherstolziert und ihre Beine dem allgemeinen Ärgernis preisgibt, Beine mit rätselhaften Linien, die man sonst nur zur Auflösung von Gleichungen ersten Grades benützt — nein, mit dem reizgeschmückten, von dunklen Bergen umrahmten Talkessel wollte ich dich vergleichen, der, selbst verschwenderisch ausgestattet, den Mittelpunkt eines paradiesischen Erdenfleckes bildet, von dem aus der Naturfreund beinahe mühelos eine Fülle der entzückendsten Landschaftsbilder erreichen kann. Die Lokalstrecke der Westbahn bis Rekawinkel bietet eine so reiche Auswahl von lieblichen Ortschaften, daß es schwer fallen würde, einer

von ihnen den Preis zuzuerkennen. Geſchmack und Bedürfnis, die Entfernung von Wien und geſellige Momente ſind zumeiſt ausſchlaggebend bei der Wahl eines Sommeraufenthaltes.

Wer aber wanderluſtige Beine, einen regen Sinn für lauſchigen Waldesſchatten und tauſendſtimmiges Naturweben beſitzt, wer gerne über ſaftige, buntgeſprenkelte Wieſenhänge flaniert, von denen er einen freien Blick auf ein Gewoge von bewaldeten Bergkuppen genießt oder den lachenden Talboden mit wogenden Ährenfeldern und ſchimmernden Behauſungen überblickt, der wähle Preßbaum zum Ziel ſeiner Ausflüge.

Vom hochgelegenen Bahnhofe in Preßbaum und mehr noch von der Eiſenbrücke, welche die Bahntrace überſetzt, hat man den bequemſten Ausblick in den anmutigen Talkeſſel, der ſich hier am ſtärkſten ausweitet; denn hier iſt das Netz der Waſſerläufe und die Zahl der Talmündungen am größten. Die dürre Wien, von der Waſſerſcheide bei Rekawinkel kommend, und die aus dem Pfalzauer Tale fließende grotte (friſche) Wien vereinigen ſich in Preßbaum und bilden hier erſt den eigentlichen Wienfluß, dem man ſeine üblen Eigenſchaften, von denen wir in Wien in früherer Zeit manch ein Liedlein zu ſingen wußten, gar nicht anmerkt. Wer das von Buchenlaub und Wieſenblumen umkränzte Haupt des munteren Bergknaben ſieht, der würde ihm ſeine häßlichen Füße gar nicht zutrauen. Rechts vom Bahnkörper feſſelt der Blick ein auf leichter Anhöhe erbautes, maleriſches Villenviertel, die Lowies. In allen möglichen Stilarten haben hier die Baumeiſter Honus und Lange, die Erbauer des Zentralbades in der Weihburggaſſe, ein Dutzend mit allem

Komfort und, mit Ausnahme der ewig rauchenden Sparherde, auch praktisch eingerichtete Sommersitze errichtet. Ganz nahe an den herrlichen, hochstämmigen Fichtenwald gerückt, in welchem gut gehaltene, vom Verschönerungsverein Tullnerbach mit Bänken ausgestattete Promenadenwege zur Wilhelmshöhe führen, kann man den Mangel an schattigen Gärten leicht ertragen.

Stundenlang dehnt sich der mit gemischten Buchen- und Fichtenbeständen beforstete ärarische Wald mit fast hundertjährigen Stämmen über den großen Wienerberg und Buchberg bis gegen Rappoltenkirchen und die Abhänge des Tullnerfeldes. Still und abgeschieden kann man hier oben das idyllische Waldweben genießen. Fünf Schritte vom Hause umfängt uns die Kühle und Dämmerung des Waldes. Sanft aufwärtssteigend, erreichen wir in einer halben Stunde ohne jede Beschwerde die reizende Wilhelmshöhe, den schönsten und bequemsten Aussichtspunkt der Umgebung. Von der Plattform des Gasthauses, das an Sonntag-Nachmittagen von Wiener Ausflüglern wimmelt, genießt man einen schönen Ausblick ins Tullnerbachtal und weithin über die bewaldeten Kuppen. Gegen Südost die Sulzerhöhe; weiterhin das „eiserne Thor" bei Baden; dann mehr gegen Süden der langgestreckte Schöpfl, das Rückgrat des Wiener Waldes; dahinter im blauen Ätherduft die markante Linie des Schneeberges. Nichts Schöneres und Erquickenderes für den Naturfreund, als ein Morgenspaziergang durch diese Waldeinsamkeit mit ihrer berückenden Symphonie von Vogelstimmen, dem Rascheln eines aufgescheuchten Wildes oder den possierlichen Sprüngen eines erschreckten Eichkätzchens. Der Städter, welcher den Kuckucksruf nur von den altertümlichen Uhren kennt, die

mit den beiden volltönenden Noten die Stunde ausrufen, greift unwillkürlich in die Taſche, um ſein Chronometer zu richten, wenn der leichtfertige Don Juan unter den Vögeln ſeinen Lockruf erklingen läßt. Mit mächtigen Schlägen hackt der Specht in die Rinde, um die wehrloſen Rieſen des Waldes ihrer Paraſiten zu entledigen. Er iſt ein ziemlich ungenierter Geſelle und läßt den Menſchen nahe herankommen, denn er kennt ſeine Nützlichkeit als Waldhygieniker. Leider reichen ſeine Kräfte nicht immer aus, um dem lichtſcheuen Geſindel, das unter der bergenden Rinde ſeine ſubverſiven Tendenzen verfolgt, den Garaus zu machen. Ein kleiner, aber durch Zahl und Einigkeit überaus mächtiger Feind hat bereits ſeine Viſitkarte bei den friedlichen Rieſen des Waldes abgegeben — der Borkenkäfer. Wenn der Wind durch die Wipfel ſtreicht, ſo iſt es, als ob ſie ſich erſchauernd das furchtbare Wort zuraunten. Denn der kleine ſchreckliche Feind bedeutet Siechtum und Tod für all die Tauſende, welche jetzt noch, von Kraft und Geſundheit ſtrotzend, den ſtillen, wunſchloſen Reiz ihres Pflanzendaſeins genießen. Abſeits von den gangbaren Wegen trifft der Wanderer zuweilen eine hochſtämmige Fichte, die auf den erſten Anblick wie von einer mächtigen Lohe verzehrt erſcheint. Kein Faſerchen von einer Rinde iſt an dem glatten Stamme ſichtbar. Die Nadeln ſind rot und abgeſtorben; wie ein Skelet ragt dieſe Baumleiche inmitten ihrer geſunden Kameraden empor. Aber die Peſt ſitzt vielleicht ſchon in der Rinde des Nachbars, und hat ſie erſt einige Parzellen ergriffen, ſo wütet ſie mit der verheerenden Gewalt eines Waldbrandes. Noch ſind dieſe Erſcheinungen vereinzelt; aber die Forſtverwaltung muß ein wachſames Auge und große Mühe

darauf verwenden, um den furchtbaren Feind zu bannen. Daß dies geſchieht, dafür bürgt die zielbewußte und rationelle Pflege, welche das Ärar dieſem koſtbaren Schatze unſeres Kronlandes ſeit Jahrzehnten angedeihen läßt.

Der Wiener hat es wahrlich nicht nötig, in die Ferne zu ſchweifen; denn man muß weit reiſen in deutſchen Landen, um einen ähnlichen Erdenfleck zu finden, wie unſeren Wiener Wald. Im Schwarzwald und im Thüringerwalde, aber auch nur da, ſind Landſchaftsbilder zu finden, welche unſerem Wiener Wald gleichen. Vergebens werden wir die Umgebungen der Weltſtädte nach einem zweiten ähnlichen Juwel durchſtreifen. Die Krone aller Städtebilder, Konſtantinopel, iſt von einer ſteppenartigen Einöde umrahmt, und nur ſo weit die feuchte Meeresbriſe ſtreicht, entwickelt ſich die maleriſche Vegetation des Südens. Die Küſte Griechenlands, vom Meere aus geſehen ein bezauberndes Bild voll Licht und Farbenreiz, zeigt ſich in der Nähe als ein Skelet von ausgebranntem vegetationsloſen Geſtein. Ein mattgrünes, melancholiſches Olivenwäldchen iſt alles, was das Auge auf der Fahrt vom Pyräus nach Athen erfreut.

Wem fällt beim Anblick der vielgeprieſenen klaſſiſchen Landſchaften nicht unſer herrlicher Wiener Wald ein? Wochenlang kann man die Umgebung durchſtreifen, und das Auge des Naturfreundes wird immer neue entzückende Bilder entdecken. Wie ſchön und abwechslungsreich iſt eine Wanderung von der Kellerwieſe in die Baunzen und von da durch den ſtillen, ſchattigen Waldgrund der „Wurzen“ in die Wolfsgraben. Oder durchs „brennte Mais“ über den Käferleitenberg in die Pfalzau mit ihren Feld- und Wieſengründen, wo uns das idylliſch gelegene

Gasthaus Penka's zur kurzen Rast einlädt. Oder in das malerische Heizawinkel, auf den romantischen Sau-Bühel mit seiner schönen Fernsicht. Wer gerne steigt, der findet den Kamm des Schöpfls entlang über Hochstraß auf den 893 Meter hohen Schöpfl einen lohnenden Weg, reich an Abwechslung und schattigen Pfaden. Und wenn er abends heimkehrt, so findet er beim Wallner einen schmackhaften Imbiß.

J. J. David.

Gefangene.

I. Turm der Schrecken.

Ein böſes Traumgeſicht hab' ich geträumt.
Wer mir es deuten kann, ſoll Antwort geben.

In eines Turmes Nächten ſah ich Zwei
Zum Tod gefangen um geheime Sünde,
Unkund ſelbſt ihnen. Eingeniſtet hatte
Sich allenthalben Finſternis. Sie ſchlug
In beider Augen ihre ſpitzen Fänge.
Sie gänzlich blendend, ſo daß ihrer keines
Des anderen Gegenwart empfinden konnte.
Einmal im Jahre, nur ein einzigmal,
Stand ſo die Sonne, daß durch eine Ritze,
Die nah der Wölbung ſacht ſich aufgetan,
Ein Licht ſich ſtahl in ihre Dunkelheiten.
Ein ſchmales Stäbchen glomm es auf dem Boden
Und flirrte zitternd.

Sich erhoben beide

Vom Eſtrich, drauf ſie Jammer hingeſtreckt,
Und hinter ſich die ſchwere Kette ſchleifend,
So nahten ſie einander, ſahn ſich an
Im ungewiſſen Licht mit Zweifelblicken
Der Mann, das Weib. Ein mächtig Wohlgefallen
Fand jegliches am andern. Und ſie boten
Die Hände ſich — nicht litt die Feſſel Weiteres —
Und Troſtesworte tauſchten ſie — unſinnig.
Und dennoch mit geheimer Zuverſicht
Das Herz erfüllend.
Dann erloſch das Licht,
Und mächtig rauſchend ſchlug die Finſternis
Um ſie den Fittig. Sie verharrten ſo
Verſchlung'ner Hände, bis die Müdigkeit
Zum Scheiden zwang. Doch klang fortab ein Flüſtern,
Oft heimelnd durch den Raum, und jedes zählte
Die Tage, Monden, bis zum künft'gen Jahre,
Zum Augenblick des Lichts, darnach ſie bangten.

Ein böſes Traumgeſicht hab' ich geträumt.
Wer's immer deuten kann, ſoll Antwort geben.

II. Die Frau.

Es war
Dem Turme, da die Zwei gefangen ſaßen,
Ein Häuschen angebaut. Drin wohnt' ein Weib,
In Fülle hungernd, Mann und Kinder hatt' ſie.
Gedeihlich alles und ihr alles wert.
Und ihr Gewerb' — doch ſie verlangte mehr.
Vor ihrer Hütte Schwelle ſaß ſie abends

Und ſtarrte angeſpannt, mit heißen Blicken
Dem Weſten zu. Sie hörte, wie der Nachtwind
Sich erſt erhob mit leiſen, leiſen Schritten,
Dann herriſch auftrat. Sah die rote Sonne
In Gluten ſterben. Seine Gloriole
Flocht ihr das Abendrot ins krauſe Haar,
Vergoldete ihr ſchmal Geſicht. In ihrem Schoße,
Darin die müden Hände läſſig ruhten,
Lag von verſprengtem Golde ſo ein Fünkchen,
Und etwas jener Glut ergriff ihr Herz . . .
Dann kam
Ihr eine Ruhe. Dann verklang ihr ganz
Der Kinder Lärmen; ihres Gatten Wort
Drang ton- und klanglos ihr ins Ohr. O Ruhe,
Die faſt dem Glücke glich . . . Und ging dann ſchlafen,
Und träumte dann von Sonnenuntergängen,
Darin ihr käme, was ſie ſo erſehnte
Und nicht zu nennen wußte; tat am Tage
Ihr traumhaft läſſig Tun. Doch kam der Abend,
Vor ihrer Hütte Schwelle ſaß ſie wieder —
Sie harrte.

III. Galeere.

Es glitt
Durch ſchwere Sturzſeen ächzend die Galeere,
Dem Vorgebirg' vorüber, dran die Wellen
Wie Drachen ziſchend an die Klippen drangen
Und gleich Ertrinkenden mit breiter Bruſt
Sich noch einmal empor zur Höhe huben,
Eh ſie verſanken.

Und es hielt das Schiff
Sich links und kämpfte fürder durch das Wallen,
Das endlos Uferloſe, und vermied
Den Schiffbruch ſo. Ich aber ſtaunte drüber
Und ſprach zu mir: „Wer ſagt mir, was ſie fürchten?
Ein Grab im Kühlen, weich umſchmiegt von Seeflut,
Die ſich um heiße Stirnen legt; gleich Domen
Ins Endenloſe ſteigt; ein Grab inmitten
Von leuchtenden Korallen; und das Rauſchen,
Das ferne Sauſen der erregten Waſſer
Als Wiegenlied — wem ſchiene das nicht beſſer
Als ſolche Pein?“
Sie aber ſchlugen weiter.
Mit ſtarken Armen ſchlugen ſie die Seeflut,
Ächzend geſtemmt in ſchwere Ruderbalken,
Die Hand zerſprungen, rotgeglüht das Antlitz
Vom Sonnenbrande und der innern Hölle
Und triefend Haar darum. Je zwei um zwei
Und Paar um Paar geſchmiedet an die Bänke.
Und keiner gönnte nur ein Wort dem andern
Im Vorwärtshaſten nach dem dunklen Ziel,
In eigner Not in Müdigkeit vergehend
Und ganz vergeſſend ſeines Mitgefang'nen . . .
Allein in mir
Hub ſich ein Schrei. Ich weiß nicht, wem er galt.
Vielleicht mir ſelber. Und die Augen ſchwimmend
Vom Meeresflimmern, ſah ich die Galeere
Zur Ferne ſchäumen.

Adolf Donath.

Mähriſches Landbild.

Zur Mittagszeit, wenn an dem Rand der Felder,
Wo dünne Pflaumenbäume ſtehen,
Die Schnitter ſchlummernd im Schatten liegen,
Blaufalter rings zu den Neſſeln fliegen,
Und Hummeln ſich brummend um Kornblumen drehen,

Eilen die Bauernmädchen zum Bache.
Hier legen ſie dann auf hölzerne Pflöcke,
Die man ins bräunliche Ufer geſchlagen,
Haarnadeln und Bänder, die ſie getragen,
Und ihre ſchimmernden Linnenröcke.

Kaum aber, daß ſie im tiefgrünen Waſſer
Füße und Lenden und Hände baden,
Klingen die Senſen der Schnitter ſchon wieder
Vom Felde herüber und lockende Lieder,
Die alle Mädchen zur Arbeit laden.

Gefühle.

Die Nacht iſt hell, und heller ſtrahlt
Und glänzt dein goldnes Haar,
Dein Wort wird lauter, das bei Tag
Noch müd und wunſchlos war.

Nur wenn dein runder, roter Mund
An meinen Lippen ruht,
Verſtummt dein Wort, erſtirbt dein Wort
In jugendheißer Glut.

Dann ſchließeſt du die Augen zu
Vor Angſt, als ſtörte wer . . .
Und küſſeſt mich und küſſeſt mich
Aus Trotz, als hörte wer . . .

Leo Ebermann.

Ungeboten.

Manchmal, wenn ich tiefſte Sehnſucht ſpüre,
Blick' ich wie erwartend nach der Türe,
Und mir iſt's, als müßt' ein gleiches Grämen
Seinen Weg nach meinem Hauſe nehmen,
Und das Weib, von dem ich's nie erbeten,
Würde plötzlich in mein Zimmer treten.
Ohne Lächeln käm' ſie, ohne Weinen
Sich in hoher Wolluſt mir zu einen.
Manche kam zu mir auf mein Verlangen,
Und die eine mit erhitzten Wangen,
Und die andre zitternd und verlegen,
Alle im Gefühl von ſchlechten Wegen,
Mit den großen Worten, welche kränken —
Nach der Türe muß den Blick ich lenken;
Wenn ich's heiſchte, würd' es mir nicht frommen
Ungebeten iſt das ſchönſte Kommen.

Letzte Tage.

So zärtlich warſt du mir noch nie,
So kalt zu keiner Stund';
Von deiner heißen Traurigkeit
Ich ahne bang den Grund.

Was ſchön gekommen, ſcheidet ſchön —
Wie deine Augen glühn!
Die große Flamme niederbrennt
In einem Funkenſprühn.

Du haſt mich ja noch viel zu lieb,
Um ſelbſt dir's zu geſtehn;
Du kannſt ja heut nicht, morgen nicht,
So bald nicht von mir gehn!

Um einen Hauch.

Wenn anders es gekommen,
Sei es um einen Hauch —
Nicht nur ein Allzuwenig,
Ein Allzuviel ſchmerzt auch.

Es kommt uns ſtets die Stunde
Zu feindlich und zu hold;
Nie kann man ſie begrüßen,
Wie grüßen man gewollt.

Rudolf Hawel.

Der Pompfüneberer.

Das war die Endſtation ſeiner Lebensreiſe, auf der er immer heidenmäßig viel Pech gehabt hatte. Sein trauriges Amt hatte ihm den längſt erſehnten Frieden und jene Ruhe des Gemütes gebracht, ohne die nach den bewährteſten Philoſophen ein wahres Glück überhaupt unmöglich iſt. Jeremias Fichtelgruber war ein geborener Philoſoph; aber nicht langjährige Studien hatten ſeinen denkenden Geiſt ſo reich entwickelt, ſondern das übermäßige Pech, das er überall auf ſeinem Lebenswege vorfand. Erſt war er Peſſimiſt geweſen; nachdem er in den Dienſt der Leichenbeſtattungsgeſellſchaft „Ceder und Cypreſſe“ getreten war, ward aus dem verbitterten Peſſimiſten ein fröhlicher Optimiſt, der jedes Ding von der angenehmſten Seite betrachtete.

An ſeinem großen Pech war er übrigens ſelbſt ſchuld. Erſt hatte er in einer großen Maſchinenfabrik gearbeitet. Der karge Verdienſt hatte ihm ſo lange genügt, als er allein war. Da fiel es ihm, ſchon im ſoliden

Schwabenalter ſtehend, ein, zu heiraten. Nach der Ausführung dieſes verſpäteten Entſchluſſes kam er zur Erkenntnis, daß der Verdienſt für ihn und ſeine anſpruchsvolle Aninka ein gänzlich unzulänglicher ſei. Aber ehe Jeremias dazu kam, ſeine berechtigten Beſchwerden ſeinem Direktorium vorzutragen, ſtellte dieſes alle ſeine Funktionen ein, da die Firma in Konkurs geriet. Ein Advokat zahlte Fichtelgruber ſeinen letzten Wochenlohn aus. Als er heimkam, erklärte ihm ſeine Gemahlin in jenem humoriſtiſchen Deutſch, das alle Töchter Libuſſas in ſo hervorragender Weiſe auszeichnet, daß Jeremias ehebaldigſt einen neuen Erwerb nachweiſen müſſe. Er verſuchte zuerſt ſein Glück als Handelsmann, da alle Verſuche, wieder in einer Fabrik unterzukommen, ſcheiterten. Er machte in Weichſelſpitzen, Zündhölzern, Briefpapieren und Anſichtskarten, aber ohne den von Aninka gewünſchten Erfolg. Aninka ward immer lauter, ihre Kenntnis der deutſchen Sprache nahm in erſtaunlicher Weiſe zu, beſonders die Namen von Tieren, mit denen man in aufgeregtem Zuſtande unangenehme menſchliche Weſen als identiſch zu bezeichnen pflegt, waren ihr ungemein geläufig. Wenn Jeremias ſpät abends, durchnäßt, todmüde und halberfroren nach Hauſe kam, ſo brachte er es in einer halben Stunde vom Affen bis zum Rindvieh, und wenn er es wagte, in die wiſſenſchaftlichen Ausführungen ſeiner geliebten Gattin einige Zweifel zu ſetzen, ſo bekam Aninka Krämpfe, warf ſich auf den Boden und ſchrie wie beſeſſen, ſo daß alle Leute im Hauſe zuſammenliefen. Es war alſo kein Wunder, daß in dem Maße, als Aninka lauter wurde, Jeremias immer mehr verſtummte. Schließlich ſaß er ſtill im Ofenwinkel und ließ das teuere Weib ſchimpfen und ſchreien, wie es wollte.

Aber auch dieſe Taktik war verfehlt. Als er eines Tages mit einem Geſamtverdienſt von 35 Kreuzern nachts um ¾ 1 nach Hauſe kam, ergriff die erzürnte Gemahlin den Korb, in dem ſich ſein geſamtes Warenlager befand und ſchleuderte denſelben mit allem Aufwande ihrer Kräfte nach dem unglückſeligen Handelsmann. Dieſes Attentat führte Jeremias' Ruin als Kaufmann herbei; das Warenlager war unbrauchbar geworden, und Jeremias bekam keine neuen Waren mehr anvertraut.

Nun ward Jeremias Ausrufer bei einer Rieſendame im Prater. Während er dieſe hervorragende öffentliche Stellung inne hatte, kam in ſeinem Hausſtande eine bedeutende Veränderung vor. Aninka gab einer Tochter das Leben, und Jeremias fühlte ſich in der Rolle eines Vaters ungemein glücklich. Im Herbſte kündigte ihm der Beſitzer der Rieſendame, und Jeremias war wieder einmal brotlos.

Nun folgten für ihn entſetzliche Tage. Am liebſten wäre er auf und davon gegangen. Aber er blieb und ließ die Furie keifen und ſchimpfen — ſeine ganze Seele hing jetzt ſeltſamerweiſe an dem Kinde, an dem kleinen, hilfloſen Weſen, das ſo luſtig mit den blauen Augen in die Welt guckte und ihn mit den kleinen Händchen beim Barte riß, daß ihm die Tränen in die Augen kamen.

Als das Kind etwas über ein Jahr alt war, widerfuhr Jeremias jenes große Glück, von dem anfangs dieſer Geſchichte die Rede war. Er wurde als Leichenträger von der Leichenbeſtattungsgeſellſchaft „Ceder und Cypreſſe“ engagiert, und zwar mit einem Wochenlohn von 9 Gulden.

Glückſtrahlend ging er heim: „na, heute wird Aninka doch 's Maul halten!“ Aber als er heimkam, ward ihm eine noch größere Freude zuteil.

Die Stube war verſchloſſen. Er ſperrte auf und machte Licht. Auf dem Tiſche in der armſeligen Stube lag ein Zettel mit Aninkas Schriftzügen:

„Ich bin wek ich kans nich aushalt mer gind is bem hausmejſtr.“

Jeremias las und las. Als er die krauſe Orthographie und Stiliſtik begriffen hatte, machte er einen Freudenſprung, daß der Seſſel umfiel. Dann rieb er ſich vergnügt die Hände und tanzte wie verrückt im Zimmer herum. Dann ſtürzte er zum Hausmeiſter. Die kleine Aninka ſaß am Boden und hatte ein Stück Kipfel im Munde, das ihr die Frau Hausmeiſterin gegeben hatte. Jeremias hob das Kind auf, drückte es an ſich und tanzte. Nicht nur das, er johlte, pfiff und ſang, daß die Hausmeiſterin zu Tod erſchrak, ſie glaubte, er ſei tobſüchtig geworden.

„Sie is mit da Nordweſtbahn fortgfahrn,“ ſagte der Hausmeiſter, als er hereinkam. „Mit 'n Nechledal — — i hab' Ihna eh g'ſuacht — i wollt' Ihna's ſagn —“

Nechledal war ein im Hauſe wohnender Tiſchlergehilfe, den Jeremias bereits verſchiedenemale bei ſeiner Aninka getroffen hatte, wenn er zu ungewöhnlicher Zeit nach Hauſe kam. Jetzt hatte ihn das Schickſal an dem falſchen Nechledal gerächt.

„Was wern's denn tuan hiazt?“ fragte die Hausmeiſterin.

„A rechts Kreuz is mit dö Weibsbilder,“ bedauerte der Hausmeiſter.

„Es is eh nur da Nechledal ſchuld,“ tröſtete die Hausmeiſterin, „paſſen's auf — in a drei Tagn is wieder da!“

Jeremias erſchrak und verfiel darauf in dumpfes Brüten. Danach erklärte er, daß er Aninka auspeitſchen

würde, wann ſie wiederkäme. Der ſonſt ſo friedfertige Mann ſah ſonderbar aus, als er dies ſagte. Er biß mit den zwei großen Vorderzähnen ſo heftig auf die Unterlippe, daß helle Blutstropfen in den graumelierten Bart herunterrannen. Dann beriet er ſich mit dem Ehepaare über die Zukunft. Das Kind ſollte vorläufig bei ihnen bleiben, die Wohnung behielte er und für die Pflege des Kindes ſetzte er einen die Hausmeiſteriſchen vollſtändig befriedigenden Betrag aus. Er hätte das Kind dem Magiſtrate überantworten können, wie der Hausmeiſter riet, aber davon wollte er nichts wiſſen. Er wußte ſchon, wie er ſich's nun einrichten werde. Tagsüber im Geſchäfte, und dann abends bei der kleinen Anna. Und wenn er ihr immer eine Kleinigkeit mitbringt, wird das Kind ihm ſehr anhänglich werden. Der Gedanke, jetzt erſt ein Weſen zu haben, das ſo ganz ihm gehörte, das ihn einſt lieben werde, für das er arbeiten und ſich mühen werde all die herben Tage ſeines Lebens, machte ihn ſo ſonderbar glücklich. Er ſaß ſtill nachdenklich beim Tiſche und rieb ſich vergnügt die Hände. Dann ſah er wieder auf das Kind, das höchlich vergnügt ein weiteres Kipfel in die Kaffeeſchale tunkte und die Augen fingen ihm an zu brennen. Er wiſchte in all dem Sinnen und Träumen nicht einmal die dicke große Träne weg, die über die Wangen lief, an der Naſe vorbei und ſchließlich auf die wunde Stelle der Lippe fiel. Als er den brennenden Schmerz fühlte, fuhr er ſich mit dem Rockärmel über den Mund und wiſchte ſo Blut und Tränen auf einmal weg. Dann ſtand er auf, nahm das Kind auf den Arm, küßte es auf die Wangen und von ſeinem Kuſſe blieb auf jeder Seite ein roter Fleck zurück. Dann gab er den Hausmeiſterleuten die Hand.

„Alſo, ſo mach ma's, Herr Beniſchek, i wir ſchon fleißi zahln!“ Das Kinderbett ward noch herüber getragen, und dann ging Herr Fichtelgruber in ſein leeres Heim zur Ruhe.

Als er des andern Tages aufſtand, brannte ihm der Kopf. Er hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Er ging in das Gebäude der Leichenbeſtattungsgeſellſchaft; dort unterwies ihn ein Herr in ſeinen Amtsobliegenheiten. Den Vollbart mußte er ſich raſieren laſſen, Nüchternheit und Höflichkeit wurden ihm zur erſten Pflicht gemacht. Was die Nüchternheit anbelangt, kam ihm dieſe Tugend nicht ſchwer an. Frau Aninka hätte ihn längſt dazu erzogen, wenn er dieſe ſchöne Tugend nicht ſchon längſt beſeſſen hätte. Für nachmittags 1 Uhr wurde er wieder herbeſtellt, in Hietzing fand das Leichenbegängnis einer vornehmen Dame ſtatt, bei dem er zum erſtenmale aufzutreten hatte. Auch ein Vorſchuß von 20 Kronen ward ihm ausbezahlt, den er in 10 Wochenraten rückvergüten mußte. Im Falle befriedigenden Verhaltens ward ihm ein äußerſt günſtiges Avancement in Ausſicht geſtellt.

Als Jeremias glatt raſiert, einen neuen Hut auf dem Kopfe, nach Hauſe kam und die kleine Anna auf den Arm nehmen wollte, fing dieſe erſt erbärmlich zu heulen an. Erſt an der Stimme erkannte ſie ihn, und ein Preßburger Mohnbeugel beſeitigte ſchließlich all ihre Bedenken.

Nachmittags debutierte er bei dem Leichenbegängniſſe in Hietzing. Das Debut fiel glänzend aus, ſeine ruhige Würde nahm ſogar den Direktor der Geſellſchaft für ihn ein, der ihm durch den Hausoffizier vor der Wegfahrt ſeine vollſte Zufriedenheit ausdrücken ließ.

So verfloß ein Jahr für Jeremias in ſonderbarer Ruhe. Wenn er tagsüber in den Sterbehäuſern und am

Friedhofe draußen die erſchütterndſten Scenen mitgemacht, kam er trotz alles Leidens und allen Jammers ſeelenfroh zu ſeinem Kinde heim. Die vielen Abſchiedsſcenen von geliebten Toten hatten ihm das ſtille Glück der Gegenwart nur teuerer gemacht.

Viel trautſamer erſchien ihm noch der Friede ſeines Heims, das er mit dem Kinde teilte, ſeit Frau Aninka die heilige Ruhe nicht mehr ſtörte. Wenn er abends allein bei dem Kinde in der ſtillen Stube ſaß, war ihm zumut, als verklinge mählich in ſeiner Seele alles erlittene Leid; er ward ſo ſtill froh, wie ein Geneſender, der nach wochenlanger Krankheit zum erſtenmal draußen in der Sonne ſitzt und auf das junge Laub der Bäume ſieht, deren Ergrünen er nicht mehr zu erleben hoffte. Er lebte nur mehr für das Kind, das mit abgöttiſcher Liebe an dem ſtillen Manne hing, er vermied jeden Verkehr mit ſeinen Kollegen, nahm nie teil an ihren Zuſammenkünften in dem kleinen Gaſthauſe an der Ecke und ward auch von ihnen gemieden. Manchmal zog's wie eine flüchtige Erinnerung an Aninka durch ſeinen Kopf — und dann konnte das liebe alte Geſicht ſo finſter dreinſchauen, daß ſogar die Kleine erſchrak!

Zwei Jahre vergingen — von Aninka war nichts zu hören.

Einmal hatte Jeremias bei einem großen Leichenbegängnis in Dornbach zu thun. Es war eine prächtige Villa, umgeben von einem großen, blühenden Garten, in die Jeremias mit ſeinen Kollegen kam. Der Hausoffizier der Geſellſchaft führte ſie hinauf in den ſchwarzdrapierten Salon, wo unter hohem Baldachin der Metallſarg ruhte, in dem die Leiche lag. Es war ein im Tode noch wunderholdes, feines Antlitz; die flackernden Kerzen an den Seiten warfen einen

flüchtigen, roten Schein auf die blaſſen Wangen, auf die wachsgelben Finger, die ein Elfenbeinkreuz umklammerten. Und dieſe Kränze, das dunkle Grün, die hellen Farben der Blüten, deren betäubender Duft ſich mit dem Geruche der Wachskerzen mengte!

Jeremias ſtand verwundert beim Katafalk; ſolche Pracht hatte er all ſein Lebtag nicht geſehen. Er dachte daran, wie es manchen Leuten noch im Tode beſſer gehe, als es ihm je im Leben ergangen war. Nun ſollte der Sarg geſchloſſen werden. Gott, das war eine peinvolle Scene! Der Gatte warf ſich aufſchluchzend über den Sarg, er brüllte wie ein wildes Tier, nichts Menſchliches war mehr an dieſen markdurchſchütternden halberſtickten Lauten. Die Anderen beſchworen ihn ſich zu faſſen, ſie wollten ihn mit Gewalt von der Leiche wegziehen, aber er umſchlang mit beiden Armen den toten Leib und preßte Kuß auf Kuß auf das bleiche Antlitz. Da — ein gellender Schrei — alles ſchreckte auf — in der Thüre ſtand ein kleines blondes Mädchen. — „Mama — meine arme Mama —“ Die Erzieherin war nachgeeilt und wollte ſie aus dem Zimmer führen, aber gellend ſchrie das Kind: „Mama, meine Mama!“

Jeremias liefen die dicken Thränen über das glattraſierte Geſicht. Er dachte an ſein eigenes, armes, mutterloſes Kind daheim.

Und auf dem Heimwege konnte er die Gedanken an die arme blonde Kleine nicht loskriegen. Er ſah ſein eigenes Kind unter den fremden Leuten ſitzen, vielleicht allein in der dämmerigen Stube. Dann fiel ihm Aninka ein und ſchneller ſchritt er durch die ſtaubigen Straßen, er hatte nur die eine furchtbare Angſt, daß die Kanaille doch

noch einmal kommen könne, um ihm das Kind wegzunehmen.

Im Depot riß er ſich ſo haſtig die Uniform vom Leibe, daß er ſich einen Verweis des Verwalters zuzog. Er lief mehr, als er ging, rannte die Leute an, die ſchimpften ihm nach — er hörte es nicht — er lief weiter und weiter, keuchend ſtand er endlich im Hofe vor ſeiner Wohnung. Die Thür ſtand offen, das Kind hörte er reden mit ſonderbarer, ängſtlicher Stimme, er riß die Thür auf — die Kniee wankten ihm — drinnen in der Stube ſaß Aninka, das Kind auf dem Schoße.

Da erfaßte ihn eine furchtbare Wut. Das Kind riß er dem Weibe weg, er griff nach dem Stuhle, der Zorn lieh ihm Rieſenkräfte, lautlos ſank das Weib neben dem Tiſche zuſammen.

Und darüber ſind Jahre vergangen. Jeremias Fichtelgruber trägt mit ſteinerner Miene ſein Windlicht bei den Leichenbegängniſſen. Das Direktorium von „Ceder und Cypreſſe“ hatte ihn wieder zu Gnaden aufgenommen, als er aus dem Gefängniſſe kam.

Frau Fichtelgruber iſt nicht mehr wiedergekommen. Die trüben Erfahrungen, die ſie anläßlich ihres Wiederſehens mit dem einſt ſo lammfrommen Jeremias gemacht hatte, ließen ihr weitere Annäherungen nicht rätlich erſcheinen.

Und ſo wurde Jeremias ein zufriedener, ruhiger Mann.

Wir werden es auch einmal werden. Vielleicht erſt dann, wenn Jeremias Fichtelgruber mit einem Windlichte uns das Geleite gibt.

Theodor Herzl.

Aus alten Wandertagen.

I. Der Spassmacher.

Blaue Schmetterlinge flogen vor mir her, als ich in der Hitze eines Nachmittags durch die Pyrenäen wanderte, gegen Barèges. Ich vergaß und verlor allmählich den Weg und ging irre. Weit und breit kein lebendes Weſen ſichtbar in der heißen Stille. Da kam aus einem Dörfchen von der Höhe, ich glaube, es heißt Villenave, ein altes Weiblein. Mit langen Schritten, rüſtig wie eine Jugend, kam die Bettlerin an ihrem Stecken einher, ſchwarz und zerlumpt gekleidet. Ich erwartete ſie. Auch ſie ging nach Barèges, ich ſolle ihr nur folgen.

«Suivez moi!» ſagte ſie energiſch. Und die Achtzigjährige machte es mir bergauf und bergunter ſchwer, mit ihr Schritt zu halten. Endlich gab ich beſchämt das Rennen auf. Aber wir fanden uns wieder. Vor dem erſten oder letzten Häuschen von Barèges wurde ich von ihr angerufen. Es war eine kleine Herberge, ein Wirtshaus der

Ärmſten; ein ſchwankendes Bündel Hobelſpäne, das vom Dache hing, das Schild. Und nirgends, wo ich geweſen, ſah ich ſo viel von den Pyrenäen und dem armen Volk, das ſie bewohnt, wie hier. Gletſcher, Waſſerfälle, Abgründe, Bergpäſſe — der Rundreiſepöbel macht alles gleich und charakterlos!

Aber da! Wir waren unſer Drei: Die Alte, der Wirt und ich. Sie hatten mich ſo gutmütig aufgefordert einzutreten, daß ich nicht vorüber konnte. Erſt wollten mich der Kellergeruch, die dampfende Unreinlichkeit zurückſchlagen. Dann ſaß ich über eine Stunde bei den alten Leuten und hörte ihnen erſchüttert zu, und trank, um ſie nicht zu kränken, mit ihnen erbärmlichen Wein aus empörend ſchmutzigen Gläſern.

Was ſie mir erzählten? Nicht viel, meine Herrſchaften: nur was ſie erlebt hatten. Es handelt vom armen Volk, das nicht einmal weiß, wie groß ſein eigenes Drama iſt .... Die Frau zählte ſechsundachtzig Jahre. Sie wies mir die behördliche Beſtätigung ihres Alters vor, die ſie immer mit ſich führt, Bettelns halber. Wer ſie laufen geſehen, hätte ihr kaum ſechzig zugemutet. Ich glaube, die Armut erhält lange jung. Was iſt Jugend anderes, als ein Lechzen, eine immerwährende Begierde? Beim Haben beginnt die Verdroſſenheit, das Alter. Auch ihre Stimme war noch ungebrochen. Der Wirt hingegen, obwohl bloß zweiundſiebzig alt, war viel geſchwächter, verhutzelter, zitterte an Händen und Füßen und ſeine rotgeränderten Augen troffen. Jenſeits der Liebesgrenze ſind die Frauen kräftiger. Ihre Reizloſigkeit erhält ſie.

Ich fragte die beiden, ob ſie Kinder hätten.

„Nein," ſagte das Weib. „Und mein Mann iſt zwölf Jahre tot. Allein, allein, ganz allein."

Der Wirt grinſte vergnügt:

„Ich habe zehn Kinder unterſchrieben. Von zwei Gattinnen. Comprenez? Unterſchrieben!“

Nein, ich verſtand nicht. Machte er nur einen dummen Witz über ſeine eigene Ehre oder hatte das Wort im Dialekt einen anderen Sinn?

Aber er wiederholte:

„Unterſchrieben! Hehe! . . Weiß man denn mit den Frauen je? Mich hat die Eiferſucht nie geplagt. Hehe!“

Die Alte, die Klügere, begriff mein Erſtaunen und ſagte:

„Er war immer ein Spaßmacher!“

Er wackelte geſchmeichelt mit dem Kopf:

„Ja, ja, ich war immer ein großer Spaßmacher.“

Und ſie erzählte zu ſeinem Ruhm:

„Vor vierzehn Jahren, mein Mann lebte noch, war er einmal bei uns. Ein leerer Topf ſtand da. Den nahm er, ohne daß es jemand geſehen hätte, und füllte ihn mit Wein. Das war dann ein Gelächter. Ah, welch ein Spaßmacher, welch ein Spaßmacher!“

Wohlgefällig hörte er zu, wie von der merkwürdigſten That ſeines zweiundſiebzigjährigen Lebens berichtet wurde. Dann, wie wenn er dumpf gefühlt hätte, daß er für die Schmeichelei erkenntlich ſein müſſe, ſagte er:

„Sie war auch immer brav. Sie hat nie etwas angeſtellt, hat immer gearbeitet, ſo lang ſie konnte. Das erkennen wir jetzt an und geben ihr manchmal etwas.“

„Aber es ſind zu viele Bettler da,“ meinte ſie gelaſſen. „Und die nicht betteln, haben auch nichts.“

Alſo ſechsundachtzig Jahre muß man arbeiten, brav ſein und darf nichts anſtellen, um endlich von Dummköpfen

anerkannt zu werden und um an ſehr heißen Tagen ein Glas Wein zu bekommen von einem anderen armen Teufel, wenn man vorüberſchwankt. Und vielleicht, wahrſcheinlich kam ſie ſogar nur den langen, ſchweren Weg von Villenave herüber nach Barèges, damit ihr ſchwachköpfiger Freund ſie anrufe, ihr ein Gläschen biete. Und wie, wenn er es unterließ? Kam es nicht vor?

Und Leben vergehen, deren beſter Spaß es war, einen Topf heimlich mit Wein zu füllen....

Es war eine Erleichterung, wieder ins Freie zu kommen. Die Sonne, die dieſe Täler ſo ſpät erreicht und ſo früh verläßt, hatte ſich ſchon nach den Berggipfeln verzogen. Was iſt es doch, das niedere Lebeweſen ſo zu Jahren kommen läßt? Es fehlt ihnen die Feinheit und Vielfältigkeit der Schmerzen. Mit einer Güte, die ebenſo ſpöttiſch als groß iſt, hilft die Natur dem Menſchen. Wenn ſeine Not am höchſten iſt, ſo deckt ſie ſie mit einem Mangel zu. Mit einem Mangel!..

... Ich ſchritt in den Abend hinein. An derſelben Stelle, von der hinweg ich irregegangen war, fand ich die blauen Schmetterlinge wieder. Sie flatterten noch ſo frei und ziellos, wie vorher. Was hielt ſie juſt an dieſem Orte feſt? Sie verbringen die kurzen Tage ihres Lebens, ohne ſich fortzubewegen — ins Weitere — trotz aller ihrer Beweglichkeit. Sie fänden freilich auch anderswo nichts Beſſeres, nichts Anderes. Aber wiſſen das die Schmetterlinge?..

II. Der Herr Biſchof von Meaux.

Am Fuß der Berge, wo die fruchtbaren und milden Ebenen von Béarn beginnen, liegt der berühmte Wall-

fahrtsort Lourdes. Wer da nicht geweſen iſt, der kennt die Pyrenäen nicht. Es iſt einer der merkwürdigſten Punkte Europas, unendlich modern und vollkommen mittelalterlich, ein Fabriksort der Religion, eine Waſſerheilanſtalt für Gläubige, ein häßlicher Jahrmarkt geſchäftsmäßiger Frömmigkeit, eine edle Stätte tiefſter Andacht, eine befremdliche Miſchung von Oberammergau und Monte Carlo ... Man kennt die Geſchichte von Lourdes. Die ganze myſteriöſe Begebenheit hat ſich ja am hellen Tage vor unſeren Augen abgeſpielt, in den letzten dreißig Jahren, unter dem ohnmächtigen Gelächter der aufgeklärten Welt. Und heute iſt die Legende ſo ſtark, daß ſie nie mehr entwurzelt werden wird. Das iſt vielleicht das Wunderbarſte an dieſem Wunder. Nichts iſt lehrreicher, als das Panorama von Lourdes, das man für einen Franc zu ſehen bekommt. Eines der großmächtigen Rundbilder, wie man ſie zur Veranſchaulichung neuerer Schlachten anzufertigen pflegt. Da ſieht man in einer Grotte ein kleines Hirtenmädchen knieen, die vierzehnjährige Bernadette Soubirous, welche Viſionen der Mutter Gottes hatte. Die Erſcheinung befahl dem Mädchen, aus der Quelle, die da fließt, zu trinken und ſich mit dem Waſſer zu waſchen. Einmal äußerte ſie: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis.“ Dieſe Scene iſt abgebildet. Bernadette kniet und hält eine Fackel, die ihr durch beide Hände hindurchbrennt. Oben in der Felſenſcharte ſieht man die Schmerzensreiche, die rührendſte Geſtalt aller Zeiten. So weit könnte kein Vernünftiger etwas gegen das Bild einwenden. Alle frommen Malereien ſtellen den Träumer und ſeinen Traum mit gleicher Realität dar. Und mit wie tiefer Inbrunſt und Ehrlichkeit malt Uhde, dieſer Meiſter, die heilige

Geſchichte in die Gegenwart hinein. Aber hier geſchieht etwas anderes. Viele Hunderte ſieht man von allen Seiten herbeiſtrömen: Landleute, Gendarmen, Städter, Weiber, Greiſe, Kinder, Geſunde und Kranke, Adjutanten des Kaiſers Napoleon, Ärzte, Richter, den Staatsanwalt, den Polizeikommiſſär — und keinen einzigen Geiſtlichen. Der Klerus muß alſo der Sache vollkommen ferngeſtanden haben. Doch die übrigen Hunderte ſcheinen Zeugen geweſen zu ſein. Zeugen! Sie kamen, um einen Schwindel aufzudecken und zogen bekehrt von dannen. So berichtet der Erklärer des Bildes. Nachher kamen die märchenhaften Heilerfolge des Waſſers von Lourdes. Krüppel genaſen. Zum Beweis hängen vor der Grotte die vielen Krücken, die man als fernerhin entbehrlich hier zurückließ. Es gibt auch Sachbeweiſe. Krücken! Hier zeigt man ſie, in Rom nicht. Und es waren doch auch intereſſante Krücken, die der gewählte Kardinal nach dem Konklave fortwarf, als er nicht mehr eine Gebrechlichkeit zu heucheln brauchte, die ihn zum Papſt gemacht.

Kein Bewohner von Lourdes kann daran zweifeln, daß ſich hier ein Wunder zugetragen habe. Aus dem armen Dorf, das Lourdes vor 30 Jahren war, iſt ein blühendes Städtchen geworden. Der tägliche Fremdenverkehr zählt nach vielen Tauſenden. Gewühl auf dem Bahnhof, in den Straßen. Kutſcher bieten ſich zudringlich an, Hunderte fliegender Verkäufer von Roſenkränzen und Wachskerzen ſchreien, in Buſchenſchenken und glänzenden Hotels werden die Pilgrime mit unerhörter Geſchwindigkeit abgefüttert und ausgeplündert. Doch all dies Unreinliche, Wüſte, Widerwärtige iſt plötzlich zu Ende, wenn wir vor der Kirche ſtehen. Etwas Seliges, eine Schönheit, iſt hier er-

ſtanden. An den Hügel ſind drei Kirchen hingebaut, eine über der anderen, drei in einer. Zur mittleren führt in großartigem Wurf eine Rampe. Und wenn ſich über dieſe eine Prozeſſion in Wellenlinien hinaufbewegt, unter heilig eintönigen Geſängen, mit wallenden Kirchenfahnen, ſo iſt es gar feierlich und ergreifend anzuſehen. So ſtrebt eine geduldige Frömmigkeit langſam zum Hohen empor.

Als ich dort ſtand, kam ein ſolcher Zug herauf. Ein Biſchof war darunter. Man ſagte mir, es ſei der Herr Biſchof von Meaux. Dieſer große Herr der Kirche ward natürlich ſofort die Hauptperſon für alle Anweſenden. Und er hatte wirklich etwas Bezwingendes, wie er ſo einhertrat, im Krönungsſchritt, mit dem biſchöflichen Prunk angetan. Zwei Prieſter hielten den Saum des Mantels, der in ſteifen, harten Falten niederfloß. Steif und hart, wie aus Holz geſchnitzt waren auch die Züge des hageren, dunkelroten Geſichtes, über dem die Mitra glänzte. Der Krummſtab, den die Linke hielt, wurde in kurzen Zwiſchenräumen auf den Boden geſtoßen. Und ab und zu ſegnete die Rechte. Es war dies eine kurze, elegante Gebärde von höchſter Nachläſſigkeit und Vornehmheit. Und plötzlich fühlte man ſich in ferne Jahrhunderte zurückgetragen. Ging nicht auch damals der Biſchof von Meaux, umgeben von Gefährten in altertümlicher Kirchentracht, wie heute durch die Ehrfurcht der Gaſſen? Die Kirche bewahrt alte Bilder auf. Und das iſt ein ganz altes, das jetzt im Freilicht vorüberzieht.

Ah! So haben ſich die Prinzen des Glaubens immer huldigen laſſen . . . Aber wie kommt der Herr Biſchof von Meaux dazu, ſich feiern zu laſſen, weil die arme, kleine Schwärmerin Bernadette Soubirous ſich die Finger ver-

brannte? Sie hat nichts davon gehabt, als Leiden, Spott und Verfolgung. Sie hat für ihre Mitbürger einen reichen Induſtrieort hervorgewundert, deſſen raſch aufgeflogene Eleganz nur in Monte Carlo ihresgleichen findet. Sie hat Hunderten kleiner und großer Händler zu müheloſem Erwerb verholfen. Sie hat den unſchädlichen Quell der Grotte zu einem Verſandtwaſſer von Weltruf gemacht, wie das Karlsbader. Die Eiſenbahnen erzielen durch ſie reiche Einnahmen, das Panorama iſt voll, die Bier- und Weinhäuſer faſſen die Gäſte nicht. Arme, arme, kleine Bernadette! Und nicht einmal die Ehren der Autorſchaft haſt du. Der Herr Biſchof von Meaux — oder ein anderer — verbeugt ſich für dich. Und doch konnte es dir noch ſchlimmer ergehen, arme kleine Bernadette. Wenn deine kranken Einbildungen einen anderen, verpönten Weg gegangen wären, hätte der Herr Biſchof von Meaux gezetert! „Zu Tod! Zu Tod, die Hexe! . .“ So durfteſt du, als dein jugendzarter Leib von Wunden und Wundern erſchöpft war, wenigſtens ruhig ſterben . . . . Die Luther wettern und die Voltaire ſpöttern und der Herr Biſchof von Meaux, der ſelten ein Boſſuet iſt, wandelt weiter im Krönungsſchritt durch die Gaſſen. Voltaire wußte es wohl: wir laſſen die Welt ſo zurück, wie wir ſie vorfanden, nicht beſſer und nicht geſcheiter.

Und doch kann ich mir eine barmherzige Weisheit denken, die überall ſolche Grotten von Lourdes errichten möchte. Der Arzt der nihiliſtiſchen Schule und Doktor Eiſenbart verſchreiben die gleiche Arznei. Der Unterſchied iſt nur der, daß der Schwindler größeren Nutzen daraus zieht. Auch quält er den Leidenden ſtärker, aber dafür wird ihm mehr geglaubt.

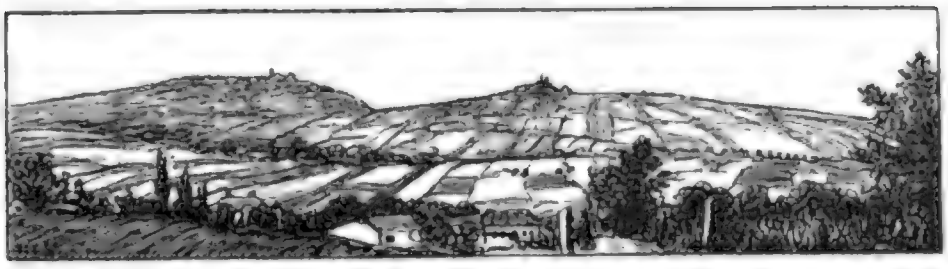
Zu Landeck in Tirol führt eine kleine Kapelle den innigen und ſüßen Namen: Zu unſerer lieben Frau im finſteren Walde. So ſollte es in jedem finſteren Walde, in allen Verlaſſenheiten des Menſchen eine Liebe Frau geben. Und wirklich, ſie iſt auch da. Überall, wo ein armes Herz nach Vorwänden ſucht, weiter zu ſchlagen, erſcheint ſie — die eine oder die andere. Denn es gibt mehr als Eine, Herr Biſchof von Meaux. Poeſie, Kunſt, Philoſophie (die wahre), Arbeit, Hoffnung ſind lauter ſolche ſchmerzensreiche liebe Frauen.

Und wenn wir vor der Grotte ſtehen, befällt und umwallt uns ganz die Stimmung ſehr alter Legenden. Da fließt der wunderthätige Quell. Man hat ihn in Röhren gefaßt, zum Trinken und in Bäder geleitet. Es ſind drei oder vier Wannen da für Männer und Weiber. Viel zu wenig für das Heer der Kranken. Und was man da an Verzerrungen und Gebreſten ſieht — Geſtalten, wie aus dem Fiebertraum eines Studenten der Medizin herausgekrochen. Ja, der Herr Biſchof von Meaux hat recht. Nach Lourdes, ihr Hoffärtigen, Übermütigen, Überſättigten! Auf die Kniee vor dem Leiden! . . . Da ſitzen ſie in langer Reihe hintereinander, in Karren, die verkrüppelten Hände gefaltet, und warten ergeben, bis ſie daran kommen. Büßende Herren, — vielleicht ſind es Ritter oder Grafen — ſchieben die Kranken vom Spital bis hierher, tragen ſie dann ins Bad hinein, zart, mit achtungsvoller Liebe. Denn man muß recht elend ſein, um gut behandelt zu werden . . . Der Frau, die jetzt im vorderſten Wägelchen ſitzt, hat körperliches Weh tiefe Falten um den blaſſen Mund gezeichnet, in das gelblich grüne Wachs. Und das erzählt von böſen Nächten in der lichtloſen Dumpfheit einer Bauernſtube, von Stunden, von Wochen,

von Jahren, die nur das Bildnis der guten Muttergottes von Lourdes über dem Bette erhellte. Nun ist sie endlich in die Nähe ihrer lieben Frau gelangt. Wie demütig harrt sie jetzt, wie vertrauensvoll, und doch auch ein wenig beschämt, weil man mit ihr so viele Umstände macht. Für sie stimmt jetzt die ganze Versammlung, die unter den Bäumen kniet, die Gebete an. Für sie spannt der geistliche Herr in einer so leidenschaftlich weiten Gebärde die Arme auf, den Kopf im Nacken, und fleht fast drohend den Segen vom Himmel auf sie herab. Und über den dunklen Haufen der Andächtigen erhebt sich der glücklichere Blick der Kranken, taucht in die Lieblichkeit einer Landschaft von unerklärbarem Zauber. Durch das schwere Grün der diesseitigen Bäume blinkt Gold vom besonnten Flusse, und drüben liegt's wie ein sehr feiner blauer Staub auf den Hügeln. Da durchschauert es die Kranke warm, ein Vorhauch überfliegt sie, wie vom Lenz einer Genesung.

Ah, Herr Bischof von Meaux, Sie sind dennoch ein großer Wohltäter der Menschheit!

Freilich nicht alle, die nach Lourdes Heilung suchen kommen, erwarten die Hilfe mit solcher Zuversichtlichkeit. Ich stand lange und sah einem Alten zu, der die Quelle für seine kranken Augen gebrauchte. Denn dieses Wasser besitzt die gleiche Kraft gegen alle Leiden. Er fing es mit seinem Sacktuch auf und träufelte es sich zwischen die Lider. Hielt die Augen eine Weile geschlossen, dann blinzelte er, und als er sie wieder öffnete, sah er so schlecht, wie zuvor. Ein paarmal versuchte er es noch. Dann gab er es auf. Er zuckte mit den Achseln und griff zitternd nach seinem Stock. Und als er weiterging, seufzte er tief und schwer. Er seufzte, wie ein Jude.



Hugo von Hofmannsthal.

Was die Braut geträumt hat.

Ein Gelegenheitsgedicht.

Personen:

Die Braut.
Erstes Kind im Traum: Der Gott Amor.
Zweites Kind: Die kleine Mitzi.
Drittes Kind: Ein Kind aus Günfelsdorf.

(Mädchenzimmer. In der Mitte ein kleiner Tisch mit einer brennenden Lampe, daneben ein Fauteuil. Links ein Fenster mit weißem Vorhang, rechts ein Alkoven, im Hintergrund eine Thür.)

Die Braut (tritt in die Thür. Der Bräutigam, unsichtbar, begleitet sie bis an die Thür. Langsam entzieht sie ihm ihre Hand und tritt ein. Einen Augenblick steht sie, in sich versunken, dann läuft sie an das Fenster, schiebt den Vorhang auf und winkt „gute Nacht“ hinunter. Schließt den Vorhang wieder, geht zur Lampe und sieht mit leuchtenden Augen den Verlobungsring an. Fängt an, ihre Armbänder abzulegen, langsam, halb in Träumerei verloren. Sie setzt sich in den Fauteuil, und allmählich fallen ihr die Augen zu. Sie schläft ein. — Pause. — Aus dem Vorhang des Alkovens schlüpft das erste Kind. Es ist der Gott Amor, mit goldenen Flügeln, den Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, den Bogen in der Hand. Er läuft auf die Schlafende zu, zupft sie am Kleid, berührt endlich ihre Hand).

Die Braut (aufgestört). Wer ist das?

Das Kind (auf seinen Bogen gestützt). Ich bin dein Herr,
Den du fürchtest und verehrst!

Die Braut. Liebes Kind, du bist mein Gast,
Und mir ist vor allen Dingen
Unbescheidenheit verhaßt!

Heftig haſſ' ich ſolche Kleinen,
Die mit unverſchämten Reden
Sich emporzubringen meinen,
Und durchſchaue einen jeden!
Schwach und plump ſind dieſe Netze,
Die ein billiges Geſchwätze
Stellt der Neigung einer Frau,
Und wir kennen ſie genau!
Ungeduldig manchesmal
Macht dies ewige Geprahl',
Denn ihr wißt nicht zu beginnen,
Und ihr wißt auch nicht zu enden.
Wenn ihr ahntet, gute Kinder,
Wie viel mehr an Kraft und Kunſt
Wir Verſchwiegenen verſchwenden
An ein Lächeln, an ein Nicken,
An ein Zeichen unſrer Gunſt,
Das wir ſo verſtohlen ſchicken!
Welche tiefverſtellte Müh'
Unſre leichten Worte zügelt
Und die zögernden beflügelt:
Nicht zu ſpät und nicht zu früh,
Scheinbar im Vorüberſchweben
Doch ſich völlig herzugeben, —
Ihr verſtummtet ja vor Scham . . .

Amor. Mit Vergnügen muß ich ſagen,
Dieſes A-B-C aus meiner
Schule iſt dir ganz geläufig,
Denn du ſollſt nur ja nicht meinen,
Daß von dieſen Sätzen einen
Dir das ſogenannte Leben
Hat als Lehre mitgegeben . . .
Alles, alles iſt von mir!

Die Braut. Du biſt derart ungezogen,
Daß es unterhaltend iſt.
Aber willſt du dich nicht ſetzen?

Dies iſt zwar ein Mädchenzimmer,
Und der kleinen Lampe Schimmer
Will vor Staunen faſt vergehn,
Einen jungen Herrn zu ſehn . . .
Doch iſt alles wohl ein Traum,
Die Gedanken haben Leben,
Und der ganze kleine Raum
Scheint zu ſchwanken, ſcheint zu ſchweben.
Setz dich doch!

Amor (wirft einen Puff um, legt ihren Mantel, den ſie früher abgelegt hat, darauf und ſetzt ſich).

Nur auf das Meine!
Wie der Jäger auf die Beute,
Wie der Sieger auf den Thron
Aufgeſchichteter Trophäen;
Anders ſoll mich keiner ſehen!

Die Braut (lachend). Aber das iſt doch mein Mantel!

Amor. Dein und folglich wohl der meine!
Biſt doch ſelber, Kleine, Schwache,
Meine Puppe, meine Sache,
Kannſt dich mir ja nicht entziehn;
Von den Spitzen deiner Haare
Zu den Knöcheln deiner Füße
Lenk' ich dich mit tauſend Fäden,
Und ich dichte deine Reden,
Alles kann ich aus dir machen.

Die Braut (lacht).

Amor (ſteht auf, drohend). Kennſt du deinen Herrn ſo ſchlecht?

Die Braut (lacht).

Amor (ihr in die Augen). Willſt du immer weiter lachen?!

(Unter der Gewalt ſeiner Blicke ſteht ſie wie mit gebrochenen Gliedern auf und weicht ein paar Schritte vor ihm zurück.)

Die Braut. Sieh mich nicht ſo an, du biſt
Mir zu ſtark! Mit deinen Blicken
Saugſt du mir die Seele aus,

Und ich bin ſo fremd, ſo leer,
Um mich alles fremd und leer,
Und ein namenloſes Sehnen
Zieht mir meinen armen Sinn
Irgendwo ... wohin? wohin?
Wohin willſt du, daß ich gehe?
O, ich werd' den Weg nicht finden,
Schwer ſind meine Augenlider,
Meine Kniee zieht es nieder,
Und es iſt ſo weit, ſo weit
Über Seen, über Hügel!
Sind das wirklich deine Künſte —
Dieſe fürchterliche Schwere ...?
Aber haſt du nicht die Flügel?!
Ja, du willſt mich nur beſchämen
Und dann alles von mir nehmen.

(Amor macht eine Gebärde: „Sie ſoll knien.")

Knieen ſoll ich? Sieh, ich kniee!
Sieh, ich falte meine Hände,
Aber mach ein Ende, ende!

(Amor weicht während der nun folgenden Worte langſam von ihr zurück, immer die Augen auf ihr und verſchwindet mit einem Sprung auflachend im Kamin.)

Ja, ich habe Furcht vor dir,
Und wenn ich es ſchon geſtehe —
Iſt dir nicht genug geſchehen?
Komm, ich brauche deine Nähe,
Bleib bei mir, ich will dich ſehen!
Zieh nicht deine Blicke wieder
Langſam ſo aus mir heraus
Wie den Dolch aus einer Wunde!
Kannſt du lachen, wenn ich leide,
Kannſt du ſehen ...

(Aufſpringend.) Er iſt fort!
Und es kichert da und dort.
Welche tückiſchen Gewalten
Stecken hinter dieſen Falten?

Schütteln dieſe Wände böſe
Träume auf mich Arme nieder,
Weil ich mich von ihnen löſe?

(In den Vorhängen des Fenſters erſcheinen zwei Kinderhände.)

Die Braut (auf die Hände zugehend).

Hände! Biſt du wieder da?
Und jetzt wirſt du mich verwöhnen?
Ja? Mit deinen andern Spielen,
Mit den lieben, mit den ſchönen.
Wie zwei kleine Schmetterlinge
Hängen dieſe kleinen Dinge
An dem Vorhang, in den Falten,
Und ich will die beiden fangen,
Will dich haben, will dich halten.

(Wie ſie die Hände faßt, wickelt ſich das zweite Kind halb aus dem Vorhang. Die Braut tritt mißtrauiſch zurück.)

Mitzi, du? Und doch nicht ganz!
Wie kommt dieſe hier herein?
Und in ihren Augen wieder
Dieſer ſonderbare Glanz,
Wie bei ihm . . . Was ſoll das ſein?
Wie ſich alles das vermiſcht!

Das Kind. Hab' ich endlich dich erwiſcht!

Die Braut. Biſt du denn die Mitzi?

Das Kind. Freilich!
Was das Mädel fragt! Du biſt
So verliebt, du wirſt dich bald
Selber nicht im Spiegel kennen.

Die Braut. Ja, was willſt du denn bei mir?

Das Kind. Ach, ſie dürfen's ja nicht wiſſen!
Niemand weiß es, daß ich hier bin!
Aber ich hab' ſehen müſſen,
Keine Ruhe hat's mir laſſen . . .

Die Braut. Was denn ſehen?

Das Kind. Wie du biſt!
Wie das iſt, wenn eine —

Die Braut. Nun?

Das Kind (lacht).
Eine neue, neue Braut!
Wie ſie ſchläft und wie ſie ſchaut,
Wie ſie ausſieht, was ſie macht!
Nein, ich hab' mir's ſo gedacht,
So gedacht, daß es ſo iſt:
Daß du gar nicht ſchlafen kannſt,
Daß du auf und nieder gehſt
Und mit ſo verträumten Augen
An dem lieben Ringe drehſt!
Immer ſchicken ſie mich ſchlafen,
Aber klüger war ich heute!
Was hat Nacht mit Schlaf zu thun?
Ruhen müſſen alte Leute,
Kleine Kinder müſſen ruhn —
Doch wenn ich erwachſen bin,
Laßt mich nur mit Ruhn in Ruh',
Grad ſo mach' ich's dann wie du!

(Sie biegt bei den letzten Worten die Falten auseinander, tritt ins Fenſter zurück und läßt den Vorhang wieder zufallen.)

Die Braut. Geh, was ſtehſt du ſo im Fenſter,
Halb im Vorhang wie Geſpenſter,
Komm doch her!

Die Stimme des Kindes.
Wie dumm du biſt!

Die Braut (tritt zum Fenſter und hebt den Vorhang auf).
Leer der Vorhang! Fort das Kind!
Nein, was das für Träume ſind!

(Sie bleibt nachdenklich ſtehen. — Pauſe. — Die Uhr auf dem Kamin ſchlägt drei. Die Braut dehnt ſich wie im halben Erwachen und ſpricht leiſe vor ſich.)

Still! Was war das für ein Schlag?
Drei Uhr früh! Bald kommt der Tag!

Über leuchtende Gelände
Kommt er groß heraufgezogen:
Dann iſt alles wieder wahr!
Sonne fällt auf meine Hände . ..
Wie ſo licht und wie ſo klar,
Tag um Tage, ohne Ende!

(Sie geht ganz langſam nach vorn. Während ihrer letzten Worte iſt das dritte Kind leiſe bei der Thür hereingeſchlüpft und ſteht vor ihr. Es iſt ein kleines Schulkind mit erfrorenen Händen, eine Schiefertafel unterm Arm, Schneeflocken auf der Pelzmütze.)

Die Braut. Geht dies Blendwerk immer weiter?
Wo die eine früher ſtand,
Steht aufs neue ſolch ein Kleines!
Doch jetzt bin ich ſchon geſcheiter,
Und ſo leicht erſchreckt mich keines.

Das Kind aus Günſelsdorf. Rath' einmal, woher ich komme!

Die Braut. Du?

Das Kind. Aus Günſelsdorf.

Die Braut (ungläubig). Ach geh!

Das Kind. Durch das Dunkel, durch den Schnee,
Über Dächer, über Bäume
Bin ich hier hereingeflogen.

Die Braut (ſetzt ſich nieder).
Fliegen kannſt du? Biſt geflogen?
Und von dort?

Das Kind. Es iſt nicht ſchwer.
Wo du meinſt, dort komm' ich her.

Die Braut. Glaub' ich dir?

Das Kind. Vom großen Haus
Mit dem hohen, hohen Rauchfang
Und den vielen, vielen Spindeln.

Die Braut. Kleine, Kleine, kannſt du ſchwindeln!

Das Kind. Ach, jetzt iſt es gar nicht luſtig,
Durch die kalte Luft zu fliegen:
Weggenommen iſt der Himmel.
Bunte Wolken gibt es keine,

Man begegnet keinen Vögeln,
Keine Landſchaft liegt im weiten!
Aber kommt der Frühling nur,
Wird die ganze bunte Welt
Wieder prächtig aufgeſtellt:
Bäume ſtehen, Büſche ſchwellen,
Und die Teiche und die Bäche
Haben Enten auf den Wellen;
Auf der großen grünen Fläche
Wachſen viele Blumen auf,
Käfer haben ihren Lauf,
Vögel nehmen ihren Flug,
Luſtig iſt es dann genug!

Die Braut. Redeſt du von Welt und Leben
Wie von ſchönen Spielerein,
— Kindertage fühl' ich weben,
Ganz Vergeſſnes ſchwebt herein!
Unbegreiflich liebe Dinge
Schweben fern und ſchweben nah,
Und ich fühle ihre Schwinge
Anders als mir je geſchah!
Kleine, Kleine, rede weiter,
Rede weiter, führ' mich weiter,
Führſt mich nicht auf einer Stiegen?
Großen Stiege, hellen Leiter . . .
Hohen goldnen Himmelsleiter . . .?
Können wir . . . nicht . . . beide . . . fliegen?

(Die Augen fallen ihr zu.)

Das Kind. Himmelsſchlüſſel werden wachſen,
Und es blüht der viele Flieder
Um und um in eurem Garten!
Und da geht ihr auf und nieder
Und ſeid immer Mann und Frau,
Eßt aus einer Schüſſel beide,
Trinkt aus einem Becher beide . . .

Aber hörſt du mich denn, du?
Haſt ja beide Augen zu!

Die Braut (immer mit geſchloſſenen Augen).

Freilich . . . war das nicht das letzte:
„Wachſen goldne Himmelsſchlüſſel?“ . . .
Anders war es . . . anders . . . anders . . .
„Trinken nur aus einem Becher,
Eſſen nur aus einer Schüſſel . . .“

(Sie ſchläft ein.)

Max Kalbeck.

Lyriſche Blätter aus einem Reiſetagebuche.

Stimmen der Nacht.

Ich fuhr empor vom Lager,
  Vom erſten Schlaf erwacht —
Im Ohre tönt ein Rauſchen,
Als mahnt' es mich zu lauſchen
  Den Stimmen all der Nacht.

Ein Wimmern klagt und Stöhnen,
  Mich überläuft es kalt;
Mir iſt, als müßt' ich weinen,
Weil drunten auf den Steinen
  Ein ferner Schritt verhallt.

Den Holzwurm hör' ich ſchroten,
  Der im Getäfel ſägt,
Es zittert in der Runde,
Wenn lang und bang die Stunde
  Vom nahen Kirchturm ſchlägt.

Was raſchelt durch die Gänge?
Was klappert im Kamin?
Ich hör' es ſchwellen, ſauſen,
Und dann mit dumpfem Brauſen
Das ſtille Haus umziehn.

Ich ließ' es ziehn und rauſchen
Und ſchliefe ruhig fort,
Doch hat mit lautem Pochen
Mein Herz zu mir geſprochen
So manches ſchwere Wort.

Es ſprach von künft'gen Tagen,
Es ſprach von alter Zeit,
Es rief zurück aufs neue
Den Zweifel und die Reue
Um ſelbſtverſchuldet Leid.

Da waren bald zum Schweigen
Die Stimmen all gebracht,
Mit Schmerz und Scham und Grimme
Nur noch die eine Stimme
Vernahm ich in der Nacht.

Der gefangene Adler.

Auf ſeiner Käfigſtange hockt ein Adler,
In ſich verſunken, traurig, unbewegt.
Er achtet nicht des dreiſten Spatzenvolkes,
Das vorlaut piepſend draußen hüpft und flattert;
Die Kleinen zanken um ihr Krümchen Brot
Und tummeln ſich geſchäftig rings im Sande.

Sein Blick ſchweift über ſie hinweg ins Grau
Des matten Himmels, troſtlos, ohne Ziel.
Frühmorgens, wenn das hoffnungsreiche Licht
Des Parkes Blätternetz im Flug durchirrt,
Bevor der Dunſt der Stadt es noch verſchlang,
Fällt ein verlor'ner Feuerblick der Liebe
In ſeines tiefen Elends Einſamkeit,
Des Kerkers Eiſengitter übergoldend.
Dann lockt der trügeriſche Schimmer ihn
Von neuem ſtets aus dunkler Kluft hervor;
Das niedre Felsgeſtein, das Menſchenhand
Zur Ruhe für die Nacht ihm aufgeſchichtet,
Scheint unter ihm zu wachſen, höher, höher;
Der oft Betrogne wähnt, nun endlich komme
Die Freiheit wieder . . .

Er ſieht ſich horſten auf erhabnem Gipfel,
Den blauen Ozean zu ſeinen Füßen,
Sein dürſtend Auge trinkt das heil'ge Licht,
Er reckt das königliche Haupt empor
Und lüftet freudig ſchlagend ſein Gefieder,
Vergeſſend, daß die Flügel ihm gebrochen;
Die ſcharfgekrallten Fänge ſtreckt er aus,
Als wollt' er nach des Donn'rers Blitzen greifen,
Oder den Zeuserkornen blonden Liebling
Vom Quellgrund dufterfüllter Wieſenthäler
Hinauf ans Herz dem Göttervater tragen . .
Hart ſtößt der Kopf an ſeines Käfigs Stäbe,
Ein Tropfen Bluts verdunkelt ihm den Blick,
Er ſchüttelt ſich und kriecht auf ſeine Stange.

Ghasel.

Es gleiten zu Thal
  Der enteilenden Nacht
    Zerriſſene Schleier: Du liebſt mich!
Stolz hebt ſich im Strahl
  Majeſtätiſcher Pracht
    Die Sonne zur Feier: Du liebſt mich!

Prometheus gleich
  Geſchmiedet ans Thor
    Der Hölle mit Banden des Zweifels,
War an Schmerzen ich reich —
  Nun ſchwingt ſich empor
    Des Grames Geier: Du liebſt mich!

Wohl hatte mir lang
  Verſchloſſen und ſtumm
    Das Herz im Buſen getrauert,
Nun erbebt's im Geſang,
  Und fragſt du, warum
    Mir ertönet die Leier? Du liebſt mich!

Das Schickſal droht,
  Doch lächelt ſo warm
    Dein Blick mir unſterbliches Leben;
Laß nahen den Tod,
  In deinem Arm
    Willkommen ſei er: Du liebſt mich!

Ein Traum.

Das iſt der Schleichweg, den ich gehen muß,
Vom Schloßturm dröhnt die mitternächt'ge Stunde;
Euch alten Walnußbäumen meinen Gruß,
Noch ſteht ihr Wache vor dem Gartenrunde!

Willkommen auch, ihr Blumen meiner Wahl,
Ihr gelben Roſen, purpurnen Violen!
Verratet nicht, daß ich ein letztesmal
In euer ſtilles Reich mich hergeſtohlen!

Im Felſenbette ſchäumt der Waſſerfall
Und netzt mit Thau den grünen Samt des Mooſes,
Im Buſch daneben ſingt die Nachtigall
Ihr ſchmelzend Werbelied, ihr ſchlummerloſes.

Wie Silber glänzt im Mond der blanke Kies,
Zwei Schritte noch, die Lichtung iſt genommen!
Zurückerobert iſt das Paradies,
Ich bin in Sicherheit — nun kann ſie kommen!

Schon ſeh' ich, wie ſie ſich vom Lager hebt,
In weiße Spitzen hüllt die ſchlanken Glieder,
Sie ſteckt das Haar ſich auf und lauſcht und bebt
Und huſcht die ſchmale Wendeltreppe nieder!

Sie kommt! Sie kommt! Mit feſſelnder Gewalt,
Ach, überdrängt mich ihre liebe Nähe!
Dort hinter den Cypreſſen die Geſtalt —
Ein Schatten hält ſie feſt — ich zittre, ſpähe —

Nichts, nichts! — Der fremde Schatten wächſt heran,
Vermummt in faltig Schwarz — des Parkes Wächter? —
Die Hellebarde zeigt der Knochenmann,
Und durch die Lüfte ſchrillt ein Hohngelächter.

Muttersöhne.

Heil'ger Flammen reinſtes Feuer
Soll für unſre Mütter brennen,
Da wir, was uns lieb und teuer,
Fromm als ihr Geſchenk erkennen.

Leuchtend uns vorangegangen
Sehn wir echte Mutterſöhne,
Die mit Blut und Milch empfangen
Alles Gute, Wahre, Schöne.

Und es webt um ihre Namen
Glanz der ew'gen Morgenröte,
Seit uns von den Müttern kamen
Jeſus Chriſt und Wolfgang Goethe.

Goethe in Italien.

(Zu Tiſchbeins Gemälde.)

Still in dunkle Trümmer ſank das Leben,
Seines hohen Gottes Stimme ſpricht:
„Hab' ich dir zum Troſte nicht gegeben
Einen Strahl von meinem eignen Licht?

„Laß ihn über dieſer Flur erglänzen,
Und in Freude wandelt ſich dein Leid,
Meine Stunden nahn mit friſchen Kränzen,
Und die Muſen ſind zum Tanz bereit.

„Dich umſchimmern ſelige Gefilde,
Und dein Geiſt, von Liebe ganz durchſonnt,
Baut die Welt ſich ſchöner auf im Bilde,
Mit der Ewigkeit als Horizont."

Tivoli.

I.

Umwuchert dicht von Diſtel und Kamille,
Hoch über Felſen, die ſich grün bemooſen,
Erhebt ſich ſtarr zum Blauen, Grenzenloſen
Ein Säulenrund: der Tempel der Sibylle.

Eintönig zirpt im Graſe fort die Grille,
Der Bienen Volk umſummt die wilden Roſen,
Dumpf aus der Tiefe ſchallt der Bäche Toſen,
Sonſt waltet rings umher die tiefſte Stille.

Da brauſt ein Sturm gewaltig durch die Lüfte,
Und lauter donnert her der Waſſerfall,
Als ſprängen auf der Zeit verſchloſſne Grüfte.

Vorbei! Der Ruf erſtirbt im Widerhall,
Und ſchluchzend auf der Harmonie der Klüfte
Wiegt ſich das Klagelied der Nachtigall.

II.

Wie viele Wandrer ſind hinabgeſtiegen
Die Schlangenpfade zu den dunklen Lauben,
Sie ließen ihre Wünſche mit den Tauben
Von einem Ufer hin zum andern fliegen.

Wie viele träumten hier von hohen Siegen,
Bethört vom allzu hoffnungsreichen Glauben,
Sie könnten einſt die Ewigkeit berauben
Der Schätze, die in ihrem Schoße liegen.

Die gleiche Nacht hält alle nun gefangen;
Vergeſſen iſt das Falſche wie das Wahre,
Das ſie der Welt verkündeten und ſangen.

Komm, opfern wir auf dieſem Felsaltare
Den Göttern! — Der Sibylle ſind vergangen
So wie der Tag von geſtern tauſend Jahre.

Sestri.

Hell glänzen Land und Meer im Abendſcheine.
Nie wölbte ſich der tiefe Himmel blauer,
Nie ſtrich die Frühlingsluft gelinder, lauer,
So ſchön noch war der letzten Stunden keine.

Doch unvermerkt aus meinem luſt'gen Haine
Geriet ich auf den ernſten Weg der Trauer:
Ich ſeh' den Engel ob der Friedhofsmauer,
Als flög' er auf vom glühenden Geſteine.

Warum dies Blühen, Wogen, Klingen, Wehen?
Dies Kommen, Scheiden, Werden und Vergehen?
So fragt es tauſendſtimmig um mich her.

Sprich, Bote Gottes, was ſind Tod und Leben? —
Der Engel droben will nicht Antwort geben,
Und dämmernd ſinkt die Nacht auf Land und Meer.

San Miniato.

Auf dem Hügel möcht' ich gebettet werden,
Wo das Kirchlein San Miniatos trauert,
Doch nicht unter prunkenden Marmormälern
Bei den vielen anderen frommen Toten,
Nein, abſeits ein wenig, im braunen Schatten
Einer hochaufragenden Grabcypreſſe,
Nur mit leichtem Raſen bedeckt und Blumen.
Jedes Jahr dann einmal, ſobald der Frühling

Ausſtreut Primeln, Veilchen und Anemonen,
Und ſein Hauch die Knoſpen der Bäume wachküßt,
Ständ' ich auf zur ſilbernen Zeit des Vollmonds,
Ging entlang die obere Friedhofsmauer,
Säh' ins Thal hinunter auf Stadt und Berge,
Derer denkend, die ich geliebt im Leben,
Und der Nachtigallen Geſang im Ohre
Legt' ich lächelnd wieder mich hin und träumte.

Am Römergrabe.

„BENE REM GERAS ET VALEAS DORMIAS SINE CVRA.“

Müde ſinken unſre Glieder,
Und es iſt noch weit nach Haus,
Liebſte, laß dich zu mir nieder,
Ruhen wir zuſammen aus!

Hier am eingeſunknen Hügel
Deckt uns der Arbutusſtrauch,
Eurus rührt die luft'gen Flügel,
Kühlung fächelt uns ihr Hauch.

Weltverloren liegt die Stätte,
Keine Seele fern und nah,
Klaſſiſch wär' ein Ruhebette
Auf der Via Appia!

Unſre frohen Wanderſchritte
Weckten die Vergangenheit,
Vom verhaßten Zwang der Sitte
Hat uns Cypria befreit.

Aus den Grübchen deiner Wangen
  Lächelt Amors Schelmerei,
Nein, du brauchſt dich nicht zu bangen,
  Alle Götter ſtehn uns bei.

Sorgenbrecher, Freund Lyäus,
  Spendet uns Sabinerwein,
Und ein flotter Hymenäus
  Segnet neu das Bündnis ein.

Horen, Grazien und Muſen
  Ziehen auf im Hochzeitschor,
Und die Glut in unſerm Buſen
  Lodert heißer als zuvor.

Selig, ſich geliebt zu wiſſen,
  Freut man ſich der Gegenwart — —
Aber unſer Ruhekiſſen,
  Liebſte, war ein wenig hart!

Weißt du, Schatz, worauf wir lagen,
  Schliefen der Gerechten Schlaf?
Fauſtulus ſoll dir es ſagen,
  Denn dies iſt ſein Epitaph.

In zwei Stücke ſchon zerſprungen
  Iſt der Stein des Monuments,
Doch mit Epheu grün umſchlungen,
  Hält ihn klammernd feſt der Lenz.

Kaum die Schrift noch kann ich leſen —
  Fauſtulus Caecilius
Iſt ein braver Mann geweſen,
  Und er ſchickt uns einen Gruß.

Menſchenfreundlich noch im Grabe
Blieb des biedern Römers Sinn,
Hör', es ſpricht der alte Knabe:
„Fremdling, ſetz dich ruhig hin.
Mach dir weiter keinen Kummer,
Daß ein böſer Geiſt dich äfft,
Ohne Sorgen ſei dein Schlummer
Und geſegnet dein Geſchäft!“

Joſefine Freiin von Knorr.

Unverhofft.

„Die Scheunen ſind voll Garben,
Voll Obſt die Speicher ſind;
Doch meine Pflanzen ſtarben,
Den Samen nahm der Wind!“
So dachte müd vom Warten
Ein Mann, der ſich bemüht
In ſeinem öden Garten,
Wo alles abgeblüht.
Da ſieht er in der Ecken,
— Erſt jetzt wird er's gewahr —
Zu ſeinem ſüßen Schrecken,
Ein Strauchwerk wunderbar,
Das mählig ihm erſtanden
Aus Keimen unbemerkt;
Es duftet in den Landen
Und ſchon der Anblick ſtärkt.
Nun wird ſeinem Verlangen

Der unverhoffte Preis;
Denn Blüten ſieht er prangen,
Die er unſchätzbar weiß.
Sie werden in der Weiten
Verkünden ſeinen Ruf
Und Segen rings verbreiten,
Den ſeine Arbeit ſchuf.

Doppelwirkung.

Ich kenne Menſchen gleich den Zweigen,
Sie wiegen ſich im Sonnenſchein,
Und andere, die ſich nicht zeigen,
Sie graben ſich wie Wurzeln ein.

Die Taten jener herrlich funkeln
Und Lob und Ruhm krönt ihre Bahn,
Doch dieſe wirken fort im Dunkeln,
Und keiner weiß, was ſie getan.

Es kann der Stamm der Menſchheit ſprießen
Nur durch des Werdens Doppelmacht:
Die Zweige ſich im Licht erſchließen,
Die Wurzeln in des Bodens Nacht!

Verſtändnis.

Fern ſei's von mir, nicht ich verdamme
Die letzten, welche falſch geglaubt:
Veſtalinnen im Dienſt der Flamme,
Quiriten mit geſenktem Haupt.

Wenn dort die Märtyrer verſchmachten,
Blutrot das Chriſtentum erſteht,
Auch ſie will es wie Rauch umnachten
In einem letzten Angſtgebet.

So ſteht's mit jenen, die ergrauten
Im Dienſt von Herrſchern ohne Kraft,
Die ihr gefang'nes Leben ſchauten
Und doch nicht löſen ihre Haft.

Gleich ihnen ſind die Stillen, Kleinen
In unbelohnter Liebe treu,
Die, wenn ſie auch ihr Loos beweinen,
Für ihre Opfer ohne Reu!

Fern ſei's von mir, nicht ich verlache
Sie alle, die hier unentweiht,
Geopfert der verlor'nen Sache
Im Anſchaun der Vergangenheit!

Höhepunkt.

Nur dann iſt's gut zu trinken,
Wenn Duft das Glas umhaucht,
Die Speiſe nur kann winken,
Die aus der Schüſſel raucht.

Nur dann iſt's gut zu wandeln,
Wenn uns der Fuß beſchwingt,
Und leicht iſt es zu handeln,
Wenn eine Kraft uns zwingt!

Philipp Langmann.

Blume blüht . . .

Blume blüht am Gartenraine,
Harret ſtill in Sturm und Frieden,
Waldbach rauſchet über Steine,
Ihm iſt eil'ge Fahrt beſchieden.

Sieht der Bach die Blume blühen,
Möchte er bei ihr verweilen,
Sieht ſie ihn zum Meere ziehen,
Will ſie fort und mit ihm eilen.

Lauf, mein Bächlein, lauf zum Meere,
Hoch in Wolken wiederkehre;
Blume ſieht zum Himmel auf,
Fängt den Thau im Kelche auf.

Anton Lindner.

Frühling.

Wie ein Traum von mir zu dir
In der Flüſterlinde;
Wie ein Traum von mir zu dir:
Spatzenlied im Winde.

Wie ein Traum von mir zu dir
Liſpeln rings die Quellen;
Wie ein Traum von mir zu dir
In den Blütenzellen.

Und es ſchwellen Blatt und Baſt,
Dürſten in den Zweigen,
Sonne quillt von Aſt zu Aſt,
Und die Säfte ſteigen.

Und das Blut der Scholle rinnt,
Und die Wurzeln ſaugen;
Und Natur, faſt noch ein Kind,
Winkt ſchon mit den Augen.

Frau Sehnſucht.

Kam Frau Sehnſucht ſtill heran,
Sah mich an.

Saß an meines Bettes Ende,
Glühend wichen rings die Wände —
Und ſie hob die bleichen Hände,
Hob ſie durch die ſchwarze Nacht,
Sanft und ſacht.

Und mich würgten tauſend Schlangen,
Wühlten mir um Stirn und Wangen —
Und die Cello-Töne klangen,
Klangen zitternd, Stich um Stich,
Und ſie ſtrich:

„Horch, horch auf . . Die Palmen ſchauern!
„Wo die grauen Zelte trauern,
„Braune Leoparden lauern,
„Geht ein Flüſtern . . . Dämmerfahl
„Bebt mein Thal.

„Wo ſich bunte Mädchen wiegen,
„Wilde Sterne flackern, fliegen,
„Leuchtend in den Teichen liegen,
„Bebt mein Land und lockt mein Sang
„Nächtelang.

„Horch, horch auf . . die Stunden gleiten —
„Und du ſiehſt in Dämmerweiten
„Venus, meine Fürſtin, ſchreiten . .
„Und ſie winkt mit bleichem Kranz,
„Winkt zum Tanz.

„Und du hörſt die Quellen klingen,
„Leiſe knoſpen dir die Schwingen,
„Laß uns tanzen, tanzen, ſpringen —
„Kling und Klang . . . den ſchönſten Lauf
„Spiel' ich auf . ."

Alſo ſpielt ſie Tage, Wochen,
Daß mir wild die Pulſe pochen,
Spielt wohl, bis mein Herz gebrochen, —
Und Frau Venus, bleich und nackt,
Schlägt den Takt.

Fern von Wien.

Wo biſt du, Wien? Hebſt du die lichten Lider?
Ruht noch dein Auge dämmerblau auf mir?
Mit ſchwarzer Fauſt drückt mich die Fremde nieder,
Treibt mich ins Falterland, treibt mich zu dir.

Der Tag verblutet und die Schatten ſchweben
Und glühend greift das Leid mir in den Sinn,
Da ſink' ich zitternd — und die Glocken beben —
Auf fremder Scholle ſink' ich zitternd hin:

Sehnſucht, du biſt's! Haſt mir die Stirn gefeuchtet!
In fremden Thau wühl' ich mein lauſchend Ohr —
Und ſieh, ein Bild, das wie ein Wunder leuchtet,
Taucht aus der Scholle wie Muſik hervor:

Zu bleichen Bergen, dunklen Wäldern gleitet
Violenblaß der märchenſtille Strom,
Und zwiſchen Tanz und Fiedelſängen breitet
Den Prieſterarm der graue Stephansdom.

Und dunkle Dächer glühn im Roſenſcheine,
Und bunte Mädchen ziehen Hand in Hand
Mit trunknen Knaben felderwärts vom Weine —
Und wie ein Sommerlied verklingt das Land . . .

Schon hat der Mond in ſeinen ſchwarzen Bäumen
Die Seele wie Narziſſenduft verſprüht,
Schon iſt der Prater aus erloſchnen Träumen,
Ein Perſermärchen, glitzernd aufgeblüht:

Da greifen rings die Götter zu den Geigen,
Zu kleinen Flöten, duftenden Schalmei'n,
Sein Röckchen hebt ein wilder Walzerreigen —
Und Farben, Farben ſtreut die Nacht darein.

Der tote Tag.

Nun mag Jehovah ſtill die Arme breiten:
Da liegt der Tag, mit Blut und Staub bedeckt!
Und Schatten ſiehſt du durch die Lüfte gleiten,
Und Lämpchen ſind am Himmel angeſteckt.

Das Bahrtuch weht, — ein ſchwarzer Silberzipfel
Flattert empor und peitſcht die Himmelswand,
Und leiſe ſpinnt die Nacht um Wald und Wipfel
Den Trauerflor mit bleicher Frauenhand . .

Es will ſich regen, in den Zweigen regen,
Und weinen will es, und der Abend ſchweigt;
Du fühlſt, wie rings auf all den trauten Wegen
Das Grün ſich tiefer, immer tiefer neigt . .

Hörſt du die Sichel durch die Halme ſchneiden?
Das iſt der Tod! der ſtelzt ſo ſtumpf und ſchwer!
Die Sonne ſinkt, die Sonne blickt im Scheiden,
Faſt wie ein Menſch ſo weltenweh umher;

Und ſieht die Schatten durch die Lüfte ſchreiten
Und küßt die Welt noch einmal blutig rot —
Nun mag Jehovah ſtill die Arme breiten:
Der Tag, der letzte Sommertag, iſt tot.

Rudolph Lothar.

Die Cigarette.

Eine Rauchphantaſie.

Ein elegant eingerichtetes Junggeſellenzimmer. Kamin. Davor mit der Lehne gegen das Publikum tiefer Lehnſeſſel. Daneben ein niederes kleines Tiſchchen. Über einen andern Seſſel gebreitet Frack und weiße Weſte. Großer Stehſpiegel. Die Bühne iſt ganz dunkel. Er tritt raſch ein und dreht die elektriſche Beleuchtung, eine roſa verhangene Ampel, auf. Er macht ein paar aufgeregte Schritte durchs Zimmer, den Cylinder immer noch auf dem Kopf. Bleibt endlich vor dem Spiegel ſtehen und betrachtet ſich ſpöttiſch. Dann nimmt er den Hut ab, zieht langſam den Überzieher aus und läßt ſich auf einen Seſſel fallen. Er blickt eine Weile ganz verloren vor ſich hin. Dann ſpringt er wieder auf und geht durchs Zimmer, oft ſtehen bleibend im Selbſtgeſpräch, als ob er etwas erwöge. Jetzt ſcheint er einen Ausweg aus der Situation, die ihn bedrückt, gefunden zu haben. — Aber es iſt nichts, er läßt die Hände wieder ſinken. Sein Blick fällt auf den Frack. Er lacht kurz und höhniſch auf. Dann geht er auf den Schreibtiſch zu, als habe er jetzt endgiltig einen Entſchluß gefaßt. Eine Sekunde zögert er noch, dann öffnet er mit einer raſchen Bewegung eine Lade und entnimmt ihr einen Revolver. Jetzt iſt er wieder ganz ruhig. Er ſetzt ſich vor den Schreibtiſch, legt den Revolver vor ſich hin und zieht alle Schubfächer auf: Briefe, Briefe mit Bändern zuſammengebunden, vertrocknete Blumen. Manche Päckchen wirft er ungeleſen ins Feuer,

manche öffnet er, zieht einen Brief heraus, lieſt ihn, bald lächelnd, bald wehmütig, bald höhniſch. Dann kommen Rechnungen an die Reihe. Er ſchichtet ſie alle auf einen Haufen. Ein ſtattlicher Berg! Er lacht auf. Dann findet er die Schachtel mit den Patronen. Er lädt den Revolver. Dann wirft er einen Blick auf die große Photographie einer Dame, die eingerahmt auf dem Schreibtiſch ſteht, geht zum Fenſter, ſieht hinaus und ſchließt dann die Rouleaux. Er geht zum Spiegel und öffnet ſeine Weſte, um die Waffe anzuſetzen. Da fällt ſein Cigarrenetui zur Erde und ſpringt auf. Halt, noch eine Cigarette. Die letzte und dann — adieu!

Er ſetzt ſich in den Lehnſeſſel, legt den Revolver neben ſich auf das Tiſchchen und zündet die Cigarette an.

Der Rauch ſteigt auf. Plötzlich ſitzt auf dem Kaminſims ein kleines nacktes Fräulein mit übereinander geſchlagenen Beinen, ganz eingehüllt in grau-violett-bläuliche Schleier, auf dem blonden Köpfchen ein glühendes Krönlein und lacht ihn an.

Das kleine Fräulein:

Schau, lieber Freund, wozu die große Geſte,
Das blitzend' Ding, die aufgeknöpfte Weſte,
Die Vorbereitungen zur großen That,
Der ganze Selbſtmordapparat.
Du thuſt es nicht, ich ſag's dir im Vertrauen.
Wozu alſo das Spiel mit Tod und Grauen?
Ein Spiel wie andre, meinſt du. Zugegeben,
Ein Intermezzo mehr in deinem Leben.
So wird dir jede That zum Zwiſchenſpiel,
Zum bloßen Durchgang jedes Ziel,
Zum ſchönen Wort dein Wille und die Handlung
Zur bloßen Geſte. Und, mein Freund, die Wandlung
Bewirke ich, ja, ich, die Cigarette. —
Du ſchießeſt nicht, ich halte jede Wette.
Warum denn auch, was iſt denn vorgefallen?
Ich weiß, ich weiß, die Curſe ſind gefallen

Und du haſt Differenzen, kannſt nicht zahlen.
Doch das geſchah bereits zu vielenmalen.
Man gleicht ſich aus und iſt dann wieder flott.
Im Anfang iſt das peinlich, ſpäter, guter Gott,
Gewöhnt man es. 's iſt auch ein Durchgang nur
Und biegſam iſt die menſchliche Natur.
Dienſt deinen Gläubigern du denn damit,
Wenn du dich töteſt? Wird dein Deficit
Dadurch verkleinert? Nein, ein neuer Poſten
Kommt noch hinzu: — verzeih — die Leichenkoſten.
Unglück im Spiel und in der Liebe detto,
Ja, das iſt mißlich und man hat in petto
Für ſolches Ungemach die raſche Heilung:
Ein Schuß und alle Sorgen ſind verflogen.
Du haſt ganz recht: Du liebſt nicht gern auf Teilung,
Und wenn du liebſt, wirſt du nicht gern betrogen.
Ja, wenn du liebſt. Doch grad in dieſem Falle
Biſt du nicht beſſer als die andern alle.
Mit Worten und Geberden iſt's gethan —
Die Virtuoſentechnik des Galan.
Du machſt den Hof und ſie erhört dich ſchließlich
Und doch biſt du die ganze Zeit verdrießlich.
Du merkſt, du ſpürſt: 's iſt alles nur Gemeinplatz,
Und luſt- und freudlos flüſterſt du: Sei mein, Schatz!
Ja, ich begreif's, du haſt es endlich ſatt,
Dein blödes Leben ſetzt dich ſchach und matt,
Haſt alles überlegt und machſt nun Schluß
Mit einem wohlgezielten, guten Schuß.
So wird die ganze Rechnung glatt beglichen,
Dein unnütz, zwecklos Daſein ausgeſtrichen.
Doch weil das logiſch wäre, thuſt du's nicht,

Es gibt nichts Öderes als log'ſche Pflicht.
Der Schuß wär' logiſch — du lebſt weiter,
Ein andrer wär' verzweifelt, du bleibſt heiter.
Originell ſein, das iſt heute Trumpf,
Und ausgerottet ſei mit Stiel und Stumpf,
Wer keine neue Melodie erdacht
Zum alten Text des Lebens, wer nicht lacht,
Wo andre weinen, und nicht weint,
Wo allen Lachen ganz natürlich ſcheint.
Und dieſe meine Weltanſchauung
Hab' ich, modernen Menſchen zur Erbauung
Mit meinen blauen Schleiern euch geſchenkt.
Ahnt ihr, wie euch die Cigarette lenkt,
Die ihr ſo raucht, ſo zwiſchen Will' und That?
Wißt ihr nicht aus noch ein, ſo weiß ich Rat,
Und bin oft nichts als ein Gedankenſtrich. —
Was hab' ich ſchon verhindert, ich, ja ich!
In meinen kleinen Ringen löſt ſich auf
So mancher weiſe Lebenslauf.
Für mein Arom' tauſcht ihr ein Leben ein,
Ich ſcherze euch hinweg das halbe Sein,
Die andre Hälfte hülle ich in Rauch.
Ich bin ein Kuß, ich bin ein Hauch,
Unfaßbar und doch immer nah,
Ihr werft mich weg, bin ſtets wieder da,
Ihr macht und nehmt mich gedankenlos,
Ich wiege euch in der Träume Schoß.
Gedanken
Verſanken
In meinem Arm und Träume bekamen Weſen;
Was in dir lebt, ich kann es löſchen und — leſen.

Ich öffne verſtohlen das ſchwere Thor
Ins blaue Schloß der Märchen,
Ich bin ein Närrchen,
Ein Kobold, ein Spuk,
Ein Hexlein, ein Trug,
Ein blondes Nichts
Verblaſſend im Schein des Lichts —
Ich ſterbe — ich fühle, wie meine Krone verglüht.
Du wirſt nicht ſchießen, du biſt ja zu müd.
Und vor der That die Müdigkeit —
Dies Zeichen auf die Stirne drückt die Zeit.
Dort liegt dein Frack, heut biſt du eingeladen.
Madame wartet; geht nur, Eure Gnaden.
Ihr habt verſpielt, vielleicht gewinnt Ihr wieder.
Vielleicht — das iſt der Kehrreim Eurer Lieder
Und die Parole, die Euch helfen ſoll.
Du ſchießeſt nicht, du biſt ja nicht ſo toll.
Du gehſt und tanzeſt weiter, Sechsſchritt, bitte,
Und faſſe ſie nur feſt recht um die Mitte,
Der Gatte ſchaut, das macht nichts, nur vorüber,
So iſt das Leben, ja, ach ja, mein Lieber! — —

(Die letzten Worte ſpricht ſie mit immer leiſerer Stimme. Nun verliſcht die Krone, die Schleier ſinken zuſammen, die Geſtalt verſchwindet. Er wirft die ausgebrannte Cigarette fort, ſteht auf, ſtreckt ſich, wirft einen lächelnden Blick auf den Revolver. Er nimmt ihn, wiſcht ihn ſorgfältig ab und ſperrt ihn dann wieder behutſam in die Schreibtiſchlade. Dann knöpft er ſeine Weſte vollends auf, zieht den Rock aus und beginnt langſam, leiſe vor ſich hinpfeifend, Soiree-toilette zu machen.)

Der Vorhang fällt.

Julius von Gans-Ludassy.

Familienbande.

Miniatur.

Perſonen:

Greutt von Lilienau, Großinduſtrieller.
Egon, ſein Schwiegerſohn.

Die Scene ſtellt ein im modernſten Stile gehaltenes Boudoir dar. Der Haupteingang durch die Mitte. Rechts ein Fenſter. Rechts dem Vordergrunde zu ein Damenſchreibtiſch. Auf dieſem leuchtet eine elektriſche Stehlampe mit rothem Schirm. Einige Fächer des Schreibtiſches ſind herausgezogen. Ihr Inhalt liegt zum Theile kunterbunt auf der Platte des Tiſches, zum Theile auf dem Boden. Auf dieſem ſind auch Damenhandſchuhe und Blumen bemerkbar. Links ein Kanapee, das dem Zuſchauer ſein Kopfende zuwendet. Vor dem Kanapee ein kleiner, runder Tiſch. Darauf eine Flaſche, zur Hälfte mit Cognac gefüllt, und Gläschen, ein ſilberner Becher, in dem ſich Cigaretten befinden, ein Feuerzeug. Nächſt dem Tiſche ein umgeſtürzter Stuhl. Weiter rechts, in der Mitte des Zimmers ein Fauteuil; von dieſem iſt ein auffallender Theatermantel halb zu Boden geglitten. Halbdunkel. Große Unordnung.

(Der Morgen graut. Egon liegt regungslos auf dem Kanapee. Er hat die Füße in einen Shawl gehüllt. Der rechte Arm iſt gerade hingeſtreckt, — ſo daß die Hand neben den Schenkel zu liegen kommt. Sie hält einen kleinen Revolver feſt. Die andere Hand ruht auf dem Herzen).

(Es klingelt hinter der Scene.

Nach einigen Augenblicken tritt Greutt haſtig ein.)

(Greutt iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Seine Kleidung hat einen Stich ins Pärvenümäßige. Er ſpricht mit Bonhomie).

Greutt: Morgen Egon! (Er entledigt ſich ſeines Hutes.) Guten Morgen, ſage ich! (Er ſtreift den Pelz ab.) Du antworteſt nicht? Auch recht! (Er tritt zum Tiſche, nimmt gleichmütig eine Cigarette und ſteckt

ſie in Brand.) Du magſt alſo zuhören. Ich werde reden. Verſtanden? Nun — ich will mich nicht aufregen. Die ganze Geſchichte iſt ja der Mühe nicht wert. (Er hebt den Seſſel auf und ſtellt ihn unſanft nieder. Dann beginnt er im Zimmer auf und ab zu gehen.) Du wirſt mir zugeſtehen — — — daß die Verhältniſſe zwiſchen uns eine Auseinanderſetzung erfordern, Nicht wahr? Du weißt, ich bin nicht der Mann, der ſich um die Dinge herumdrückt. Ich gehe alſo friſch aufs Ziel los. (Er gießt ſich ein Gläschen voll.) Siehſt du — Du haſt mir gegenüber immer den ſtillen, ruhigen, ſanften Menſchen geſpielt. Ganz gut haſt du das gemacht. Wahrhaftig, ich habe geglaubt, du könneſt nicht bis Fünf zählen! (Er nippt.) Das war dein Glück. Denn deshalb habe ich dir meine Tochter gegeben. Ich habe mir gedacht, meine Elſa iſt ein Prachtmädel, ein Temperament, eine Natur — eine — — kurz, ſie hat mein Weſen. Sie muß einen gefügigen Mann kriegen. (Er leert das Gläschen.) Ha — ha! Einen gefügigen Mann. Da haſt du mich ſchön hinters Licht geführt. Das iſt eine Leiſtung, Herr Schwiegerſohn — mich hinters Licht zu führen. Heute haſt du auf einmal deine Maske abgeworfen. Du haſt dein eigentliches Geſicht gezeigt. Nun weiß ich, was du biſt. Nun kenne ich deinen Charakter — — — Alle Achtung! Nein, mein Freund, das iſt kein Benehmen! Die arme Frau! Sie iſt in meiner Wohnung. Sie weint ſich jetzt die Augen aus dem Kopf. Denn Egon mit den feinen Manieren — du, der ſanfte Egon, du, der gute Egon, du haſt ſie beſchimpft — du haſt ihr mit dem Erſchießen gedroht — aus dem Haus haſt Du ſie gejagt. Mitten in der Nacht! Mit den beiden Kindern! Und all das meiner Elſa! Meiner Tochter! Ja, was bildeſt du dir denn eigentlich ein? Was biſt du? Was haſt du? Schweige! Jetzt rede ich! Und weswegen wird mir die Nachtruhe geſtört? Mir, der ich mich den ganzen Tag über in der Fabrik plage? Weswegen dieſer ganze Skandal? Elſa hat es mir erzählt, ſie hat mir alles erzählt! Ich weiß von deinen Eiferſüch-

teleien, von deinem Privatdetektive, von dem gewaltſam aufgebrochenen Schreibtiſch, von den Briefen. Alles — alles! Nun — es mag ja ſein, daß Elſa ihren Theil der Schuld trägt. Ich geſtehe dir auch zu, daß der Brief, in dem der Baron von deinen Kindern als den ſeinen ſpricht, dich verſtimmen konnte — aufregen ſogar. Ja, aber ein Mann von Welt — ein Mann von Bildung wäre auch einer ſo peinlichen Situation gewachſen geweſen. Freilich — du! Siehſt du, ich verſtehe insbeſonders eines nicht! In deinem Geſchäft geht alles drunter und drüber; und du haſt keine andere Sorge, als deiner Frau nachzuſpionieren. Ein ſonderbares Vergnügen. Das muß man ſagen. Na! Alſo — jetzt weißt du die Wahrheit! Macht dich das glücklich? Was? Und wenn Elſa auch ein Verhältnis hat! Was iſt da weiter!? Sie hat mir geklagt, daß du dich von ihr ſcheiden laſſen willſt! Gleich ſcheiden laſſen! Eine ſchöne Geſchichte! Du drohſt alſo, deine Schande an die große Glocke zu hängen — weil du denkſt, daß es auch meine Schande iſt! Ah! — Gott ſei Dank! Ich bin auch noch da. Ich hab' auch noch etwas dreinzureden. Nicht? Überhaupt — dieſer Eifer, unangenehme Thatſachen aus dem eigenen Familienleben zu erfahren, kommt mir verdächtig vor. Ich erinnere mich, daß ich dir vorige Woche abgeſchlagen habe, mich an dem neuen Stahlgeſchäfte, das du planſt, zu betheiligen. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß du dich deshalb rächſt — — — Du ſchweigſt natürlich vornehm. Aber dein Verhalten verrät wenig Nobleſſe. Nun — wie dem auch ſei — die Scheidung wird nicht ſtattfinden! Haſt du gehört? Sie wird nicht ſtattfinden! Ich verbiete es! Ich! Du denkſt doch nicht daran, einen ſolchen Entſchluß über mich hinweg zu faſſen! Nein — du biſt nicht in der Lage, mich vor den Kopf ſtoßen zu dürfen. Bedenke einmal die Umſtände. Ich werde ſie dir darlegen. Mit der mir eigenen Klarheit. Ich habe in deinem Geſchäfte eine halbe Million Kronen, mein Sohn Fritz detto. Dazu kommt noch die

Mitgift, die du im Falle der Scheidung auf den Tiſch legen mußt. Und das jetzt! Während der Kriſe! Egon — du könnteſt dich halten, wenn du die Beziehungen zu meinem Haus und dadurch auch den Kredit, den Nimbus, den ich dir verſchaffe, aufrechterhältſt! Aber wenn du mir meine Elſa mit ihren Kindern heimſchickſt, dann ziehen wir, ich und mein Sohn, wir ziehen unſer Geld zurück — dein Kredit iſt dann auch beim Teufel! Was bleibt dir übrig? Eine Kugel oder der Konkurs! Nun, ſo weit wollen wir die Sache doch nicht treiben! Folge meinem Rathe! Verſöhne dich mit deiner Frau. Sie iſt ein guter Kerl. Sie wird dir verzeihn. Und der Lohn für deine Nachſicht ſoll dir auch nicht ausbleiben! Ich lege dir noch zweimalhunderttauſend Kronen ins Geſchäft. Und du biſt wieder über Waſſer. Du ſchweigſt? Alſo zweimalhundertfünfzigtauſend! Nicht einen Heller mehr! Nun? Überleg' dir's nicht ſo lang! Sonſt reut mich mein Anbot. Überleg' dir's nicht, ſage ich dir! So oder ſo — du mußt nachgeben oder du biſt verloren. So antworte doch! Nenne deinen Preis! Wie viel willſt du? Wie viel? Sag's — ich zahle — ich zahle dir das Schmerzensgeld! — (Er faßt Egon an der Rechten und ſchüttelt ihn.) Wa — wa — was? Kalt iſt die Hand? Eiskalt? (Er läßt die Hand los, ſie ſinkt zu Boden; der Revolver kollert hörbar nieder; der erſte Morgenſtrahl fällt durch's Fenſter auf Egon; deſſen Kopf wendet ſich langſam nach rechts, wohin der Körper gezerrt worden, und ſinkt vom Rande des Kiſſens nach rückwärts herab; man gewahrt das fahle Geſicht mit den verglaſten Augen und den offenen Mund.) Tot? O — — tot!

Der Vorhang fällt.

Emil Marriot.

Die Siegerin.

Das Nachſpiel zu dem Liede, das er ſelbſt komponiert und ihr nun vorgetragen hatte, war in einen Mollakkord ausgeklungen. Sie ſtand, ihn unverwandt betrachtend, an das Klavier gelehnt und ſchien noch immer zu horchen.

„Nun?“ fragte er am Ende und zog die Hände von den Taſten zurück. „Gefällt es dir?“

„Es iſt wunderſchön;“ ſagte ſie mit inniger, ehrlicher Bewunderung. „Wie glücklich muß es doch machen, etwas ſo Herrliches ſchaffen zu können!“ ſetzte ſie hinzu und ſeufzte ein wenig.

Das Klavier war ihr Arbeitfeld, wie es das ſeine war; freilich mit dem Unterſchiede, daß er ausübender und ſchaffender Künſtler war, während ſie es nicht weiter als bis zur tüchtigen und geſuchten Lehrerin gebracht hatte; und wenn ſie auch hin und wieder ein Konzert gab, geſchah das nur, weil ſie den Eltern und Freunden ihrer Zöglinge zeigen wollte, was ſie zu leiſten im Stande wäre und wie weit es ihre Schüler unter ihrer Leitung bringen könnten. Darauf beſchränkte ſich heute ihr Ehrgeiz, der einſtens

einen höheren Flug genommen, ſich jedoch beſcheiden gelernt hatte.

Den jungen Künſtler kannte ſie ſchon lange. Er war ein Schüler ihres Vaters geweſen, der am Wiener Konſervatorium die Stellung eines Profeſſors bekleidet hatte. Zu jener Zeit war der junge Mann ziemlich oft in ihr Haus gekommen und hatte mit ihrem Vater und ihr muſizirt. Sie hatte ihn geliebt in jenen Tagen: ſchwärmeriſch, leidenſchaftlich und heimlich. Er merkte nichts davon, da er ſie nicht beachtete und höchſtens ſo eine Art von Kameraden in ihr ſah. Dann war er fortgezogen, um in Paris und London Muſikſtudien zu treiben. Das Glück hatte ihm gelächelt. Er hatte ſich ſchnell einen Namen gemacht, galt als Pianiſt und Komponiſt für hochbegabt. Ihr war es weniger gut ergangen. Ihr Vater war geſtorben, ſie hatte für ſich ſelbſt ſorgen müſſen. Der Kampf ums Brot war hart geweſen; aber ſie hatte ſich tapfer durchgerungen und erwarb nun mehr, als ſie zum Leben brauchte.

Im Sommer war ſie dem Künſtler wieder begegnet; nach einer Trennung von beinahe zehn Jahren. Auf dem Lande war es geweſen, in Tirol, an einem abgelegenen Orte. Er hatte einen kleinen, etwa dreijährigen Jungen bei ſich, der ſofort Neigung zu ihr faßte. Es war wie unbewußte, inſtinktive Sehnſucht nach Mutterliebe, was das Kind zu ihr hinzog. Das Bürſchchen brachte ſie zuſammen. Sie ſprachen von alten Zeiten, muſizierten gemeinſam, ſteckten faſt den ganzen Tag bei einander. Der Mann war müde vom Leben und von der Welt. Ein Bedürfnis nach Ruhe und ſtiller Häuslichkeit war in ihm erwacht. Das Kind brauchte eine Mutter. Und ſo trug er der Jugendfreundin ſeine Hand an.

Sie ſagte Ja dazu. Daß ſie ihn ſchon einmal geliebt und was es ſie gekoſtet, bis ſie fertig geworden mit ihrer Liebe, verſchwieg ſie ihm. Sie verſprach ihm einfach, ſeinem Kinde eine gute Mutter und ihm ein treuer Freund und Kamerad zu ſein. Von Liebe war zwiſchen ihnen kaum die Rede, wohl aber von wechſelſeitiger freundſchaftlicher Neigung, von Vertrauen und treuem Zuſammenhalten. Sie wußte ja, wie es um ihn ſtand. Er hatte die Mutter ſeines kleinen Jungen ſehr geliebt, jahrelang. Und die Frau hatte ihn zum beſten gehabt, ihn materiell zugrunde gerichtet und ihn betrogen. Er hatte viel von ihr ertragen; endlich aber war es doch zu Bruch und Trennung gekommen. Er wußte nichts von ihr und nicht, wovon und mit wem ſie lebte. Sie war verſchollen.

Das hatte er ſeiner Braut erzählt. Sie hatte ihm ſchweigend zugehört und am Ende bemerkt: „Wenn du ſie nur wirklich vergeſſen haſt! Biſt du ſicher, daß du ſie nicht mehr liebſt?“ Darauf war er aufgebrauſt: „Ich dieſe Beſtie noch lieben, die mich und ihr Kind verlaſſen hat!“ „Ich dachte, du hätteſt ſie verlaſſen,“ entgegnete ſie gedehnt. „Sagteſt du nicht ſo?“ — „Das bleibt ſich gleich,“ verſetzte er mit leichtem Erröten. „Ich bin glücklich, daß ich ſie los bin. Für mich iſt ſie tot.“ Sie hatte auf dieſe Worte nichts erwidert.

Seit ſechs Wochen waren ſie in Wien. Er wollte da ein Konzert geben und ſeine jüngſten Kompoſitionen zur Ausführung bringen. Das Kind hatte ſie zu ſich ins Haus genommen, und während ihre Berufspflichten ſie vom Hauſe wegriefen, wurde der Kleine ihrer Tante anvertraut, die ihr den Haushalt führte. Der Vater des Jungen war mit dem Einſtudieren ſeiner Konzerte ſehr

beſchäftigt. Nur am Abend kam er zu ſeiner Braut und brachte ein paar Stunden bei ihr zu. Um dieſe Zeit pflegte das Kind gewöhnlich ſchon zu ſchlafen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie bat ihn, ihr das Lied noch einmal vorzuſpielen. Er aber ſchüttelte den Kopf: „Ich bin müde, Helene. Später, wenn du willſt.“

Darauf verſank er in Nachdenken. Freundliche Gedanken konnten es nicht ſein. Er ſtarrte auf die Taſten, ſeine Stirn furchte ſich; die Anweſenheit ſeiner Braut ſchien er vergeſſen zu haben.

Leiſe trat ſie von rückwärts zu ihm hin, fuhr mit den ſchlanken Fingern über ſeine Stirn: „Haſt du Verdruß gehabt?“

„Nein, nein. Mir thut nur der Kopf weh.“

Sie ſah ihn forſchend an. Er war hübſch und ſah intelligent aus. Freilich auch ein bißchen abgelebt. Sein dunkles Haar und ſeine hellen Augen bildeten einen anziehenden Gegenſatz. Wie ſie ſeine Augen liebte! Im Grunde war er hübſcher als ſie; auch nur um wenige Jahre älter. Sie hatte ein gutes und kluges Geſicht; ihren Mund umſpielte ein humoriſtiſcher Zug, ihre Augen aber blickten gewöhnlich ſehr ernſt. Man geht nicht ungeſtraft dreißig Jahre durchs Leben; beſonders dann nicht, wenn man ſcharf ſieht und tief empfindet. Die Illuſionen fallen dabei ab wie im Herbſt die Blätter. Das hatte ſie erfahren müſſen.

„Was ſie ſich nur einbildet!“ ſagte er plötzlich, gleichſam im Selbſtgeſpräch.

Sie fuhr zuſammen. „Wer, Paul?“

„Ach! dieſe .... nun! ich will keine ſtarken Aus-

drücke gebrauchen. Du liebſt das nicht. Sie hat durch eine Freundin an mich ſchreiben laſſen, daß ſie traurig ſei, ſich vereinſamt fühle und ſo weiter. Was ich mir ſchon aus ſolcher Komödie mache!"

„Es ſcheint doch. Denn du ärgerſt dich."

„Gott bewahre! Was geht ſie mich denn noch an? Und was kann ich dafür, wenn ſie nicht ſofort einen neuen Gimpel findet, der ſich von ihr rupfen läßt? Ich bitte dich, wozu redeſt du überhaupt von ihr?"

„Ich? Du haſt angefangen; nicht ich."

„So? Nun . . . gleichviel." Er zog ſie an ſich, lehnte die Stirn an ihren Arm. „Du allein biſt gut, treu, verläßlich, liebenswert."

Sie ſchwieg und ließ ihn fortfahren in ſeinen Lobeserhebungen, die mit jedem Worte übertriebener wurden. Es ſchien, als wollte er damit etwas beweiſen, ſich ſelbſt und anderen, oder als hätte er das Beſtreben, jemand anderen damit herabzuſetzen. Sie entfernte ſich endlich leiſe von ihm.

„Wenn du mir lieber eines ſagen wollteſt, anſtatt mir dieſe ganze Reihe vortrefflicher Eigenſchaften anzudichten: daß du mich liebſt!"

„Aber ich hab' dich doch lieb!" meinte er verwundert.

„Daß du in mich verliebt biſt, möchte ich hören," ſagte ſie etwas lauter.

„Bin ich's denn nicht?"

„Keine Spur. Verliebt ſeid ihr in eure ſchlechten Weiber. Wenn ihr endlich, arm am Beutel und krank am Herzen, zu uns, den Guten, Sanften, Treuen und Verläßlichen, flüchtet, iſt nichts mehr für uns übrig als ein recht ſchaler Bodenſatz; ſo ein bißchen Neigung und ein bißchen

Achtung, durch das Bedürfnis nach Ruhe eingeflößt. Wir reizen euch nicht."

„Unſinn!" ſagte er.

„Doch nicht. Du haſt mich ſchon früher gekannt, in meiner Jugend Blüte. Haſt du damals Augen für mich gehabt? Das iſt dir gar nicht eingefallen. Zu uns, den Braven, kommt ihr erſt, wenn die anderen, die Schlechten, euch tüchtig zerzauſt haben. Dann dürfen wir euch tröſten. Das duldet ihr freundlich. Was für eine Geliebte haſt du denn damals gehabt, vor zehn Jahren?"

„Ich weiß es nicht mehr."

„Aber gehabt mußt du eine haben. Sonſt hätteſt du doch mich, einen ſolchen Ausbund weiblicher Tugenden, unmöglich ſo ganz und gar überſehen können. Was meinſt du, Paul? Oder ſollte ich recht haben, wenn ich behaupte, daß es gerade alle dieſe herrlichen Eigenſchaften ſind, die euch abhalten, euch in uns zu verlieben? Heine ſagt in einem ſeiner Bücher: Wenn man von mir geliebt ſein will, muß man mich en canaille behandeln. Iſt dieſes Wort nicht auf viele Männer anwendbar?"

Er lachte. „Was weiß denn ich, mein Kind!"

„Kind iſt gut," ſagte ſie. „Ein ſehr paſſender Ausdruck für meine Jahre. Höre, Paul. Wenn du dich nur auch über mich einmal ärgern wollteſt! Mir graut vor meiner Vollkommenheit."

„Über dich! Wie kann ich's denn? Gibſt du mir denn Anlaß dazu?"

„Leider nicht. Dieſes Vorrecht haben nur eure Teufelinnen. Uns Engeln fehlt es an Schneidigkeit."

„Gott ſei Dank!"

Sie lachte ein wenig; es war ein gutes und wie

reſigniertes Lachen. Dann ſeufzte ſie. Und ſchließlich nahm ſie ihn beim Kopfe und küßte ihn halb zärtlich und halb mitleidig auf beide Augen, auf dieſe hellen, ſchönen Augen, die ſie ſo ſehr liebte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Wochen ſpäter, als ſie am Abend, müde vom Stundengeben, nach Hauſe kam, wurde ſie von ihrer alten Tante mit geheimnisvoller Miene empfangen.

„Rate einmal, wer heute da war, Helene!“

Von jähem Unbehagen erfaßt, betrat ſie das Zimmer, wo der kleine Junge an ſeinem Tiſchchen ſaß und behaglich ſein Butterbrot und einen Apfel verzehrte.

„Sag' es mir ohne Umſchweife, Tante. Ich bin nicht ſtark im Erraten.“

Die Alte wies mit einem Augenwink nach dem Kleinen. „Seine Mutter!“ ſprach ſie flüſternd.

„Seine . . .“ Sie mußte ſich ſetzen.

„Ja, Hänschens Mutter. Ich habe ſie nicht eingelaſſen. Sie hat gebeten und geweint: ſie müſſe ihr Kind ſehen. Aber ich bin feſt geblieben. Endlich iſt ſie wieder fortgegangen.“

Helene ſchwieg. Sie fragte nicht, wie die Frau ausſehe, ob ſie hübſch ſei oder häßlich. Das war am Ende auch gleichgiltig. Sie empfand auch keine Eiferſucht; nichts als unnennbare Traurigkeit, wie das Unglück ſie uns einflößt, — das Unglück, das wir nicht abwenden können.

Als Paul kam, ſaß ſie noch immer unbeweglich da, in Hut und Mantel.

„Wie ſiehſt du aus? Iſt etwas geſchehen?“ fragte er erſchreckt.

Sie ſagte ihm, was geſchehen war, und ließ ihn dabei nicht aus den Augen. Er wurde leichenblaß.

„Durch wen ſie nur ſo genau weiß, wo das Kind iſt!“ murmelte er nach einer Weile. „Daß es doch immer und überall Zwiſchenträger gibt, die alles verraten! Was ſie nur von mir wollen mag?“

„Frag' ſie, wenn es dich intereſſiert,“ verſetzte ſie kalt und ſtill.

„Du weißt, daß ich mit ihr fertig bin,“ entgegnete er gereizt. „Aber Ruhe möchte ich von ihr haben. Weshalb läuft ſie mir denn nach? Ich liebe nur dich! Nur dich!“ wiederholte er mit Heftigkeit, als widerſpräche ihm jemand. „Glaub' mir doch. Ich liebe dich allein.“

„Sag' es dir recht, recht oft vor. Vielleicht glaubſt du am Ende ſelbſt daran.“

Damit ſtand ſie auf.

„Noch biſt du frei, Paul. Vergiß das nicht.“

„Ich will aber nicht frei ſein. Ich gehöre zu dir. Ich betrachte mich als gebunden.“

„Das biſt du ja auch,“ ſagte ſie mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Nun alſo!“

„Aber nicht an mich,“ dachte ſie für ſich und ließ ſich von ihm küſſen, — doch ohne ſeinen Kuß zu erwidern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Frau kam kein zweitesmal. Sie ſchrieb auch nicht. Paul war andauernd nervös und ungeduldig, als wenn er auf etwas wartete.

„Was haſt du denn?“ fragte Helene ihn einmal.

„Nichts! Was ſoll ich denn haben? Das bevorſtehende Konzert regt mich eben auf. Wenn es nur ſchon vorüber wäre!“

„Ja, wenn nur alles vorüber wäre!“ meinte ſie mit eigenthümlicher Betonung.

Endlich kam der Konzertabend. Helene ſaß in einer der vorderſten Reihen. Der Erfolg des Künſtlers war groß. Es regnete Blumenſpenden, Lorbeerkränze und Hervorrufe. Dann war's vorüber. Das Publikum entfernte ſich. Helene wartete im Saal auf den Geliebten, der ſich noch im Künſtlerzimmer befand, um da Beglückwünſchungen ſeiner Kollegen und Freunde entgegenzunehmen. Während ſie wartend daſtand und die Leute betrachtete, die in das Zimmer gingen und aus dem Zimmer kamen, fiel eine Frau ihr auf. Ein blaſſes, nervöſes, reizvolles Geſchöpf, das hinter der Thür verſchwand und nicht wieder zum Vorſchein kam.

Sie mußten endlich allein ſein in dem Künſtlerzimmer, er und ſie. Helene wußte, wer es war.

Endlich erſchien der Künſtler und eilte auf ſie zu. Er war blaß und erregt.

„Ich bitte dich, fahre allein nach Hauſe,“ ſagte er, ohne ihr ins Geſicht zu ſehen. „Ich . . . ich muß mit den Mitwirkenden ſoupieren.“

Sie hoffte nichts mehr. Dennoch wagte ſie einen letzten Verſuch.

„Komm mit mir! Zu deinem Kinde!“ flehte ſie leiſe, voll Todesangſt, und ihre Augen, ihre guten, treuen Augen, baten noch eindringlicher, noch angſtvoller als ihr bebender Mund.

Er wurde um einen Schatten bleicher. Sie ſah es

ihm an: es that ihm weh, ihr ſo wehzuthun. Er war ja kein ſchlechter Menſch.

„Ich kann nicht," ſagte er gequält.

„Leb' denn wohl." Sie trat von ihm weg und er ließ ſie gehen.

„Aus!" dachte ſie, als ſie ſtumm und thränenlos nach Hauſe fuhr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Das haſt du nun davon!" ſagte die Tante zu ihr.

„Ja, das habe ich davon," flüſterte ſie mit ihrem wehmütig humoriſtiſchen Lächeln.

Er war fort — mit ihr. In einem Briefe hatte er Helenen Adieu geſagt: er hätte der Mutter ſeines Kindes verziehen, ſie hätte Beſſerung gelobt und es wäre ihm zu hart erſchienen, wenn er die Bereuende von ſich geſtoßen hätte. Er bat Helene, ihm zu verzeihen, und ſeine Freundin zu bleiben. Das Kind hatte er durch einen Dritten abholen laſſen. Der Kleine hatte bitterlich geweint, als man ihn wegführte, hatte von ſeiner Mama nichts wiſſen, hatte bei der neuen Mama bleiben wollen . . .

Beim Abſchied von dem Kinde hatte Helene geweint. Wenn ſie an den Mann dachte und von ihm ſprach, blieben ihre Augen trocken.

„Zehn Jahre lang biſt du dem Lumpen treu geblieben," fuhr die Tante fort. „Und zum Danke dafür läßt er dich ſitzen."

„Ich bin ihm nicht treu geblieben. Ich habe nur keinen anderen lieb haben können. Das iſt am Ende nicht ſeine Schuld."

„Und um ſolcher Kanaille willen verläßt er dich!"

„Natürlich. Einer Braven, wie ich eine bin, zu liebe hätte er es nicht gethan. Darauf kannſt du Gift nehmen, Tante.“

„Aber was zieht ihn denn zu dieſer Perſon, um Himmels willen! Ob er denn wirklich an ihre Reue und Beſſerung glaubt?“

„Er betrügt ſich ſelbſt. Er möchte ſie gar nicht anders haben, als ſie iſt. So wie ſie iſt, gefällt ſie ihm, reizt ſie ihn. Man gewöhnt ſich auch an andere Reizmittel. Er kann eben nicht mehr von ihr laſſen. So etwas frißt ſich hinein bis ins Mark der Knochen. Man wird es nicht mehr los.“

„Du entſchuldigſt ihn wohl noch!“ ſagte die Tante vorwurfsvoll.

„Ich begreife ihn; begreife, daß ſie Siegerin bleiben mußte. Was hilft es, zu klagen und anzuklagen?“ Sie wandte der Alten das blaſſe, vergrämte Geſicht zu: „Höre, Tante. Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen ſollte . . . ich bete zu Gott, mir's zu erſparen . . . aber, wenn es ſein müßte“ . . . Sie hielt inne und heftete die heißen, trockenen Augen feſt auf die alte Frau: „Dann möchte ich doch lieber als femme canaille auf die Welt kommen. So zu ſein, wie ich es war und bin und bleiben werde . . . dabei fährt man doch allzu ſchlimm. Er hat mir oft geſagt, daß ich ein Engel ſei,“ fügte ſie mit einem trüben, ſich ſelbſt verſpottenden Lächeln hinzu. „Aber Engel gehören nun einmal in den Himmel. Auf Erden braucht man ſie nicht und iſt kein Platz für ſie.“

Felix Salten.

Schöne Seelen .....

Perſonen:

Heinrich.
Mizzi Manhardt, Statiſtin.
Egon.
Ein alter Herr.
Ein junges Mädchen. (Stumme Rolle.)
Ein Herr.
Eine Dame. (Stumme Rolle.)
Ein Kellner.
Der Piccolo.
Roſenbaum. Klavierſpieler.

Spielt in Wien, in einem vornehmen Reſtaurant.

Ein Kabinett in einem vornehmen Reſtaurant. Links (vom Zuſchauer) der Korridor, in welchen zu beiden Seiten alle übrigen und auch das ſichtbare Kabinett münden. Ganz rückwärts im Korridor die Eingangsthüre von der Straße. (Muß nicht ſichtbar ſein.)

Man hört aus einem der rückwärtigen Zimmer einen Walzer ſpielen. Gedämpfte Muſik. Nicht eben das beſte Klavier und offenbar kein Virtuoſe. Das ſichtbare Kabinett iſt noch dunkel. Der Korridor gut beleuchtet. Heinrich, der Zahlkellner, geht im Korridor auf und ab. Mann in mittleren Jahren; in den „beſten“. Er ſieht aus, wie faſt alle Wiener Zahlkellner der vornehmen Reſtaurants: Fiakereleganz. Gute, diskrete Manieren. Gemeſſenes Weſen. Ein Kellner trägt Speiſen, und klopft an die Thüre jenes Zimmers, in welchem Klavier geſpielt wird.

Heinrich: Was klopfen S' denn?

Kellner: Ich muß doch anklopfen . . .

Heinrich: Wenn Muſik is, brauchen S' nicht klopfen! Erſtens hört Ihnen eh keiner, und zweitens, was ſoll denn los ſein, wenn's Klavier ſpiel'n?

Kellner (ab ins Zimmer. Man hört die Muſik für einen Augenblick ſtärker).

Vorne, aus der erſten Thüre, geht ein Herr mit einer Dame fort. Der Herr bleibt ſtehen, gibt dem Speiſenträger, der eben aus der rückwärtigen Thür wieder zurückkommt, ein Trinkgeld; indeſſen

Heinrich (ſich elegant verbeugend). Empfehle mich, guten Abend zu wünſchen . . .

Kellner: Küß die Hand, Herr Baron! Küß die Hand, gute Nacht, Herr Baron. (Kommt nach vorne.) Hören S', Heinrich, — da ſchaun S' her . . . an Fünfer . . . was ſagen S'?

Heinrich (ruhig): Defraudant!

Kellner: Erlauben S'! Sie ſan guat! So a Kavalier . . .?

Heinrich: Sie, mei Liaber, ich kenn' meine Leut'! Ich bin vierzehn Jahr' da herin . . . Kavalier! Ha! A Kavalier hätt' Ihna zwa Sechſerln geben, verſtehn S'? Was a Kavalier is, is ſchmutzig, — nur die Defraudanten ſan nobel.

Kellner: Vielleicht is er von der Börſ'?

Heinrich (winkt ab): Wo ſan die Zeiten!

Es klingelt.

Heinrich (hebt gebieteriſch die Serviette): Vorwärts!

Kellner (ab in eines der Kabinette).

Ein alter Herr, ſehr nobel, mit einem chilen jungen Mädchen kommt von draußen.

Heinrich (devot, aber nicht ſervil): Küß die Hand, Durchlaucht, unterthänigſter Diener!

Der alte Herr: Grüß Sie Gott, lieber Heinrich . . . Alles bereit . . .?

Heinrich: Befehl, Durchlaucht . . . (Öffnet die zweite Thüre links. Der alte Herr und das Mädchen treten ein. Heinrich folgt ihnen.)

Der Walzer vom rückwärtigen Zimmer wird ſtärker hörbar. Man hört auch Frauenſtimmen ſingen. Der Piccolo rennt über den Korridor, trifft den Kellner.

Piccolo: G'ſchwind, Schani, der Fläſcht is ſcho da!

Beide rennen zur Thür, durch die Heinrich abgegangen.

Heinrich (tritt, mit dem Notizblock in der Hand, aus dem Zimmer, reißt ein Blatt vom Block): Da haben S' das Menü.

Kellner (nimmt es): Gleich. Ich will nur fragen wegen der Getränke..! (Er will anklopfen.)

Heinrich: Nöt anklopfen! Hundertmal hab' ich's Ihnen ſchon g'ſagt, nicht anklopfen beim Fürſten. Er glaubt ſonſt, man will ihn frozzeln.

Kellner (mit Piccolo ohne zu klopfen in das Kabinett).

Heinrich (blickt nach der Uhr): Sapperlot! (Er tritt in das ſichtbare Zimmer dreht da das elektriſche Licht auf, rückt Stühle und Tiſche ein bißchen zurecht, und ordnet ſeine Toilette vor dem Spiegel.)

Drüben kommt der Piccolo aus dem Zimmer des Fürſten. Von draußen ein junger Herr mit einer jungen Dame.

Der junge Herr (witzig): Sie, Herr Oberkellner, is was frei?

Piccolo: Hab' die Ehre, küß' die Hand. Küß' die Hand, hab' die Ehre ...

Der junge Herr: Ob was frei is?

Piccolo: Zu dienen, ja wohl, bitte, bitte hier, Nummero ſieben. (Er öffnet die Thür zum ſichtbaren Zimmer.)

Heinrich (löſcht raſch das Licht, packt den Piccolo und ſchleudert ihn ins Zimmer daß er bis nach vorne taumelt): Verzeihung, tauſendmal! Das Zimmer iſt beſtellt. Bitte ein anderes! (Begleitet die beiden hinaus.)

Piccolo: Soll i mir dös g'fallen laſſen? No amal möcht' i, daß er's probiert, no amal! (Er putzt ſich und tritt auf den Korridor.)

Heinrich (zurückkommend): Du dummer Kerl! Du verflixter! Weißt denn das noch immer nicht? Ha? Daß das Zimmer da vergeben is, was?

Piccolo: Ja, woher? Sie hab'n mir ja nix g'ſagt!

Heinrich: G'ſagt? G'ſagt? Miſtbua! Wia lang biſt denn da? Ha?

Piccolo: A Jahr!

Heinrich: Na alſo! Da muß i dir erſcht was erzähl'n? Was? War da ſchon amal wer anderer drin, als die Fräul'n Manhardt!

Piccolo: Deswegen?

Heinrich: Deswegen! So alt biſt du no nöt amal alſer ganzer, wia lang als die Fräul'n Manhardt ſcho da hereingeht . . .

Piccolo: Na ja, der kann do a amal was g'ſchehn.

Heinrich (paff): Was g'ſchehn . . .? Ja was is denn das wieder? Is dir ſchon amal was g'ſchehn oder mir? Warum ſoll denn der Fräul'n Manhardt was g'ſchehn? (Entrüſtet.) So was ſagt ma gar nöt! Verſtehſt! Ma ſagt's nöt!

Piccolo: Wann's aber amal do nimmer herkommt, nacher ham's das Zimmer leer ſtehn . . .

Heinrich: Hörſt, du biſt aber ſchon a ganz a ſchlechter Kerl!

Kellner (kommt): Bier, Piccolo! Auf Achte!

Piccolo (ab).

Heinrich (träumeriſch): „Wann's aber amal do nimmer herkommt!" . . . (Sieht nach der Uhr.) Alsdann dreiviertel Zehn is! G'ſchwind aufdecken! Glei wird's da ſein!

Kellner: Is ſ' denn ang'ſagt?

Heinrich: Ich weiß nicht, ſan Sie a ſo dumm wie der Piccolo?

Kellner: Jeſſes, i kann mir's ja denken, daß's kommt, — aber goar ſo g'wiß . . .?

Heinrich: Was habt's denn heut? Was is denn mit euch? (Erſchrocken.) Is 'leicht der Fräul'n Manhardt was g'ſchehn? Wiſſen S' vielleicht was?

Kellner: Aber gar nix weiß i!

Heinrich: Alsdann decken, aber g'ſchwind!

(Sie treten in das Zimmer. Der Kellner legt zwei Couverts auf.)

Heinrich (befühlt die Serviette): Kane von die naſſen! Gehn S' weiter . . . A beſſere her!

Kellner: Die Fräul'n Manhardt, die is Ihner Liebling? Was? Für die is Ihnen gar nix recht!

Heinrich: Die Fräul'n Manhardt is eben eine ſolide, anſtändige Dame, wie's gar wenige gibt heutigentags . . .

Kellner: Ha! Jede Weil' kommt ſ' mit an andern daher.

Heinrich: Aber ſie kommt! Und das is das Anſtändige an ihr Verſtehn S'?

Kellner: Na, was der Herr Heinrich für Anſichten hat.

Heinrich: Nix Anſichten, i hab' kane Anſichten, das is mir viel zu dumm! Aber i wer' Ihner was ſagen ... wia lang bin i da?

Kellner: Vierzehn Jahr' — ich weiß eh.

Heinrich: Na alsdann, und ſeit vierzehn Jahr'n kommt die Fräul'n Manhardt jeden Abend, wiſſen S'? Jeden Abend! Du mein liaber Gott, vor vierzehn Jahr'n, vor zehn Jahr'n, was ſind da für Mädeln herkommen? Die Pagetti, die hab' i fünfſpännig fahr'n g'ſehg'n, und daher is mit'n livrierten Bedienten ang'fahr'n, und die Niedermeyer Sophie, die hat ſi' mit die Fufz'ger ihre Cigarett'n anzunden ... wo ſan die jetzt alle ... pfutſch ſan's, — aber die Fräul'n Manhardt is no immer da ... jeden Abend! (Bewundernd.) Mei Liaber, da liegt was drin. Da muaß mar an Reſpekt kriag'n vor an Frau'nzimmer.

Kellner: Die hat ſi' halt nöt mit die Fufz'ger Cigarettln anzunden.

Heinrich (überzeugt): Naa, die nöt! Die hat was G'ſcheiteres g'wußt damit! Die hat's auf die Sparkaſſa 'geben ...

Kellner (anerkennend): Ja, ja, — die muaß leicht ſcho was beinander haben.

Heinrich: Dös glaub' i!

Es läutet. Kellner ab.

Heinrich (allein, blickt ſich um): Wann das Zimmer amal leer bleibt.. Wann's aber do amal leer bleibt ...

(Der Walzerjubel wird ſtärker, man hört Geſchrei.)

Ja! Ja! Is ſcho guat! Dös halt ſi' nöt lang! (Geht hinaus.)

Kellner (kommt mit Speiſen. Will in jenes Zimmer, wo das erſte Paar eingetreten iſt. Klopft. Wie Heinrich herzutritt, ſagt der:

Kellner: So ſchön! Jetzt ſteh' i da mit'n Fiſch, und kann nöt eini.

Heinrich: Warum nöt?

Kellner: Na, wann i eh ſchon zweimal 'klopft hab', und es rührt ſi' nix.

Heinrich: Jetzt ſchon? — — Klopf'n S' no amal!

Kellner (klopft): Nix is.

Heinrich: Gemeinheit!

Piccolo (hat ſich dazu geſchlichen und will durch das Schlüſſelloch ſchauen).

Heinrich (ſchlägt mit der Serviette nach ihm): Gehſt denn nicht! Das wär' ſo was!

Die Thüre rückwärts wird geöffnet. Mizzi Manhardt tritt ein. Pelzjacke. Federhut. Muff. Lautes Frou-Frou. Schmuck. Sie iſt eine hübſche, üppige Blondine. Anfang der Dreißig. Gutmütiges Geſicht, heitere Gelaſſenheit im Weſen. Mit ihr kommt ein ganz junger, faſt noch bartloſer Menſch. Sehr ſchlank. Sehr elegant.

Heinrich (erfreut): Küß' die Hand, gnä' Fräul'n, habe die Ehre, gu'n Abend zu wünſchen! Küß' die Hand, gnä' Fräul'n. (Die anderen Kellner ſtürzen herbei. Heinrich winkt ihnen mit der Serviette nach rückwärts ab.)

Mizzi (geht direkt auf die Thüre zu und tritt ein, während)

Der junge Mann (Heinrich mit wichtiger Miene frägt): Sie! Is was frei?

Heinrich: Was, bitt' ſchön? Ach ſo! (Lächelt.) Bitte, ſchon da — wenn's gefällig iſt . . .

Der junge Mann: Richtig! (Tritt in das Zimmer. Heinrich mit ihm.)

Mizzi (hat abgelegt, ſteht vor dem Spiegel und ordnet ihr Haar).

Der junge Mann (läßt ſich von Heinrich aus dem Pelz helfen. Prüft ebenfalls, hinter Mizzi ſtehend, ſeine Friſur im Spiegel, aber ſchüchtern).

Heinrich: Was werden die Herrſchaften befehlen?

Mizzi: Was gibt's denn? Ha? Was is denn da?

Der junge Mann (mit angenommener Blaſiertheit in den Fauteuil ſinkend): Ja, — ſagen Sie — Sie, was is denn da?

Heinrich: Was der gnädige Herr befehlen.

Mizzi: Mir können S' an Caviar bringen.

Heinrich (ſchreibt): Einmal Caviar . . .

Der junge Mann: Caviar fürs Volk . . .

Mizzi (ſich umdrehend): Was ha'm S' g'ſagt?

Der junge Mann: O — nichts, bitte (verlegen), nicht der Rede wert . . .

Mizzi (halb zu Heinrich, halb zu niemandem): Witze macht er auch ſchon!

Heinrich (ſchmunzelt unmerklich, hat die Augen auf ſeinen Notizblock gerichtet).

Der junge Mann (ſucht ſich Haltung zu geben): Haben Sie ſchöne Krebſe . . .

Heinrich (einen Augenblick ſtarr, dann gefaßt): Entſchuldigen, Herr Baron — aber jetzt is nicht die Zeit dafür . . .

Der junge Mann (errötend): Ach ja ſo, . . . richtig, ja . . .

Mizzi (wie früher): Im Feber will er Krebſe hab'n!

Heinrich (wie früher).

Der junge Mann (ſehr verlegen): Aber . . . ich weiß ja . . . ich bin nur ſo zerſtreut . . . ſo was werd' ich doch wiſſen . . . Alſo bringen S' mir auch an Caviar.

Heinrich (ſchreibt): Einmal Caviar . . . und dann?

Mizzi: Ein Beefſteak! Ich eſſ' nämlich immer Beefſteak. Der Doktor hat g'ſagt, das macht Blut. Ein Beefſteak mit Rohſcheib'n.

Heinrich (ſchreibt): Befehlen der Herr Baron auch . . .

Der junge Mann: Nein . . . ich . . . eh . . . ich werd's ſpäter ſagen . . . ja . . . (großartig) bringen Sie Champagner!

Mizzi: Woll'n wir nicht erſt ein Bier trinken?

Der junge Mann: Nein, danke, ich trink' immer gleich Champagner. Gleich bei der Suppe . . . (Zu Heinrich): Pommery, bitte . . .

Mizzi: Sakerlot noch einmal! Alsdann bringen S' halt den Champagner. Aber mir zuerſt ein Bier. Ich trink' nämlich immer gleich ein Bier. Ich bin nicht ſo nobel.

Der junge Mann (verbeugt ſich).

Heinrich (ab).

Der junge Mann: Warum ſagt der denn immer Baron zu mir? Ich bin doch ein Prinz!

Mizzi: Da müſſen S' Ihnen halt vorſtellen, Durchlaucht . . .

Der junge Mann: Na, Sie brauchen doch nicht Durchlaucht zu mir ſagen, was? Nennen Sie mich einfach bei meinem Taufnamen, — ganz ungeniert . . .

Mizzi: Wie heißen S' denn überhaupt? Ich hab's ſchon wieder vergeſſen.

Der junge Mann: Es ſteht doch auf meiner Karte . . .

Mizzi: Richtig! (Zieht die Karte heraus.) Egon Prinz Weſtermark. Alsdann Weſtermark!

Egon (leutſelig): Sagen S' einfach Egon zu mir, ja? Sie Egon, oder noch beſſer: Du! Du Egon — was?

Mizzi: Später vielleicht! (Schaut die Karte an.) „Egon Prinz Weſtermark bittet Fräulein Manhardt für heute Abend um das Vergnügen ihrer Geſellſchaft." — Ganz gut! Sagen S'... Weſtermark! Weſtermark! Sind Sie ein Verwandter von dem Rittmeiſter bei die Zweier-Dragoner?

Egon: Das iſt mein Onkel.

Mizzi: So? Den kenn' ich ja.

Egon: Natürlich kennen S' ihn, der hat mich ja zu Ihnen g'ſchickt.

Mizzi (erſtaunt): Wieſo?

Egon: Na — ich hab' ihm nämlich unlängſt g'ſagt . . . alſo weißt du... Ich möcht auch gern amal mit an Mädel ſoupieren gehn...

Mizzi (lächelt): Ah ſo!

Egon: Wieder einmal! Wieder einmal, natürlich: wieder!

Mizzi (lacht).

Egon: Das heißt . . . alſo nämlich... er hat nämlich von Ihnen geſprochen . . . aber warum lachen S' denn?

Mizzi: Aber — es is ja alles eins!

Egon: Natürlich iſt's alles eins! Ich hätt' mein' Onkel gar nicht gebraucht... Da wär' ich doch von ſelber draufgekommen, wie ich heut im Theater g'ſeſſen bin, daß Sie die Schönſte ſind ...

Mizzi: O, wie galant!

Egon: Nein, wirklich, ſo hübſche Haar', ſo hübſche . . . (Will ſie ſchüchtern umfaſſen.)

Mizzi: Na, was is denn —?

Egon: Begreif gar nicht, warum Fräulein ſo ſpröd ſind . . .

Mizzi: Spröd? Wann Sie mir ſo ins Haar fahren!

Egon: Ah ſo ... Pardon! ... Alsdann nicht ins Haar. (Wieder auf ſie los.)

Mizzi (abwehrend): Aber nicht, — nicht jetzt. Der Kellner kommt.

Egon: Nur einen Kuß! Nur einen . . .

Mizzi (ſtreng): Was?! Schaut's daher!

Egon (erſchrocken): W... Ja... Entſchuldigen Sie, Fräulein ...

Mizzi: O du Tſchapperl! (Sie nimmt ſeinen Kopf und küßt ihn raſch.) Da haſt!

Egon (ſchreit): Ah! Ein Witz! Sie war'n gar nicht böſ'! Verſteh' ſchon!

Mizzi: Jetzt verſteht er's!

Egon: Bitte, noch einmal, bitte ...

Mizzi (gibt ihm raſch noch einen Kuß): Aber brav ſein jetzt!

Egon (ſtürmiſch): Was brav ſein, das iſt wieder nur ein Spaß!...

Heinrich (draußen, klopft).

Egon (erſchrocken und erhitzt von Mizzi fort).

Mizzi (ruhig): Herein!

Heinrich (tritt ein, bedient Mizzi).

Piccolo (bringt den Champagner und das Bier).

Heinrich (reicht es Mizzi liebevoll): Friſch ang'ſchlag'n, Fräul'n.

Mizzi (ſtreift die Ärmel zurück und macht ſich übers Eſſen her): Gut is er, der Kaviar ... was?

Egon (beginnt ſehr korrekt zu eſſen): Ja, — gar nicht ſchlecht!

Heinrich (hat Champagner eingeſchenkt): Bitte, Herr Baron ...

Egon: Prinz!

Heinrich: Bitte, Herr Baron?

Egon: Prinz!

Heinrich: Jawohl, Herr Baron, gleich, bitte ...

Egon: Prinz!

Heinrich (ratlos): Is ſchon recht, Herr Baron, ſehr wohl — Prin- — kommt friſch. (Ab.)

(Draußen trifft ihn der Kellner, der den Gang herunter kommt.)

Kellner: Na alsdann, is ſchon da! Und Sie ham ſchon an Angſt g'habt ...

Heinrich (glücklich): Mei Liaber ... Das is Eiſen!

Kellner: Mit wem is' denn?

Heinrich: Kenn 'n nöt! A Bürſcherl! Aber jedenfalls ſehr fein!

Kellner: Natürlich, wenn er mit der Fräul'n Manhardt kommt, is er bei Ihnen glei a feiner Mann!

Heinrich: Is er auch! Die geht mit kan' anderen!

Kellner: Na, na, die wird ſich auch ſchon amal g'ſchnitten haben ...

Heinrich: Alsdann nie! Ich werd's doch wiſſen! Wo's jeden Abend da is, ſeit ſo viel Jahre. Ich kenn' alle, — alle, — verſtehn S'? Und nie! ſag' ich Ihnen, nie! ... Das is großartig! Das is großartig ... Verſtehn S'? Die hat an Blick dafür, grad ſo wie i! Wiſſen S', was bei der nicht geb'n hat?

Kellner: An Schnorrer!

Heinrich: Na, mei Liaber, da ham S' recht! Mit ſo an Schauſpieler, wiſſen S' — an Choriſten, an feſchen, is die nie daherkommen .. Ma ſieht's ja, wie's andere machen, und dann ... Kan anzigsmal, daß ſa ſi ſo a Früchtl mitbracht hätt', wiſſen S' an Kommis, der was die Kaſſa von ſein Chef da verdraht ... Mir ham's ſchon derlebt, wie die Mädel ham den Schmuck aufs G'richt tragen müſſen. In ſolche G'ſchichten war die nie verwickelt ...

(Es läutet. Heinrich ab in ein Zimmer.)

Egon: Nein, wirklich ſehr gemütlich is da ... Genau ſo wie ich mir's vorg'ſtellt hab' ... (Faßt Mizzi bei der Hand.)

Mizzi: Nicht! Ich muß doch mein' Caviar eſſen ...

Egon: Ach was, eſſen ... (Er trinkt): Ich hab' gar kein' Hunger ... Ich bin ganz verliebt ...

Mizzi: Warum nicht gar!

Egon: Nein, wirklich! ... Proſt! ... (Er trinkt.)

Mizzi: Proſt! Aber nicht ſo ſchnell trinken, da kriegt ma ja an Rauſch!

Egon: Rauſch! O nein! Ich kann ſehr viel vertragen! Ich vertrag' ſo viel, wie mein Onkel, der Rittmeiſter! Der kriegt auch nie an Rauſch!

Mizzi: Den hab' ich no' kennt, wie er Oberleutenant g'weſen is!

Egon: Jetzt is er der feſcheſte Rittmeiſter bei die Dragoner! Und wir haben ganz denſelben Geſchmack, er und ich! Seit jeher! Er ſagt immer: Egon, du machſt mir alles nach!

Mizzi (lacht).

Egon: Aber nein! Is ja gar nicht wahr! Ich mach' ihm nichts nach! Alſo wirklich nicht! Wir haben nur ganz denſelben Geſchmack . . . (Er trinkt.) Du . . .?

Mizzi: Was denn?

Egon: Hat er dich . . . Na, du weißt ja . . . Hat dich der . . . ſehr gern g'habt . . .?

Mizzi: Möglich!

Egon: Ich hab' dich auch ſehr gern . . . Grad ſo gern . . .

Mizzi: Na natürlich . . . du machſt ihm ja alles nach, dem Herrn Rittmeiſter.

Egon: Haſt du ihn auch gern g'habt, was . . .?

Mizzi: Weiß nicht mehr . . .

Egon: Und mich?

Mizzi: Nicht ſo viel fragen . . . Das is ung'ſund.

Egon: Biſt . . . Biſt ſchon fertig mit'n Kaviar?

Mizzi: Ja . . . Der letzte Biſſen. (Sie ißt.)

Egon: Dann . . . (Er fällt über ſie her.)

Mizzi (ſich wehrend): Aber! Was iſt denn? Aufhören, ſag' ich! Wenn der Heinrich — wenn der Kellner hereinkommt . . . (Sie ſtößt ihn weg.) Sind Sie verrückt? So was!

Egon: Ich hab' g'laubt, im Separée darf man alles machen . . .

Mizzi: Jetzt will ich eſſen . . .

Egon: Biſt ja ſchon fertig.

Mizzi: 's kommt doch gleich mein Beefſteak . . .

Egon: Immer eſſen! Du thuſt nix wie eſſen!

Mizzi: Ja weswegen bin ich denn da?

Egon: Es kommt ja noch nicht. (Faßt ſie bei der Hand.)

Mizzi: Brav ſein, Prinzerl.

Egon: Erſt . . . (Ringt ein wenig mit ihr.)

Heinrich (draußen, klopft).

Mizzi: Alsdann, was hab' ich g'ſagt . . .? Herein!

Heinrich (kommt und ſerviert, innig): Wünſch wohl zu ſpeiſen, Fräulein.

Mizzi: Dank ſchön! (Sie lächelt ihn an.)

Heinrich (ſeelenvoll): Ein Senf gefällig, Fräulein?

Mizzi: Es ſteht ja einer da.

Heinrich (feurig): Noch ein Senf gefällig?

Mizzi (lächelt ihn an): Ja, warum denn?

Heinrich (beſtürzt): Pardon! Bitte nochmals Pardon! (Ab.)

Mizzi: Hörſt, du ſollteſt aber was eſſen —

Egon: Nein, wirklich . . . ich kann nicht.

Mizzi: Das viele Trinken . . .

Egon: Das bin ich g'wöhnt.

Mizzi: Pha!

Egon: Und übrigens, ich hab' erſt vorm Theater diniert . . .

Mizzi: Ich könnt' nix eſſen vorm Theater . . .

Egon (trinkt): Nein, das glaub' ich, das ſagen alle Künſtlerinnen.

Mizzi: So viel Erfahrung haſt du ſchon?

Egon: Ja, ich hab' einmal die . . . Na, wie heißt ſie denn? — Es iſt ſchrecklich, ich merk' mir ſo Namen nicht . . . Na die Medea hat ſ' g'ſpielt . . . Sie is übrigens ſehr berühmt . . . Alſo, die hab' ich einmal auf einem Rout in der franzöſiſchen Botſchaft g'ſprochen . . . und da hat ſie mir's g'ſagt.

Mizzi: Rout? Was is das?

Egon: Na, a G'ſellſchaft is . . .

Mizzi: Was man ſagt a Soiree . . .?

Egon: Nein, — das is wieder was anders . . .

Mizzi: So? Was is denn a Soiree?

Egon: Eine Soiree is auch a G'ſellſchaft . . .

Mizzi: Na ſiehſt es!

Egon: Aber nein! Da is doch ein Unterſchied!

Mizzi: Ja, was denn für einer?

Egon: Zu einer Soiree, da lad't man nur ... Alsdann wie ſoll ich ſagen ... nur Ariſtokraten ein, und zu an Rout da dürfen auch Leut' kommen.

Mizzi: Was denn für Leut'?

Egon: Na Leut' halt ... So Künſtler ... Männer der Wiſſenſchaft ... ſogar Juden ... Aber heiß is da herin ... (Steht auf.)

Mizzi: Das kommt vom Trinken!

Egon: Nein, im Gegenteil, das kühlt. (Er trinkt.)

Mizzi (trinkt auch): Ah, gut is das Bier.

Egon: Alſo, mir is ganz ſo, als ob wir uns ſchon jahrelang kennen möchten ...

Mizzi: Das wär' doch gar nicht möglich ...

Egon: Warum denn nicht?

Mizzi: So ein junger Menſch ...

Egon: Ich bitte, ich bin gar nicht mehr ſo jung ... im Oktober muß ich ſchon dienen ...

Mizzi: Wo denn?

Egon: Das weiß ich nicht. Der Papa will, ich ſoll in eine Garniſon aufs Land ... in die Provinz ... (Zärtlich.) Aber, wenn du mich lieb haſt, bleib' ich hier ...

Mizzi: O je ... bis dahin ... da find't der Egon noch viele andere!

Egon: Ich verlang' mir's gar nicht ... Ich bin ſehr konſervativ ... Das iſt chic!

Mizzi: Na ja, das ſagt a jeder ...

Egon: Und dann ... weißt ... mein Prinzip iſt ... man muß immer in feſten Händen ſein ... Weißt, mein Onkel hat g'ſagt, wie er eing'rückt is als Einjähriger, war er ſchon in feſten Händen ...

Mizzi: Ja dann! Aber was red'n wir denn jetzt von ſolche Sach'n. Das hat doch kein' Sinn ...

Egon (auflachend): Sehr richtig ... Jetzt is das da viel g'ſcheiter.
(Er küßt ihre Hand.)

(Draußen auf dem Korridor iſt Roſenbaum, der Klavierſpieler, hereingekommen. Er ſchleicht an alle Thüren und horcht. Wie er an der Thür des ſichtbaren Zimmers ſteht, kommt Heinrich.)

Roſenbaum (ihm einen Gruß zunickend): Die Fräul'n Manhardt ſchon da?

Heinrich: Ja!

Roſenbaum: Ich her' gar nix.

Heinrich: Was woll'n S' denn hör'n?

Roſenbaum: Was is ſonſt? ... Ka Geſellſchaft? Kan' Unterhaltung?

Heinrich: Nix! Da drin is der alte Füaſcht!

Roſenbaum: Ich dank' Ihnen, der nimmt ſich nie an Klavierſpieler!

Heinrich: Ich glaub', heut wer'n S' ka G'ſchäft machen!

Roſenbaum: Mit wem is die Freil'n Manhardt?

Heinrich: Mit an jungen Herrn!

Roſenbaum (kratzt ſich): Oj joi! A ganz a junger?

Heinrich: Ja, recht jung is er ſchon ...

Roſenbaum: Is mer ſehr nicht recht! De jungen Leit, die ſan eſo verliebt. — Die woll'n nie an Klavierſpieler hab'n ... Is er — ſehr jung ...?

Heinrich: Wann i eh ſcho ſag' ...

Roſenbaum: Gehn Se doch herein und ſagen Se, ich bin da ...

Heinrich: Es hat kan Zweck.

Roſenbaum: Thun Sie mer den Gefall'n, guter Herr Heinrich .. ich muß Ihnen dann auch noch etwas ſagen.

Heinrich: Ich ſag's Ihnen im voraus, es is umſonſt. (Er klopft.)

(Im Zimmer fahren Egon und Mizzi, die miteinander zärtlich geweſen, auseinander.)

Mizzi: Herein!

Heinrich (tritt ein, Roſenbaum ſpäht durch die Thüre): Entſchuldigen vielmals, gnä Fräul'n, der Roſenbaum is da ...

Egon: Der Roſenbaum?! (Steht auf. Er iſt ſchon ein wenig benebelt.) Der Roſenbaum? Wer iſt das?

Mizzi (lacht): Der Klavierſpieler!

Egon: Ich will kan Klavierſpieler und (ungezogen höhnend): keinen „Roſenbaum“, mitten im Zimmer.

Mizzi (zu Heinrich): Ich laß mich ſchön bedanken — ich brauch'n heut nicht.

Heinrich: Ich hab ihm's eh glei g'ſagt. (Will gehen.)

Mizzi: Warten S'! (Sucht in ihren Taſchen.) Ich muß ihm doch was geben ... Wo hab' ich denn mein Portemonnaie?

Egon (eifrig): Bitte ſehr ... ſtehe zur Verfügung ... bitte laſſen!

Mizzi: Ich geb' ihm immer was, dem Klavierſpieler, weil er ſo ein armer Teufel is ... und ſo komiſch!

Egon (zieht einen Fünfer heraus): Da haben S'! Ich laß den Herrn von Roſenbaum ſchön grüßen...

Heinrich (lächelt zu dieſem Witz, verbeugt ſich, ſteckt den Fünfer ein, geht hinaus und gibt Roſenbaum einen Gulden).

Roſenbaum (der wieder durch die Thüre geſpäht hat, zu Heinrich): E Jingl! Großer Gott!

Heinrich: Da hab'n S' — I hab' Ihnen eh g'ſagt, es is nix!

Roſenbaum: Is das nix? (nimmt den Gulden) Das is auch etwas! Aber ſagen Sie mir! So ein junger Menſch?

Heinrich: Halt a Gawlier..

Roſenbaum: Was geht er mich an? Glauben Se, ich hab' Sorg' wegen ihm? Aber die Freil'n Manhardt.. was ſagen Sie?

Heinrich: Ja, was woll'n S' denn?

Roſenbaum: Das gefallt mer nix! Früher, zu unſere Zeiten, — wiſſen Se, vor zehn Jahr'n, wie ſie ſo junges, friſches Maderl geweſen iſt, da is ſe ſich immer gekommen mit geſetzte, mit gediegene Leit. Und jetzt — jetzt hat ſe lauter junge Menſchen., Hab' ich nix recht...

Heinrich: Gehn S', reden S' nöt..

Roſenbaum: Nein, wenn ich Ihnen ſag', das is ſcho nix mehr das Richtige... Aber a liebe gute Seel' is ſie.. Wiſſen Se, was ſich für Die geheren mecht'! Die ſollt's akkurat eſo machen wie Sie: ſich zurückziehn vom Geſchäft..

Heinrich: Dös is wahr — da ha'm S' amal recht! Dös hab' i mir ſelber ſcho oft 'denkt!

Roſenbaum: Geld muß ſie genug hab'n..

Heinrich: Aber ſelbſtredend! Ich bitt Ihna, was die..

Roſenbaum: Woll'n Sie mir erzähl'n? Kenn' ich ſe nix grad ſo gut wie Sie? Ihr Lebelang hat ſie nix aufgehaut — für ihr eigen Geld nix!

Heinrich: Und hätt's ehnder können, als wia andere..

Roſenbaum: Gerad a ſo wie Sie! Sie war'n auch Ihr Leben e geſcheiter Menſch. E Verdiener — aber ka Braucher..

Heinrich: Mein Gott, unſerans derf nöt viel brauchen, wenn ma zu was kommen will...

Roſenbaum: E geſcheiter Menſch! Ihr Zwa paßt's zuſammen, Sie und ſie. Ihr habt's euch beide da e ſchönes Geld erſpart... Schaun Se mich an! Ich bin grad eſo lang da wie Sie — Ihnen hab' ich noch gekennt, wie Sie ſo e mageres Pirſcherl waren, und die Freil'n Manhard war e ſo ſchlank wie e Staberl.. ich hab' ſchen verdient da, was, Heinrich? Sie wiſſen! Mnah! Was hab' ich heut? Nix hab' ich! Alls für die Fraunzimmer hergegeben.

Heinrich: Das hab' i nöt 'kennt.

Roſenbaum: Nu? Herr Heinrich, was is mit Ihnen? Wann gehn Se weg von da?

Heinrich: Aufs Monat möcht' i halt, wann der Faſching aus is..

Roſenbaum: Recht hab'n Se! Nur nix auslaſſen — es wär' ſchad um die gute Zeit. Und was is? Woll'n Se das Gaſthaus in Dornbach wirklich kaufen?

Heinrich: Die Täg ſchau i wieder amal außer...

Roſenbaum: Wie heißt: die Täg? Der Putzenbacher ſchickt mich zu Ihnen — er hat e Angebot.

Heinrich: Was is denn auf a mal? I hab' eahm do g'ſagt, i kauf's.

Roſenbaum: Weiß ich? Er muß da an Anbot haben von aner großen Brauerei. Er hat mer geſagt, ich ſoll Ihnen ausrichten, wenn Se bis übermorgen nix kommen, ſchließt er anderweitig ab.

Heinrich: Das is a Kerl, an abdrahter! (Kratzt ſich.) Wann der mi jetzt ſchrauben will, wird er ſi täuſch'n.

Roſenbaum: Gott behüt! Mehr wird er nicht verlangen! Er möcht' nur fertig werden; weil er doch das Hotel übernehmen muß in Karlsbad — bevor die Saiſon anfangt..

Heinrich: Mir wär's am End auch lieber..

Roſenbaum: Aber natürlich! Sie wollen doch auch e biſſerl renovieren laſſen, bevor das Frühjahr kommt. Und unter uns geſprochen, Sie kaufen da ſehr gut..

Heinrich: I jo — 's G'ſchäft is am End net ſchlecht!

Roſenbaum: Schlecht? A Goldgruben is! Ich hab' doch g'ſpielt in der hölzernen Birn' in Dornbach jahrelang! Ich hab' geſpielt im Sommer, ich hab' geſpielt im Winter! Mir woll'n Sie ſagen? Der Putzenbacher is geworden e ſteinreicher Mann! Und ein Poſten is das! Mir geſagt, ſo a Poſten! Die feinſten Herrſchaften kommen hin.

Heinrich: Ich kenn's eh..

Roſenbaum: Nu? Was überlegen Se noch? Ziagt ſich das e ſo mit Ihnerer Heirat...?

Heinrich: Was ziagn!

Roſenbaum: Se ham mer doch emal geſagt, Sie mechten gern heiraten...

Heinrich: Möchten ſchon! Aber i hab' ja no gar nöt damit ang'fangen.

Roſenbaum: Seit wann ſind Sie ſchichtern? A Mann wie Sie kenn hab'n e Madl aus die feinſten Familien... (Das Klavierſpiel beginnt wieder, Roſenbaum fährt erſchrocken auf.) Großer Gott, — wer ſpielt da Klavier?

Heinrich: Aber niemand... Die Herren ſelber...

Roſenbaum (höhniſch): Ma bemerkt's. (Behorcht den Walzer und thut ſo, als ob er unter dem falſchen Spiel leiden würde. Plötzlich Geſchrei. Lärm von fallendem Geſchirr.)

Heinrich: So ſchön! Jetzt haun ſ' wieder einmal alls z'ſamm'!

Roſenbaum: E ſo was hat die Freil'n Manhardt nie gemacht, und wann ſe noch ſo gut aufgelegt war . . .

Heinrich: Ah, ordinär is die nie nöt g'weſen. (Es läutet.) Entſchuldigen.

Roſenbaum: Ich geh' ſo wie ſo ſchon, — ich muß mich umſchaun, vielleicht find' ich wo anders noch a luſtige Geſellſchaft. Bſit Ihnen Gott. (Ab.)

Heinrich: Adjeh! (Geht in die rückwärtige Thüre.)

Mizzi: Dir is nur vom Trinken heiß . . .

Egon: Nein wirklich . . . ich vertrag' ſehr viel.

Mizzi: Geh', plauſch nöt. Du biſt ja ſcho ganz weg . . .

Egon: Aber nein . . . es is nur . . . ich bin die letzte Zeit . . . immer ſo ſpät . . . ſchlafen 'gangen . . . (Gähnt.)

Mizzi: Ganz munter warſt du. Das is nur von dem vielen Champagner . . . ich hab' dir's g'ſagt . . .

Egon (mit dem Verſuch ſich aufzuraffen): Wenn . . . Wenn ich berauſcht bin, ſo bin ich's nur von deiner Schönheit . . .

Mizzi: Du kannſt ja gar nimmer die Augen aufhalten . . .

Egon (als ob ſie ihn blenden würde): O nein — — nur der Glanz — nur der Glanz!

Mizzi: Ja, nur der Pflanz! Nur der Pflanz!

Egon (kindlich): Geh', laß mich ein bißl zu dir auf's Sofa . . .

Mizzi (gutmütig): So — ſei ſchön ruhig und trink an Siphon . . . das hilft . . . wart', ich läut'!

Egon (bei Mizzi auf dem Sofa, ſchwach): Ja, an Siphon . . .

Mizzi (läutet).

Heinrich (der ſchon wieder auf dem Gang war, ſtürzt herbei, klopft).

Mizzi: Nur herein!

Heinrich (tritt ein).

Mizzi: Ich bitt' Sie, Heinrich, an Siphon!

Heinrich: Sehr wohl, bitte! (Sieht auf die Gruppe. Ab.)

Egon (den Kopf an Mizzis Schulter): Kommt der Siphon bald?

Mizzi: Gleich den Augenblick! Schlaf nicht ein! Hörſt!

Egon (ſchon im Schlaf): Was denn?

Mizzi: Du ſchlafſt ja ſchon . . .

Egon (völlig kindlich): Ich bin ſo müd . . . (Er ſinkt mit dem Kopf auf ihren Schoß.)

Mizzi: Meiner Seel', er ſchlaft . . . Nein, ſo was! (Sie richtet ihm gutmütig den Kopf zurecht.)

Heinrich (kommt mit dem Siphon).

Mizzi: Was ſagen S' da dazu?

Heinrich (teilnehmend): Nöt guat vielleicht . . .?

Mizzi: Ah nein! Zu viel Champagner . . . (Sieht Egon an): Der ſchlaft wirklich! Egon!

Heinrich: Laſſen S' 'n ſchlafen . . .

Mizzi (beugt ſich zu Egon nieder): Na? (Lehnt ſich zurück.) Is mir eh lieber, wann er ſchlaft! Wann nur ein jeder ſchlafen möcht'!

Heinrich: Is halt noch jung . . .

Mizzi: Wiſſen S', wer's is?

Heinrich: Nein, — i kenn' 'n nöt . . .

Mizzi: Der junge Prinz Weſtermark . . .

Heinrich: Von Herrn Grafen . . .? Vom Rittmeiſter . . .? (Betrachtet Egon.)

Mizzi: Ein Neffe . . .

Heinrich: Ja, der Herr Rittmeiſter . . . Das war ein Mann . . . Wie der noch Oberleutenant g'weſen is . . .

Mizzi: Kommt er noch manchmal her?

Heinrich: Gar nimmer . . . Seit damals . . . Gar nimmer . . .

Mizzi: Wer is denn da, heut Abend?

Heinrich: A G'ſellſchaft, mit'n Baron Ratzenhof.

Mizzi: Da, wo ma Klavierſpiel'n hört?

Heinrich: Ja, drei Damen ſein da, — — die Stefferl Klinger ...

Mizzi: Mit'n Toni Ratzenhof? Seit wann denn?

Heinrich: O, ſchon ſeit a acht Tag ...

Mizzi: Wer is denn noch dabei? Is nicht der junge Stumphacker drin?

Heinrich: Ja, der is a da. Er ſpielt Klavier ...

Mizzi: Aber die ganze Zeit hab' i mir's denkt. Den ſeine Tanz' kenn' ich doch!

(Es läutet.)

Heinrich: Entſchuldigen, Fräul'n ...

Mizzi: Bringen S' mir dann Cigaretten, Heinrich.

Heinrich: Zu dienen ... Ich weiß ja eh, was die Fräul'n gern hat ...

Mizzi: Na, Sie ſollten S' nöt wiſſen, in ſo viel Jahr ...

(Es läutet.)

Heinrich: Die ham's aber gnädig ... Ich bin gleich wieder da. (Ab.)

Mizzi (ſitzt zurückgelehnt, ſieht ſich überall um. Gähnt. Blickt auf den ſchlafenden Egon in ihren Schoß. Lächelt).

(Pauſe.)

Heinrich (kommt zurück): Cigaretten, bitte ...

Mizzi (nimmt eine): Danke.

Heinrich (gibt ihr Feuer): So, bitte ... So ... Jetzt brennt's.

Mizzi: Wer hat denn g'läut't?

Heinrich: Der alte Füaſcht war's.

Mizzi: Der ...?

Heinrich: Der is noch immer der nämliche ...

Mizzi: Mit wem is er denn?

Heinrich: Ich kenn's nöt ... Halt wieder eine, die er ausbilden laßt ...

Mizzi: Ja, der thut ſehr viel in der Beziehung ...

Heinrich: Es is aber aus kaner ſo viel 'word'n, wie aus Ihna.

Mizzi: Das können S' doch nicht ſagen. Was bin denn ich ſchon g'worden beim Theater . . .?

Heinrich: Im Theater hab' i die Fräul'n ja nie g'ſehn, unſerans kommt ja nie dazu. Ich red' nur von da!

Mizzi: Aber einmal haben S' mich doch g'ſehn. Wiſſen S' es nicht mehr . . .

Heinrich: Freilich weiß ich's noch . . . Das is aber ſchon recht lang her . . .?

Mizzi: Ja . . . wie lang kann's denn ſein?

Heinrich: Na, — wie's noch mit'n Baron Fillinger war'n . . .

Mizzi: Richtig, ja . . .

Heinrich: Die Kart'n hat mir eh der Baron g'ſchenkt. Der war ja ganz narriſch . . .

Mizzi: Der is jetzt in Paris . . .

Heinrich: Als Brieftaub'n hab' i Ihna damals g'ſehn . . . Wiar a Engerl hab'n S' ausg'ſchaut, im Tricot . . . wiar a Engerl . . .

Mizzi: Wer is denn ſonſt noch da?

Heinrich: Niemand . . . überhaupt . . . von die Bekannten . . . was die Fräul'n meint; da kommen wenige mehr.

Mizzi: Halt ja . . . fad wird's!

Heinrich: Heintingtags gibt's gar kane Leit' mehr. Wann i denk', was das für Zeiten war'n . . .

Mizzi: Wiſſen S', wann ich da herin ſitz, da könnt' ich glaub'n, es is noch alls ſo, wie früher. Da hat ſi' halt gar nix verändert . . .

Heinrich: Na, da ſchaut's no grad ſo aus. 's Licht is elektriſch 'word'n; ſonſt aber nix!

Mizzi (lächelt): Recht ham S.' Wiſſen' S' und die neuen G'ſichter. Das mag i nöt.

Heinrich: I glaub's. (Blick auf Egon.)

Mizzi: Ah, nöt das allein . . . Im Theater, überall . . . Und deswegen bin i gern da. Da is alles beim alten. Und Sie ſan auch immer noch da . . .

Heinrich: Jetzt'n, was das betrifft . . . das wird nimmer lang dauern.

Mizzi: Ja, was is denn?

Heinrich: Da wird die Freil'n bald wieder a neuch's G'ſicht ſehen . . . Vielleicht is ſchöner als wie das meinige . . .

Mizzi (lächelnd): Hör'n S', Sie ſind doch ganz a ſauberer Mann.

Heinrich (lebhaft): Is wirkli wahr? (Er tritt näher, ſtößt an den Stuhl.)

Mizzi: Pſt!

Heinrich (ganz leiſe): Is wirkli wahr?

Mizzi: In Ernſt, Heinrich. Sie gehn fort . . .

Heinrich: Aufs Monat ſchon.

(Es läutet.)

Mizzi: Warten S' a bißl . . . Aufs Monat ſchon? Ja, das kann i gar nöt glaub'n . . .

Heinrich: Sie werd'n 's ſcho ſehn, Fräul'n. Entſchuldigen. (Will ab.)

Mizzi: Sie, Heinrich, kommen S' wieder herein . . . Das müſſen S' mir explizieren. Das kann ich gar nöt faſſen.

Heinrich: Ich flie—ge! (Ab.)

Mizzi (raucht, hält Egon die Cigarette unter die Naſe. Dieſer macht eine ſchlafbefangen abwehrende Bewegung. Sie lächelt).

Heinrich (ſchlüpft zur Thüre herein. Schelmiſch): Ich bin ſcho wieder da!

Mizzi: Alsdann, is das a G'ſpaß oder a Ernſt von Ihnen, daß weggehn woll'n von da?

Heinrich: Wann i ſag'! Aufs Monat geh' i!

Mizzi: Ja, was is denn mit Ihna, auf amal! Ham S' g'ſtritten?

Heinrich: Mit'n Herrn? G'ſtritt'n? Ah na! Der wär' froh, wenn ich bleibet . . . Wiſſen S', was er g'ſagt hat? Eine Kraft wie Sie! hat er zu mir g'ſagt, eine Kraft wie Sie!

Mizzi: Na alsdann, warum gehn S' denn nacher furt, wenn S' ſo eine Kraft ha'm?

Heinrich: Ja, ha'm denn Sie von mir 'glaubt, i wer mein Leben lang a Zahlkellner bleiben? Der Menſch muß ſein Fortſchritt hab'n . . .

Mizzi: Natürlich! Natürlich!

Heinrich: I hab' mi g'rackert g'nua da herin. Jetzt'n will i mei eigener Herr ſein.

Mizzi: Was wer'n S' denn machen? Privatiſieren?

Heinrich: Ah na, i bin nöt für ſo was!

Mizzi: I hab' 'glaubt, Sie woll'n a Lebemann wer'n!

Heinrich: Schau i a ſo aus?

Mizzi: Na, warum? Wann S' a Geld ha'm.

Heinrich: I hab' da kan' Sinn dafür.

Mizzi: Na was fangen S' denn an, wenn S' fortgehn von da?

Heinrich: Die hölzerne Birn' kauf' i mir, in Dornbach draußt.

Mizzi: Die hölzerne Birn'? Das is a ſchön's Gaſthaus.

Heinrich: Eigentlich mehr a Reſchtarazion is.

Mizzi: Ja i kenn's; i war ſcho öfters drauß'n.

Heinrich: Wiſſen S', das laß i mir herrichten ... Moderner Komfort ... Verſteh S', moderner Komfort ... Und die Schrammeln laß i ſpiel'n, und Naturſänger.

Mizzi: Und den Roſenbaum?

Heinrich: Der Roſenbaum g'hört mehr für a g'ſchloſſene G'ſellſchaft.

Mizzi: Da beſuch' ich Ihna amal.

Heinrich (feurig): Beſuchen? O Fräul'n Manhardt, wenn Sie wollten! ...

Mizzi: Aber natürlich komm' ich außer!

Heinrich: Meine Kundſchaften von da, die wer'n alle kommen. Ich hab's ihnen ſchon g'ſagt, meine Gawliere ...

Mizzi: Da können S' noch a reicher Mann wer'n.

Heinrich: Mein Gott, was hab' i davon. Wenn der Menſch ſo allein is ...

Mizzi: Richtig ja, Sie ſan ja noch ledig.

Heinrich: Sie ſan ja auch noch ledig, Fräul'n Manhardt.

Mizzi: Ich ... Uj jegerl!

Heinrich (mit Blick auf Egon): Ja, ja, es hat a jeder ſei Kreiz!

(Pauſe.)

Mizzi: Na, wer'n S' nöt heiraten?

Heinrich: Ich möcht' ſchon. Aber ſehr gern möcht' ich!

Mizzi: Na was fehlt denn noch?

Heinrich: A Frau fehlt no, ſonſt bin i beinand!

Mizzi: Da machen S' Ihna kane Sorgen. Die finden S' bald!

Heinrich: Ah ja, dös glaub' i. So junge Dingerln gibt's bald, die was nix ha'm und nix verſtehn . . .

Mizzi: Was möchten S' denn für eine?

Heinrich: Was i für eine möcht' . . .?

Mizzi: Na ja! Können S' denn das nicht ſagen?

Heinrich: Sag'n kann i's ſchon . . .

Mizzi: So ſagen S' es halt. I bin neugierig . . .

Heinrich: Wiſſen S', Fräul'n, a Frau, die muß a Nobleſſe hab'n — ſo a Nobleſſe . . .

Mizzi: Warum nöt gar! Brav muß ſi' ſein!

Heinrich: Selbſtverſtändlich brav! Das is die Hauptſach'! Ich . . . Ich denk' mir halt was Feines. So wie die Fräul'n Manhardt, brav und fein!

Mizzi: Wie ich? (Lacht.) Mein lieber Heinrich!

Heinrich (wieder ablenkend, mutlos): Ich mein' ja nur, verſtehen S', a Frau, die was verſteht, wiſſen S', die was in G'ſchäft helfen kann, nöt vielleicht ſchwere Arbeit . . . Na, na, aber wiſſen S', i hab' meine Leit' . . . Na alsdann, und wenn die Frau auch in beſſere Kreiſe bekannt is, bei die Damen vom Theater und ſonſt — ich meine nix Schlechts — natürlich, wann's amal mei Frau is — das is ſelbſtredend. Na und da hat ma halt an Kundenkreis, wo die Leit' gern außer kommen. Eins bringt 's andere . . .

Mizzi: Das is gar nöt amal ſo ſchlecht . . . Und wenn dann die Frau a a bißl was hat . . .

Heinrich: Na ja . . . Alsdann . . . Hauptſach is, wirtſchäftlich muß ſie ſein. In ſo a G'ſchäft g'hört amal a Frau. A Mannsbild allein kann's nöt dermachen. Da braucht's zwa Leut', wo

er ſolid is und beliebt, nnd ſie muß a beliebt ſein und brav, natürlich . . .

Mizzi: Das ſind't man freilich nicht ſo leicht . . .

Heinrich: Wiſſen S', Fräul'n, was der Roſenbaum früher g'ſagt hat?

Mizzi: Was denn?

Heinrich: Er hat g'ſagt, mir Zwei, mir paſſeten z'ſamm, Sie und ich . . .

Mizzi: Soo? (Kleine Pauſe.) Gehn S', Heinrich, bringen S' mir an Schwarz'n . . .

Heinrich (ſofort wieder mit guten Manieren): Ja wohl, bitte, im Augenblick! (Ab.)

Mizzi (putzt ihre Ringe, trällert leiſe vor ſich hin. Man hört den Walzer von früher wieder. Sie ſummt ihn leiſe mit).

Heinrich (kommt wieder): Ein Schwarzer, bitte . . . (Serviert.)

(Pauſe. Heinrich iſt ſtehen geblieben, wartet.)

Mizzi (nach einer Weile, träumeriſch): In Dornbach . . . In Dornbach bin i z'haus . . .

Heinrich (glücklich): Von Dornbach ſein S'? Aber hör'n S' auf!

Mizzi: Ja, in der Meixner'ſchen Villa, da is mein Vater Gärtner g'weſen.

Heinrich: Aber gehn S'! Da ſan Sie auf die Art in Dornbach geboren?

Mizzi (ſeufzend): Ja, in Dornbach . . .

Heinrich: Und i! Wiſſen S', von wo i bin?

Mizzi: Na, Sie ſan doch auch a Wiener?

Heinrich: Gott ſei's Dank! Von Ottakring bin i!

Mizzi: Von Ottakring? Da ſind mir ja ganz nah beinander geweſen . . . Wo ſan S' denn in d' Schul' gangen?

Heinrich: Na, in Ottakring . . .

Mizzi: Und ich in Dornbach . . .

Heinrich: Mir ha'm immer g'rafft mit die Dornbacher.

Mizzi: Das is alleweil ſo g'weſ'n . . . Ich weiß noch ganz gnat . . .

Heinrich: Am Galitziberg ſan mir immer umanand g'rennt — Grill'n auskitzeln . . .

Mizzi: Am Galitziberg . . . Da kenn' i jed'n Stein . . .

Heinrich (ſentimental): Ja, die Jugendzeit.

Mizzi (leiſe ſingend): „Die is ſchon längſt vorbei und kommt nicht mehr . . ."

Heinrich: Mir ha'm eh beinah' in Dornbach g'wohnt. Ganz bei der Remiſ' draußen. Mei Vater war Tramwaykutſcher . . .

Mizzi: Tramwaykutſcher? Ich hab' a Freundin g'habt, der was ihr Vater Tramwaykutſcher war . . . Warten S' . . . Hampel hat's g'heißen.

Heinrich (ſchüttelt den Kopf): Is mir nicht bekennt . . .

Mizzi: Die Hampel Reſerl . . . die is auch ſchon verheirat't . . .

Heinrich: So? Wem hat's denn 'kriegt?

Mizzi: Mir ſcheint, an Briefträger.

Heinrich: Den verrückten Profeſſer wer'n S' ja 'kennt haben, der was in Dornbach g'wohnt hat . . .?

Mizzi: Den magern? Mit die langen Haar?

Heinrich: Ja, der is ſchon! Und ſo ein Jägeriſches G'wandl hat er immer ang'habt.

Mizzi: So Wolltricot — nöt?

Heinrich: Ja, ja, das is er ſchon. Der is allerweil zu Fuß in d' Stadt einigangen.

Mizzi: Und immer hat er mit ſich ſelber g'red't.

Heinrich: Ganz richtig. A ſo hat er's g'macht. (Thut einige Schritte und geſtikuliert dabei.)

Mizzi: Den ſan wir immer nachg'rennt in Dornbach draußen.

Heinrich: Und mir in Ottakring ah!

Mizzi: Nein, das is aber merkwürdig . . .

Heinrich: Nöt wahr? Jetzt'n kennen wir uns ſchon ſo lang, und ha'm nie nix g'wußt von die Sach'n.

Mizzi: Na ja, weil wir halt heut zum erſtenmal miteinander reden.

Heinrich: Richtig! Zum erſtenmal! — Ja, ja, 's is wahr. Aber nicht zum letztenmal, was?

Mizzi: Aber, wenn Sie aufs Monat ſchon weggehn von da . . .

Heinrich: Deswegen!

Mizzi: Natürlich deswegen! Da bleibt nimmer viel Zeit . . .

Heinrich: Wiſſen S' was? Gehn S' halt mit auf Dornbach.

Mizzi: Was fallt Ihnen denn ein?

Heinrich: Gehn S' mit! Gehn S' mit! Sie werd'n 's guat hab'n bei mir.

Mizzi: Aber Heinrich, was is denn mit Ihnen?

Heinrich: Nix is mit mir. Fräul'n Manhardt, an ernſt's Wort. (Faßt ihre Hand.) Gehn S' mit mir nach Dornbach . . .

Mizzi: Sein S' g'ſcheit, Heinrich. Sie krieg'n andere als wie mich .. Beſſere ...

Heinrich: Ah was — i mag ka andere — Ihna hab' i gern ... Entſchuldigen vielmals, Fräul'n, aber i hab' Ihner ſehr gern ... lang ſchon!

Mizzi: Vergeſſen S' denn ganz . . .?

Heinrich: Sag'n S' nix! I will nöt, daß davon . . . Alsdann ſag'n S' nix — da mach' ich a Kreuz drüber . . . Aus is . . I kenn' Ihnen. Sie ſan a guate Perſon . . . Sie wer'n a recht a brave Frau ſein. Sagen S' nix, Fräul'n. Sagen S' Ja!

Egon (rührt ſich ein wenig und ſeufzt).

Mizzi: Sein S' ſtad!

Heinrich (hat ſich erſchrocken aufgerichtet).

Mizzi: Reden S' leiſer!

Heinrich (leiſer): Schau'n S', Fräul'n Mizzi, i bin a ſolider Mann, i verſteh' mein G'ſchäft von Grund aus. I'alt bin i a nöt.

Mizzi: Das hab' i a nöt g'ſagt.

Heinrich: Und ehrlich mein' ich's mit Ihnen. Meiner Seel und Gott —

Mizzi: Ich glaub's ſchon . . .

Heinrich: Na alsdann! Und das Theater, das kann Ihnen a nimmer freu'n.

Mizzi: Schon lang nimmer. Da ha'm S' recht . . .

Heinrich: Sehn S'! Das muaß do amal an End' nehmen mit der Zeit, nöt wahr?

Mizzi: Freilich nimmt's amal an End.

Heinrich: Und dann, der Menſch muß doch an Fortſchritt hab'n — is nöt wahr?

Mizzi: Schon lang freut's mich nimmer, das Theater . . .

Heinrich: Na alsdann! Und wir werd'n 's ſcho guat haben drauß'n in Dornbach, und recht fleißig werd'n mir ſein. Gelt? Gehn S', Fräul'n Mizzi, — ſtudier'n S' nöt erſcht ſo viel . . .

Mizzi: Na, na, das müſſen S' Ihnen no amal guat überlegen . . .

Heinrich: I hab' mir alls überlegt — i bin nöt mehr ſo jung, daß i ſo hitzig war. Ganz genau hab' i mir alls überlegt, und lang ſchon. Sechs Brief' hab' ich Ihna ſchon ſchreib'n woll'n . . .

Mizzi: Der Roſenbaum, das is a feiner . . .

Heinrich: Ah, was der g'ſagt hat, dös hab' i ſchon viel früher g'wußt, ganz von ſelber. Da brauch' i kan Roſenbaum dazu und brauch' a nix mehr überlegen . . . Wann S' nur deswegen glauben, daß Ihnen z'ruckhalten . . .

Mizzi: Alsdann ich wer' mir's doch auch überlegen dürfen . . . Was?

Heinrich: Ja . . . Aber . . . Warum denn?

Mizzi: Na . . . ich muß doch erſt — das wer'n S' doch einſeh'n?

Heinrich: Geben S' mir Ihner Hand drauf?

Mizzi: Da hab'n S' mei' Hand drauf. (Gibt ihm die Hand.)

Heinrich: Und nacher ſagen S' Ja?

Mizzi: Wann ich mir's überlegt hab' . . .

(Es läutet.)

Heinrich: Jeſſes . . . Grad jetzt'n . . . Alsdann überlegen S' ſich's derweil . . . (Beugt ſich über den Tiſch zu ihr.)

Mizzi: Was thun S' denn?

Heinrich: Nix . . . Stad ſein!

Mizzi: Aber . . . So weit ſind wir noch gar nicht . . .

Heinrich: Ich ſchon! (Küßt ſie raſch.) So! Ich komm gleich wieder und hol mir die Antwort . . . (Geſchwind ab.)

Mizzi (ihm leiſe nachrufend): So ſchnell geht's nicht! (Allein. — Wiſcht ſich den Mund ab. Kleine Pauſe. Sie lacht plötzlich laut und herzlich auf.)

Egon (erwacht): Was iſt denn?

Mizzi (zu ihm niederſehend): Ah, guten Morgen!

Egon (ſich aufrichtend): Hab' ich g'ſchlafen?

Mizzi: Aber — keine Spur — nicht an Moment! (Lacht.)

Egon (aufſtehend): Was lachſt denn?

Mizzi: Ich werd' doch lachen dürfen, wenn ich mich ſo gut unterhalt' . . .

Egon: Sei nicht bös . . . Aber ich weiß nicht . . . Ich bin ganz tamiſch . . .

Heinrich (ſteckt den Kopf zur Tür herein, bemerkt Egon und zieht ſich ſchnell zurück).

Egon: Aber Ja! So kommen S' nur! Zahl'n!

Heinrich (tritt ein, gefaßt, in Poſitur, Briefta ſche heraus. Zettel drauf. Bleiſtift zum Schreiben bereit): Bitte ſehr, Herr Baron . . .

Egon: Jetzt ſagt der noch immer Baron zu mir . . . Alſo zwei Caviar . . .

Heinrich (ſchreibt): Zwei Caviar . . .

Mizzi (lacht).

Egon (halblaut zu ihr): Ich weiß gar nicht, was du immer zu lachen haſt . . .?

(Der Vorhang fällt raſch.)

Ludwig Schneegans.

Was auch ihm an der Wiege gesungen ward.

Hoffe, zur Weisheit — hoffe, zur Güte
Strebenden Herzens dich durchzukämpfen,
Aber um's Glück mühe dich nicht!
Weisheit und Güte strahlen im Schachte
Schon aus der Ferne dem niedersteigenden,
Tastenden Pilger den Willkomm zu, —
Aber das Glück braust über die Erde
Wie die unbändige Windsbraut hin,
Werbende hassend, Lieblinge fassend,
Eh' sie des Werbens noch kundig sind.
Wer Fortunas launischem Fluge
Nachjagt als verfolgender Freier,
Greift nach Wolken und jagt den Blitz, —
Und wer, tretend ihr in die Bahn,
Aufzufangen die Trotzige denkt
Kecklich in ausgebreiteten Armen,
Stürzt, ein Gebrochener, rücklings nieder
Unter der Stürmerin höhnischem Groll.

Drum ergebe ſich feſten Herzens
In der Nothwendigkeit ehernes Muß,
Wer nicht gehört zur heitern Sippe
Jener luftigen Kinder des Glücks,
Welche die Göttin, Gleichgearteten
Huldreich geſinnt, ſchon aus der Wiege
Hebend voranträgt, weiter und weiter
Über die Steine des Weges hinweg.
Schwerhinwandernder, andersgearteter
Schmerzensbruder der ſchwebenden Schar,
Steig' in die Tiefen, weiter und weiter —
Ringe nach Weisheit, ringe nach Güte —
Bilde dir ein, das ſei das Glück!

Arthur Schnitzler.

Liebelei.*

Erſtes Bild.

Perſonen:

Döſelmeyer senior, Inhaber einer Tanzſchule.
Döſelmeyer junior.
Weber.
Weidmann.
Müller.
Chriſtine.
Mizzi.
Lina.
Fritz.
Theodor.
Meier, Klavierſpieler.

Tanzſchule in einer Vorſtadt, langgeſtrecktes Lokal, mit hellen geblümten Tapeten. 5 Fenſter. Vorn links das Klavier. Rechts die geöffnete Eingangsthür, mit dem Ausblick auf Garderobe und Stiegenhaus. Zwiſchen den Fenſtern und an der linken Seitenwand Bänke, die mit ordinärer roter Seide überzogen ſind. — In der Garderobe ab und zu Herren und Mädchen, die Überkleider ablegen und in den Saal treten. Während

* „Liebelei," jetzt ein Schauſpiel in 3 Akten, war früher als Volksſtück in 3 Bildern angelegt, und in dieſer Form bereits begonnen worden. Was hier vorliegt, iſt das erſte Bild jener urſprünglichen Faſſung, und nur einem freundlichen Wunſch des Herrn Richard Specht Folge leiſtend, übergebe ich ihm das Manuſkript zur Veröffentlichung in dieſem Bande. A. S.

der Tanzpauſen verlaſſen auch Mädchen, manchmal mit Herren, den Saal und ſtehen in der Garderobe, um ſich im Spiegel zu beſchauen und das Haar zu richten. Am Klavier ſitzt der Klavierſpieler, und ſpielt beim Aufziehen des Vorhangs die letzten Tacte einer Quadrille. Es tanzen etwa 14 Paare. Herr Döſelmeyer junior, in einem etwas verſchoſſenen Frack, arrangiert; Herr Döſelmeyer senior ſteht in der Nähe der Thüre und ruft auch zuweilen drein.

Döſelmeyer junior: Kolonne ..... zweimal vor! — Double été! — Kolonne! — Saint Simonienne! — Große Ronde .... à place! —

(Während der ganzen Ronde Verwirrung, Rufen, Lachen.)

Döſelmeyer junior (ſehr energiſch): Ko ..... lonne dreimal vor! — Chassez croisez! — (Schlägt dabei dem Klavierſpieler auf die Schulter. — Die Muſik verſtummt. Der Klavierſpieler blättert in den Noten.)

Mizzi: Jeſſas! jetzt is ſchon aus! —

Müller (ihr Tänzer, ein Kommis): Leider, Fräulein!

Mizzi: Wo is denn die Lina?

Müller: Die Fräulein Lina? — Fräulein Lina! — Ja, wo is denn die Fräul'n Lina?

Weber (junger Mann, mit vorſtädtiſcher Sonntagseleganz gekleidet, tritt herzu; will ſich eben eine Cigarette anzünden): Fräulein Mizzi, meine Hochachtung! —

Döſelmeyer senior: Bitte recht ſehr, mein Herr, auf der Stiege zu rauchen! — Polizeiliche Verordnung!

Mizzi: Kaum kommt er in Salon, hat er ſchon ein' Anſtand! — Es iſt ſchrecklich!

Weber (vertraulich): Aber Herr Döſelmeyer — is ja nicht brennend!

Döſelmeyer senior: Bitte, entſchuldigen ſchon; es iſt nur wegen der Verordnung! — (Wendet ſich ab.)

Müller: Ja, wo is denn d'Fräul'n Lina?

Weber: Oh, 's Fräul'n Lina hat auch die Ehre da zu ſein —?

Mizzi: Ja, wir ſuchen ſ' allerweil! —

Müller: Da beim Fenſter ſteht ſ' ja mit mein' Couſin!

Döſelmeyer junior (herbeitretend, etwas energiſcher als der senior): Bitte recht ſehr, hier nicht zu rauchen — auf der Stiege, bitte.

Mizzi: Grad war Ihner Herr Vater da —

Weber: Aber ich weiß ja ſchon! — Sie iſt ja nicht brennend!

Mizzi: Na, ſtecken S' es endlich ein, Ihnere Cigaretten, ſonſt konfiszieren ſ' Ihnen noch Ihren ganzen Tabak.

Weber (wiſcht das Mundſtück der Cigarette mit dem Sacktuch ab und verwahrt ſie in der Gilettaſche): Heiß is! Es iſt wirklich geſcheiter, wir gehen in's Stiegenhaus.

Mizzi: Damit Sie rauchen können! — Nein, ich geh' nicht auf die Stiegen. Neulich hab' ich mich ſo verkühlt.

Klavierſpieler Meier (iſt aufgeſtanden, etwa 40 Jahre, mager, freundlich, lange Haare; wie er an Mizzi vorbeikommt): Küß die Hand, Fräulein!

Weber (leutſelig): Gehen jetzt ein biſſel ausſchnaufen, Herr Meier, wie? —

Müller: Aber dann!

Mizzi: Sie, dann müſſen S' die Donauwellen ſpielen!

Meier: Küß die Hand, Fräulein, — aber 's kommt dann a Mazur.

Weber: Lächerlich! Was heißt das? 's kommt a Mazur? Wenn die Fräuln Mizzi will, ſo kommt halt a Walzer!

Meier: Na, wer'n ſchaun — wer'n ſchaun. (Will abgehen.)

Weber (ohne von den anderen gehört zu werden): Laſſen S' Ihnen auf mein Konto a Viertel Wein hol'n, wenn S' an Durſt haben.

Mizzi: Was haben S' denn?

Weber (nobel): Ah nix, nix! —

Müller: .... mit meinem Couſin!

Mizzi: Was iſt denn mit'n Couſin?

Müller: Na, mit meinem Couſin ſteht ſ' beim Fenſter, die Fräul'n Lina!

Mizzi: Geh, Lina, komm da her, du wirſt dich ja wirklich verkühlen, 's kommt ſo a kalte Luft herein von der Gaſſen.

Müller: Die Fräulein Lina iſt halt ſo viel hitzig! — (Lacht herzlich.)

Lina (zu Weidmann, mit dem ſie in der Niſche ſtand): Na, komm, gehn mer füri. — Jeſſas, der Herr Weber! I hätt' Ihnen bald nit erkannt! Wo ſein S' denn ſo lang g'ſteckt?

Weidmann (junger Menſch, ziemlich dick, von etwas brutalen Geſichtszügen, Sechſer, aufgedrehter ſchwarzer Schnurrbart): Was willſt denn? Der Herr Weber iſt doch alle Sonntag da!

Weber (ſehr geſchmeichelt): Nein, am vorigen Sonntag bin ich nicht da geweſen! Is ganz richtig!

Lina: Na, ſehn S', wie ich mich an alles erinner'!

Weber (nimmt wieder ſeine Cigarette aus der Gillettaſche, Mizzi nimmt ſie ihm weg): Na, was is denn?

Mizzi: Haben S' nicht g'hört, daß man da nicht rauchen darf? —

Weber: Ja richtig! — Aber 's is eigentlich zu dumm. — Wir ſind doch keine Kinder nicht! — Wir wer'n doch die Vorhäng' nicht anzünden! — Wir ſein doch auf kein' Elitéeball! —

Weidmann: Da ſollt' man wirklich mit dem Herrn Döſelmeyer reden, daß einer wenigſtens in die Pauſen rauchen derfet.

Weber: Na freilich, bei die Rundtänz' fallt's doch keinem ein. Sie, Herr von Döſelmeyer (hängt ſich in Döſelmeyer senior ein und redet eindringlich mit ihm, Döſelmeyer ſcheint ſich abwehrend zu äußern und weiſt gegen die Stiege).

Müller: Aber Fräulein Lina ſein hitzig!

Lina: Warum ſoll i denn hitzig ſein?

Müller: Weil S' ſo lang beim Fenſter ſtehn. (Lacht ſo ſtark, daß er ſich kaum beruhigen kann.)

Weidmann: Willſt nicht fortgehn, Lina?

Lina: Jetzt?

Mizzi: Jetzt??

Weidmann: Na jetzt! natürlich jetzt! Später geht ja jeder.

Mizzi: Sie ſein aber heut wieder rabiat! —

Lina (energiſch): Jetzt wird nöt 'gangen, jetzt wird no tanzt!

Weidmann: Bis wann denn?

Mizzi (ihm unter die Naſe): Bis i z' Haus geh'!

Weber (zurückkommend, als hätte er 'was erreicht): Ja, ja!

Weidmann: Na, alsdann?

Weber (wichtig): Ja, das Rauchen iſt geſtattet, nur nicht im Saale herin!

Weidmann: Neuigkeit! — Auf'm Stephansplatz wird mir der Herr Döſelmeyer natürlich 's Rauchen nicht verbieten. Überhaupt werden wir uns a andere Tanzſchul' ausſuchen.

Lina: I nöt!

Mizzi (zur Garderobe ſehend): Jeſſas, ſchau!

Lina: Die Chriſtin'! — (Winkt ihr zu, will hinaus.)

Mizzi: Wirſt nöt gleich dableiben; daß dich verkühlſt! —

Döſelmeyer senior: Da is grad die Fräul'n Chriſtin' kommen! (Geht weiter.)

Weidmann: Was einem die Leut' immer für Neuigkeiten erzählen.

Lina: Wie dir die aber ausſchaut!

Mizzi: Uh, du haſt ſ' ſchon lang nicht g'ſehn, was?

Lina: Ein Vierteljahr wenigſtens.

Mizzi: Was, blaß is gegen früher?

Lina: Na, und was is denn mit ihm?

Mizzi: Das is ja aus! — Drum ſchaut ſ' ja ſo ſchlecht aus!

Weber (herzutretend): Geht ſ' noch immer mit dem Stellvertreter?

Lina: Uh, was reden S' denn von ein' Stellvertreter!

Weber (auffallend hochdeutſch): Ja, ich habe ſie doch auf der Straße mit einem Stellvertreter geſehn?

Mizzi: Ja, da war i dabei ..... aber der ihrige war ein Doktor.

Weber: Ich hab' ſie nie mit einem Doktor geſehn.

Weidmann: Ja, kennen denn Sie alle Doktors von Wien?

Mizzi (zu Lina): Weißt, die G'ſchicht is halt aus; der Doktor hat jetzt g'heirat', und das hat ſie ſo viel 'kränkt.

Lina: Kränkt ſi die! So a Gans!

Müller: Der Herr Weber kennt alle Doktors von Wien! (Schüttelt ſich vor Lachen.)

Mizzi: Ja, die eine nimmt's halt ſchwer, die andere leicht.

Müller (als hätte er eine Entdeckung gemacht): Da iſt die Fräulein Chriſtin'!

Weidmann: Na, hörſt net auf!

Meier, (der Klavierſpieler kommt, und nähert ſich dem Klavier).

Weber (zu ihm): Na alſo, jetzt — feſch!!

Meier: Freilich! Freilich!

Mizzi: Alſo ..... die Donauwellen!

Lina: Spielen S' lieber ..... Das is die Liebe ..... ja ganz allein .....

Weidmann: Das is ja ka Walzer.

Müller (ſingt laut): Das iſt die Liebe, ja ganz allein.

Weidmann (ſieht ihn ſtreng an).

Müller (ſchweigt).

Meier (freundlich): Ja, ja ..... (Setzt ſich ans Klavier.)

Mizzi (läuft der eintretenden Chriſtine entgegen, die in der Garderobe Jacke und Hut abgelegt, ſowie ihre Haare geordnet hat).

Chriſtine (einfach, nett, blonde Zöpfe, aufgeſteckt; etwas blaß, ein leidender Zug um den Mund).

Mizzi: Siehſt, das is g'ſcheit!

Chriſtine: Na ja, ich hab' dir's ja verſprochen, daß ich komm'!—

Lina (ihr entgegen): Grüß dich Gott, Tinerl! — (Als wenn ſie irgendwem widerſprechen wollte): Schauſt ſehr gut aus!

Weber (der dazutritt): Und ſchön!

Der Klavierſpieler (fängt zu ſpielen an).

Döſelmeyer junior (ernſt, an Chriſtine vorübergehend): Guten Abend, Fräulein, freut mich ſehr, daß uns wieder das Vergnügen ſchenken. — Bitte ſehr, meine Herrſchaften ..... ein bißchen zur Seite, damit die tanzenden Paare Platz haben —

(Man beginnt zu tanzen.)

Weber: Darf ich vielleicht gleich um eine Tour bitten?

Chriſtine: Ah nein, tanzen werd' ich heut nicht.

Weber: Aber bitt' Sie — warum denn nicht?

Mizzi: Ganz recht hat ſ' ..... daß ſ' dann ſchwindlig wird!

Weber: Ah, leiden an Schwindel, Fräulein?

Chriſtine: Ja, die Rundtänz' — das riskier' ich lieber nicht.

Weber: Alſo wenn ich dann um eine Quadrille erſuchen darf .... (zu Mizzi): Darf ich vielleicht um die Tour bitten? (Horcht auf.)

Jetzt ſpielt der richtig eine Mazur. Ah, das is doch die reine Veruntreuung! (Will hin.) Na, laſſ' mer's gehn — Bitte — (Tanzt mit Mizzi fort.)

Mizzi (ſchon im Tanzen): Ich bin gleich wieder da.

Chriſtine (ſieht ruhig dem Tanze zu).

Weidmann und Lina (die miteinander tanzen, halten inne).

Lina: Du wirſt das Tanzen dein Lebtag nicht lernen.

Weidmann (ſieht ſie verächtlich an; zu Chriſtine): Darf ich —

Chriſtine: Nein, dank' ſchön, Rundtänze nicht. Vielleicht ſpäter eine Quadrille. (Weidmann fort von ihnen.)

Lina (zu Chriſtine): Nein, was ich für eine Freud' hab', daß Sie wieder . . . . . daß du wieder . . . . .

Chriſtine: Freilich ſind wir per Du. — Aber grad ſeither, glaub' ich, haben wir uns nimmer g'ſehn.

Lina: Ja richtig, das war ja am zweiten Weihnachtsfeiertag, wie wir alle zuſammen . . . . . ah pardon . . . . .

Chriſtine: Oh, 's war ſehr luſtig, warum ſagſt du denn pardon?

Lina: Na, ich hab' g'meint, es iſt Ihnen . . . . . es iſt dir vielleicht nicht angenehm, daß dich dran erinnerſt —

Chriſtine (mild): Die Mizzi is aber doch a Tratſchen —

Lina: Na, und da biſt du wirklich den ganzen Winter nirgends hingekommen? Auf keine Unterhaltung, auf kein' Ball, in kein' Theater?

Mizzi (geſellt ſich zu ihnen).

Chriſtine: Nein; ich hätt' übrigens kaum Zeit gehabt.

Lina: Ah, bitt' dich, wegen der Zeit! Ich hab' im G'ſchäft auch viel zu thun!

Chriſtine: Na ja, aber du biſt doch ſchließlich bei deinen Eltern zu Haus.

Mizzi: Freilich, das iſt 'was ganz anders. Na ja gewiß . . . . . wenn man ſich ſo ſelber alles richten muß!

Lina: Aber Arbeit bleibt Arbeit — mei' Mutter macht mir doch keine Stickerei fertig fürs G'ſchäft.

Mizzi: Na ja — aber wer kocht dem Fräulein in der Früh ein' Kaffee? — Die Mutter —

Lina: Na ja ..... na ja ..... das is ſchon wahr.

Mizzi: Na, und ſo is mit tauſenderlei Kleinigkeiten. Ich ſeh's doch an mir!

Döſelmeyer senior (tritt herzu): Ja, wenn die ſchönſten Fräulein plauſchen — und nöt tanzen, ja was ſoll'n denn dann die Herren thun?

Weidmann (hinzutretend, ſehr erregt): Jetzt hab' ich mit einer Dame getanzt, Lina, die findet durchaus nicht, daß ich ſchlecht tanze!

Lina: Tanz' weiter mit ihr.

Weidmann (auf ein Mädchen weiſend): Mit dieſer Dame dort!

Lina (ungeheuer verächtlich): Mit der?! Tanz' weiter! —

Weidmann: Willſt nicht noch eine Tour verſuchen? (Die Muſik hört auf.)

Lina: Schon aus!

Müller (tritt herzu, ſehr erhitzt): Das is die Liebe — ja ganz allein!

Weber (tritt herzu): Wie's jetzt aber bei Ihnen zugeht, Herr Döſelmeyer! Werden ſich ja bald den Sophienſaal mieten müſſen!

Döſelmeyer senior: Und ſchöne Leut' kommen her! — Und noble Leut'! —

Fritz und Theodor (zwei elegante junge Leute, treten eben aus dem Stiegenhaus in die Garderobe).

Döſelmeyer junior (geht ihnen entgegen): Vielleicht gefällig abzulegen — (Iſt ihnen ſelbſt beim Ablegen behülflich. Theodor reicht ihm die Hand.)

Weidmann (zu Döſelmeyer senior): Is das ein Bekannter von Ihrem Herrn Sohn?

Mizzi: Den größeren kenn' ich ja ..... den mit dem Pelzkragen. Der war heuer ſchon einmal da!

Lina: Schauen ſehr elegant aus, beide.

Weidmann (ingrimmig): Fliegt ſchon wieder auf ein' neuen Winterrock.

Weber (zu Chriſtine): Wollen Fräulein nicht etwas weniges im Saal promenieren? (Sein Hochdeutſch ſteigert ſich mit jeder Sekunde.) Wenn man ſchon das Glück nicht genießen kann, Rundtänze mit Ihnen zu tanzen —

Weidmann (zu Lina, die Fritz und Theodor betrachtet): Komm', promenieren wir auch. — Fliegſt vielleicht auch auf die gelben Handſchuh'? (Führt ſie weg.)

(Mizzi und Chriſtine ſetzen ſich auf einem Divan links.)

Fritz und Theodor (treten ein).

Döſelmeyer junior: Bitte, Herr Baron, gefällig, weiter zu ſpazieren?

Theodor: Haben ſich ſeit den letzten Wochen nicht ein biſſel vergrößert?

Döſelmeyer junior: Nein, es ſieht nur ſo aus; da oben ſind ein paar Flammen mehr im Gaslüſter, dadurch iſt's freundlicher geworden.

Theodor: Ja, ganz richtig. —

Döſelmeyer junior: Die Herren werden hoffentlich auch tanzen.

Theodor: Na freilich! — Aber bitte, ſtören Sie ſich doch unſertwegen nicht länger.

Fritz (herumſchauend): Sehr nett! —

Theodor: Nicht wahr?

Fritz: Na, und — —?

Theodor: Das Weitere wird ſich finden.

Fritz: Weißt du, wie lang das iſt, daß ich nicht in einer Tanzſchule war? Acht Jahre mindeſtens.

Theodor: Das iſt ſehr unrecht. Da haſt du jedenfalls ſehr viel verſäumt.

Fritz (lächelnd): Na .....

Theodor: Gewiß. Sieh dich nur einmal um.

Fritz: Sehr hübſche Mädeln!

Theodor: Und jung, und gemütlich, und — nicht beſonders eigennützig.

Fritz: Warum wird denn nicht getanzt?

Theodor: Na, nur Geduld ..... Wird ſchon kommen.

Fritz: Du wirſt natürlich mittanzen?

Theodor: Na, was denn! Und ob! Schau die Kleine dort, wie die ſchon herkokettiert.

Fritz: Du, ich glaube überhaupt, wir fallen auf.

Theodor: Macht nichts. Wir ſchaun ein bißchen zu elegant aus ..... Na warte, wenn wir uns dann unter das Volk miſchen, wird's ſchon beſſer ..... Mach' kein ſo gelangweiltes Geſicht! — Mehr Jugend, wenn ich bitten darf.

Fritz: Was ſoll ich denn thun?

Theodor: Heiterer ſein! ..... Sonntag abends nimmt man das Leben nicht ernſt. — Hier gibt es überhaupt keine Tragik. Hätteſt deine Sorgen zu Hauſe laſſen können.

Fritz: Die Art von Sorgen hab' ich nicht, die man nach Belieben mitnehmen und zu Hauſe laſſen kann.

Theodor: So wirf ſie überhaupt endlich zum Fenſter hinaus .... Na ja, es iſt ja zu dumm.

Fritz: Ich glaube, du haſt mit mir kein Glück. Du ſiehſt ja, ich ſtöre dir überall dein Vergnügen.

Theodor: Lächerlich. Du kommſt mir ſogar ſehr zuſtatten. Ich ſteche angenehm von dir ab.

Fritz: Hübſche Rolle.

Theodor: Beim Himmel, ich hab' dir eine beſſere zugedacht — (auf Mizzi weiſend) Die kenn' ich ja! — Mit der hab' ich im vorigen Jahr getanzt! Überhaupt ſind da ein paar bekannte Figuren! — (Zu Fritz.) Na warte, heute ſchleichſt du mir nicht ſo davon wie gewöhnlich.

Fritz: Ich möchte gleich davonſchleichen.

Theodor: Was heißt denn das ſchon wieder? — Haſt du vielleicht das Bedürfnis, eine Fenſterpromenade zu machen?

Fritz: Ich bitte dich —!

Theodor: Na, warum nicht? — Soll ſchon vorgekommen ſein! — Beſonders Sonntag, wenn Geſellſchaft oben iſt und du dich nicht entſchließen kannſt, hinaufzugehen, und die gewiſſen Schatten an den Vorhängen erſcheinen.

Fritz: Ah, die Zeit der Fenſterpromenaden iſt vorbei.

Theodor: Wär' nur das Ganze vorbei; ja, ja, wahrhaftig, ich gäb' 'was drum. —

Fritz: Hab' keine Sorge . . . . . es geht vorbei.

Theodor: Ich merke noch wenig davon. Wenn du dich nur innerlich davon befreien könnteſt, dann wär' mir um den äußeren Abſchluß nicht bang.

Fritz (lächelnd): Ich hab' ja die beſten Vorſätze!

Theodor: Du biſt nicht energiſch genug. (Die Muſik ſetzt ein, einige Paare beginnen zu tanzen.) Na, da haſt du jetzt den Tanz. Schau dir das nur an. Ah, ſo tanzen ſiehſt du nirgend. Dieſe kleinen Wiener Mädeln . . . . . (Einige der vorübertanzenden Mädchen ſchauen ihn an, lächeln, er verbeugt ſich ſcherzhaft.)

Fritz: Laß dich nicht ſtören!

Theodor: Du wirſt auch tanzen.

Fritz: Gleich. — Zuerſt ſchau' ich dir zu. —

Theodor (geht auf Mizzi zu): Mein Fräulein — wenn ich bitten darf. Kennen Sie mich noch —?

Mizzi: Freilich. Sie war'n ja ſchon einmal da.

Theodor (im Tanzen): Ich hab' Sie auch gleich erkannt. Sind Sie ganz allein da?

Mizzi: Ich bin mit meiner Freundin da.

Theodor: So, und wiſſen Sie, daß Sie Augen haben — die (er drückt ſie etwas zu heftig an ſich).

Mizzi: Na, — — und nicht reden während dem Tanzen.

Theodor: Aber dann . . . . . Übrigens Sie brauchen mir nicht zu antworten — hören S' mir nur zu — Sie —

Mizzi (hört auf zu tanzen): Wenn Sie mir ſo 'was Wichtiges zu ſagen haben, ſo reden Sie nur. —

Theodor: Alſo ..... erſtens ..... Ich bin entzückt, daß ich Sie wiedergefunden habe. — Zweitens: Sie werden die nächſte Quadrille mit mir tanzen ..... Drittens — ah ja, drittens muß ich Sie meinem Freund vorſtellen. — (Führt ſie zu Fritz.)

Mizzi: Warum tanzt denn Ihr Freund nicht?

Theodor: Wird ſchon! — Hier iſt er ..... Mein Freund, das genügt eigentlich. Er heißt übrigens Fritz.

Mizzi: Schön, freut mich. Wie heißen denn eigentlich Sie?

Theodor: Nicht fragen; ich hab' einen zuwidern Namen.

Mizzi: Na, wird nicht ſo arg ſein! —

Theodor: Wenn ich nur Franz hieße oder Karl — es iſt aber zu ſpät! —

Mizzi: Karl iſt kein ſchöner Name.

Theodor: Aber beſcheiden! Ich hab' ſo einen arroganten Namen, ſo einen unglaublichen .....

Mizzi: Na, wie denn?

Theodor: Raten Sie.

Mizzi: Einen arroganten Namen ... einen arroganten Namen — (heftig): Richard? ... Nein! — Moriz?

Theodor: Na, Moriz iſt doch kein arroganter Name! Das wär' ein Unglück, aber doch keine Arroganz.

Mizzi: Na, dann weiß ich nicht!

Weber (herzutretend): Darf ich um eine Tour bitten, Fräulein Mizzi? (Sich den beiden Herren vorſtellend): Weber! — Mein Name iſt Weber!

Theodor: Sehr angenehm. (Drückt ihm die Hand.) Ich heiße Theodor Kaiſer.

Fritz (ihm auch die Hand drückend): Fritz Lobheimer.

Weber (Mizzi um die Taille faſſend): Entſchuldigen ſchon.

Mizzi: Auf Wiederſehen! (Mit Weber wegtanzend.)

Theodor: Iſt die nicht zum Beiſpiel ſehr herzig?

Fritz: Sie hat ein liebes Geſicht.

Theodor: Die werd' ich mir womöglich beibiegen. Im übrigen — wenn du vielleicht —

Fritz: Wer weiß, ob ſie frei iſt.

Theodor: Wir werden ſie frei machen.

Fritz: Schau, die dort (auf Chriſtine weiſend) iſt wirklich nicht übel.

Theodor: Die Blondine? . . . Die Blaſſe?

Fritz: Ja! — Die hat geradezu was Vornehmes im Ausdruck.

Theodor (einwendend): Vornehm? . . . Intereſſant, ſagen wir!

Fritz: Die Herrengeſellſchaft iſt ſonderbar!

Theodor: Sind größtentheils Commis; einige vielleicht Hausherrenſöhne von den „enteren" Gründen —

Fritz: Im ganzen ſieht es ſo aus, als ob dieſe Mädchen für die Herren, die da verſammelt ſind, zu gut wären.

Theodor: So . . . da iſt das Fräulein Mizzi wieder. Sie kommt direkt auf dich zu. Alſo! Eine Cour! Früher kommſt du nicht in Stimmung.

Weber und Mizzi (ſind nun bei den beiden).

Theodor: Mein Freund iſt ſo ſchüchtern, Fräulein Mizzi, wollen Sie ihn nicht engagieren?

Mizzi (lachend): Darf ich um einen Walzer bitten?

Fritz: Mit Vergnügen. (Tanzt mit ihr weg.)

Weber (der im Geſpräch mit Theodor anzuknüpfen ſucht): Bildſchönes Mädchen!

Fritz: Ja; eine Verwandte von Ihnen?

Weber: O nein, nur eine Bekannte. Und tanzt wie eine Ölfe.

Theodor: Wie meinen?

Weber: Ich mein' — ſie tanzt ſo leicht, ſo wie man eben zu ſagen pflegt, wie eine Ölfe . . .

Theodor: Gewiß, gewiß, — Sie beſuchen dieſe Tanzſchule öfters, Herr von Weber?

Weber: Ich komme faſt jeden Sonntag her, zuweilen auch unter der Woche.

Theodor (ſcheint ſehr intereſſiert): Unter der Woche! So! So!

Weber: Ja. Nämlich es wird hier auch Donnerstag abends von den Vorgeſchrittenen getanzt. Alſo, bitte, das iſt doch immer ein angenehmes und billiges Vergnügen.

Theodor: Natürlich; insbeſondere, wenn es nur Vorgeſchrittene ſind.

Weber: Nämlich, ich finde eigentlich immer, Sonntag oder auch Donnerstag Abend ſollte dieſes Locöhl nicht eine Tanzſchule heißen. Denn warum; es ſind ja keine Schüler mehr.

Theodor: Ja, es ſind lauter Vorgeſchrittene.

Weber: Oder vielmehr ſogar Ausgelernte. Bitte, ſchauen Sie nur. In der Oper tanzen ſie auch nicht ſchöner.

Theodor: Freilich; die Wienerinnen ſind ja alle geborene Tänzerinnen. Sagen Sie, Herr von Weber, kennen Sie dieſes Fräulein, das dort neben dem Herrn mit dem ſchwarzen Schnurrbart ſteht?

Weber: O gewiß; das iſt ein ſehr liebes Möhdchen.

Theodor: Sie, Sie! Sie ſcheinen die Dame ja ſehr genau zu kennen!

Weber (beſcheiden abwehrend): O bitte, gerade dieſes Mädchen kenne ich ſehr ungenau.

Theodor: Gerade die! — Sie, Sie!

Weber: Nämlich, ſie kommt ſehr ſelten her.

(Die Muſik hört auf.)

Mizzi (mit einem Knix): Danke ſehr.

Weber: Promenieren wir ein wenig durch den Saal! — Habe die Ehre! (Gibt Mizzi den Arm.) Sind ſehr feingebildete Herren.

Fritz: Ich fange an mich ganz wohl zu fühlen!

Theodor (angenehm überraſcht): Ah!

Fritz: Es iſt ganz merkwürdig, wie in gewiſſen Augenblicken etwas Gegenwärtiges ganz weit zurück zu liegen ſcheint. Ich denke daran, daß ich mit einem Wagen in zehn Minuten dort ſein könnte, im Salon, wo die Fächerpalme ſteht ... daß ich in

zehn Minuten mit ihr ſprechen könnte, mit ihr, mit ihr, ja mit ihr — und es kommt mir zugleich wie eine Unmöglichkeit vor.

Theodor: Bleiben wir bei der Unmöglichkeit!

Fritz: In dieſem Augenblicke fühl' ich mich auch gar nicht gequält. Warum kann man dieſen Leichtſinn nicht feſthalten! Warum wird mich ſchon heute Abend wieder, wenn wir von hier weggehen, meine Verdrießlichkeit, mein Schmerz von neuem packen?

Theodor: Dagegen kannſt du dich ſchützen.

Fritz: Wie denn?

Theodor: Indem du dir noch eine nimmſt.

Fritz (lacht).

(Der Klavierſpieler ſchlägt die erſten Takte einer Quadrille an. Döſelmeyer ruft: „Zur Quadrille! Zur Quadrille!")

Theodor: Ja, ich wünſchte, daß du dich auch in eine andere verliebſt, und zwar ſo, daß dir dieſe unglückſelige Geſchichte, in der man ja immer für dich zittern muß, nicht mehr bedeutet als ein gewöhnliches Abenteuer. Dann wirſt du auch darauf kommen, daß ſie gar kein dämoniſches Weib iſt, ſondern ein ſehr liebes Frauerl, mit dem man ſeine rechte Freude haben kann, wenn man nicht ſich und ſie mit Eiferſucht und einer Leidenſchaft quält, die ſie weder verſteht noch würdigt.

(Die Muſik beginnt von neuem.)

Döſelmeyer junior: Zur Quadrille! Meine Herren, zur Quadrille! (Bei Theodor und Fritz.) Haben die Herren auch zur Quadrille engagiert?

Theodor: Natürlich! (Zu Mizzi, die mit Herrn Weber promeniert.) Mein Fräulein, die Quadrille, meine Quadrille!

Weber (läßt den Arm Mizzis los).

Mizzi: So! Ich hab' ſchon gemeint, Sie haben vergeſſen! Aber was iſt denn mit Ihrem Freund?

Theodor: Du, Fritz, du mußt uns vis-à-vis tanzen!

Fritz: Ich hab' ja keine Dame!

Mizzi: Geben S' mir nur den Arm! (Führt beide Herren nach hinten.) Chriſtine! Der hab' ich Sie nämlich für die Quadrille verſprochen.

Fritz: Ah, da wird man alſo — ſo . . . ausgeteilt.

Mizzi: Ja! Und darf nicht muckſen!

Fritz (zu Chriſtine): Mein Fräulein, da Ihre Freundin es befiehlt, müſſen Sie ſich ſchon fügen.

Chriſtine: Wo ſollen wir uns denn aufſtellen?

Mizzi: Da her.

Theodor: Aber doch nicht ſo nahe zum Klavier hin, da kriegt man ja Kopfweh —

Fritz (zu Chriſtine): Ja, was iſt Ihnen denn?

Chriſtine: Ich glaub', es wird doch noch nicht mit dem Tanzen gehn — ich brauch' nur ein biſſel ſchneller auf- und abzugehen, und 's dreht ſich ſchon alles.

Mizzi (ſich umwendend): Was? Es dreht ſich ſchon wieder alles?

Theodor: Aber wir müſſen ja gar nicht tanzen! Setzen wir uns daher und plauſchen wir miteinander.

Chriſtine: Wär' mir beinah' lieber!

Mizzi: Das kann der Herr Döſelmeyer nicht leiden!

Theodor: Überlaſſen Sie das mir! . . . So! (Er nimmt vier Stühle, ſtellt ſie zu zwei und zwei vis-à-vis voneinander auf.) Da nehmen Sie vor allem Platz, ſchwindliges Fräulein — hier Sie, und jetzt . . .

Döſelmeyer junior (ſehr zart): Aber meine Herrſchaften, was iſt denn das?

Theodor: Das Fräulein iſt noch etwas . . .

Mizzi: Gehn S', Herr Döſelmeyer, die Chriſtine iſt wirklich noch nicht ganz beinander.

Döſelmeyer junior: Aber bitte ſehr — wie's den Herrſchaften angenehm iſt —

Theodor: Darf man da rauchen?

Döſelmeyer: O, bitte — nur nicht zu viel, bitte — es iſt jetzt übrigens ſchon bald aus, da geniert's nicht mehr. — (Schlägt wieder in die Hände; die Paare haben ſich rangiert.) Pantalon!

(Die Quadrille wird getanzt; Weidmann mit Lina; Lina ſchaut zuweilen zu den vorn ſitzenden Paaren hin. Weidmann ſcheint ſie zurechtzuweiſen. Müller tanzt mit einem jungen Mädchen, Weber gleichfalls.)

Theodor: So, da hätten wir nun unſre ganze Behaglichkeit, Muſik obendrein und laſſen die andern herumtanzen, als wenn ſie unſere Sklaven wären.

Mizzi (zu Chriſtine): Schau dir das an! Jetzt tanzt der Weber mit der Katharin!

Theodor: Kümmern wir uns um die Sklaven nicht.

Chriſtine (zu Fritz): Sind Sie auch ſchon früher einmal dageweſen?

Fritz: Nein. Sie kommen oft hieher, Fräulein?

Chriſtine: Jetzt war ich ſchon lang nicht da.

Theodor: Ich muß ſagen, hier gefällt's mir beſſer als auf jedem großen Ball.

Mizzi: Sie gehn ſicher viel auf die großen Bälle!

Theodor: Es iſt nicht ſo arg. Warum glauben Sie das übrigens?

Mizzi: Na — Sie ſchaun mir grad ſo aus, als wenn Sie ein großer Drahrer wären!

Theodor: Danke beſtens. Stimmt übrigens nicht. Ich bin ein ganz kleiner Drahrer. (Auf Fritz weiſend.) Der da iſt einer!

Chriſtine. So?

Theodor: Das iſt geradezu ein Lebemann!

Mizzi. So?

Fritz: Ja!

Mizzi: Aber warum machen S' denn dann kein luſtiges Geſicht?

Chriſtine: Du verlangſt aber auch von jedem, daß er immerfort luſtig iſt.

Fritz (zu Chriſtine): Da hat Ihre Freundin auch ganz recht! Mit einem traurigen Geſicht ſoll man nie unter die Leute geh'n. Denn unſre Traurigkeit geht niemanden 'was an.

Chriſtine: Das iſt freilich wahr; aber man kann ſich's ja doch nicht ſo anſchaffen.

Mizzi: Na ja; es kommt ſchon manchmal vor, daß einem alles zuwider iſt, und man weiß nicht einmal recht, warum.

Chriſtine: Gewöhnlich weiß man's recht gut.

Döſelmeyer junior: Ein vis-à-vis! Ein vis-à-vis! (Kommt zu den Paaren.) Bitte ſehr, wir brauchen noch dringend ein vis-à-vis!

Theodor: Aber —

Döſelmeyer: Iſt ja gleich aus! Und unter der Quadrille kann man ja auch planſchen, ſo viel man will.

Theodor: Na, ſollen wir uns opfern?

Mizzi: Iſt ja alles eins!

Chriſtine: Und uns wollt ihr da allein ſitzen laſſen?

Fritz: Laſſen wir ſie nur gehn! Wir werden uns ſchon allein unterhalten.

Theodor (und Mizzi fort zu den Paaren; zu Chriſtine): Jetzt paſſen S' auf, was das für ein Lebemann iſt.

(Quadrille beginnt.)

Fritz: Sagen Sie einmal, Fräulein, behagt's Ihnen eigentlich da unter allen dieſen Leuten?

Chriſtine: Ich muß mich erſt allmählig wieder daran gewöhnen.

Fritz: Sie ſchauen wirklich ſo ein ganz kleines bißchen leidend aus.

Chriſtine: Ah, ich bin immer blaß.

Fritz: Eigentlich iſt das ſonderbar. Vor einer Stunde bin ich noch ſpazieren gegangen, habe überhaupt nicht daher wollen, hab' keine Ahnung gehabt, daß Sie exiſtieren.

Chriſtine: Na alſo, das wiſſen Sie jetzt ganz beſtimmt!

Fritz (ſie näher betrachtend): Halt — das muß ich eigentlich ſchon früher gewußt haben.

Chriſtine: Wie ſo denn? — Ich kenne Sie nicht.

Fritz: Wir müſſen uns doch einmal begegnet ſein.

Chriſtine: Das wär' ſchon möglich. Man trifft ſich ja auf der Straßen ſo leicht. Aber da werden Sie ſich doch kaum auf mich erinnern.

Fritz: O, das wäre ſchon möglich. Man weiß ſelber gar nicht, wie ſich einem manche Geſichter einprägen, die man mit einiger Aufmerkſamkeit angeſchaut hat. Sicher hab' ich Sie ſchon geſehn.

Chriſtine: Wohnen Sie vielleicht auf der Wieden?

Fritz: Nein, aber ich komme nicht ſelten in die Gegend; ich hab' nämlich die Wieden ſehr gern.

Chriſtine: Ich hab' gedacht, daß Sie vielleicht an der Technik ſtudieren.

Fritz: Nein. — Raten Sie einmal, was ich bin.

Chriſtine (lächelnd): Ihr Freund hat's ja ſchon geſagt . . . Lebemann!

Fritz: Nein, im Ernſt; — raten Sie einmal!

Chriſtine: Ich denke mir, Sie ſind — — nein, Beamter ſind Sie keiner. — Sicher ſtudieren Sie!

Fritz: Aber was?

Chriſtine: Auf Advokat?

Fritz: Richtig! Aber es wird noch einige Zeit dauern! Vorläufig habe ich noch ſo viel Zeit zum Spazierengehen!

Chriſtine: Und da ſuchen Sie ſich gerad die Wieden aus?

Fritz (ſie betrachtend): Im Theater haben wir uns einmal geſehn.

Chriſtine: Das wär' nicht unmöglich. Im vorigen Winter war ich öfters im Theater.

Fritz: Nicht allein!

Chriſtine (einfach): Nicht allein.

Fritz: Und den letzten Winter?

Chriſtine: Bin ich nirgends geweſen.

Fritz: Ja, was haben Sie denn an den langen Abenden angefangen?

Chriſtine: O Gott, es gibt immer 'was zu thun.

Fritz: Freilich, aber man ſehnt ſich doch nach einer Zerſtreuung.

Chriſtine: Ich hab' mich heuer nach gar keiner Zerſtreuung geſehnt, überhaupt nach gar nichts!

Fritz: Sehen Sie, — jetzt haben Sie mir eigentlich alles geſagt!

Chriſtine: Was denn?

Fritz: Jetzt kenne ich Ihre ganze Lebensgeſchichte!

Chriſtine: Gehen S'! Möchten S' mir die nicht erzählen?

Fritz: Sie haben ihn viel zu gern gehabt. Das iſt er nicht wert geweſen.

Chriſtine: Das könnt' ſchon möglich ſein.

Fritz: Und dann . . . haben Sie ſich halt gekränkt.

Chriſtine (leicht verlegen, lächelnd): Is wahr?

Fritz: Und haben ſich eingebildet — alles iſt aus.

Chriſtine (ſieht vor ſich hin).

Fritz: Aber Sie waren ſelber dran ſchuld.

Chriſtine: Ich?

Fritz: Ja, freilich . . . Weil Sie's zu ernſt genommen haben! . . . Man darf nicht gleich die Ewigkeit verlangen — irgend ein ungeheures Glück — und den Himmel ſelber. Man muß auch mit einem kleinen blauen Eckerl zufrieden ſein.

Chriſtine: Aber wenn man immer gleich den ganzen Himmel verſprochen kriegt.

Fritz: Vor denen, die ſo viel verſprechen, ſoll man ſich in acht nehmen!

(Die Quadrille iſt aus.)
(Theodor und Mizzi zu den beiden nach vorn.)

Mizzi: Ja, ob's aber die Chriſtine wollen wird? Du, Chriſtin'!

Theodor: Hochverehrtes Fräulein! Ich hab' ſoeben die Entdeckung gemacht, daß der Karneval längſt vorbei iſt. Es iſt Frühling, man hält's im Winterrock nicht mehr aus, übermorgen gehn wir mit dem neuen Überzieher ſpazieren, Veigerln im Knopfloch, und heut' in vierzehn Tagen iſt das erſte Rennen.

Chriſtine: Was wollen Sie denn mit der langen Rede?

Theodor: Ich ſchlage daher vor, dieſes Balllokal zu verlaſſen, eine halbe Stunde in der herrlichen Abendluft zu bummeln — eventuell ſpazieren zu fahren — und das ſchöne Feſt bei einem gemütlichen Glaſe Wein zu beſchließen.

Mizzi: Aber das geht ja nicht. Ich muß vor Zehn zu Haus ſein.

Theodor: Sie können vor Zehn zu Haus ſein.

Mizzi: Wie ſpät is denn?

Theodor: Es iſt noch nicht einmal neun.

Chriſtine: Mit dem Spazierengehen bin ich einverſtanden.

Theodor: Und das gemütliche Glas Wein lehnen Sie ab?!

Mizzi: Wir kennen uns doch kaum eine Stunde lang! Und Sie laden uns zu einem Souper ein!

Theodor: Souper!! (Zu Chriſtine.) Bitte, Fräulein, hab' ich ein Wort von einem Souper geſagt? Ein Glas Wein! Um Zehn ſind Sie zu Haus! Zu eſſen kriegen Sie gar nichts, abſolut nichts.

Mizzi: Die Mutter wart' mit dem Nachtmahl auf mich.

Theodor: Was gibt's denn heut Gutes?

Mizzi: Das iſt ganz egal. Zu Haus muß ich halt ſein.

Theodor: Aber um Zehn ſind Sie ja ſchon eine Stunde lang zu Haus!

Mizzi: Wenn's jetzt Neun iſt.

Fritz: Gehn wir endlich weg; gegen das Spazierengehen haben Sie ja nichts einzuwenden.

Mizzi: Na ja . . . gegen 's Spazierengehen —

Theodor: Na, und das übrige wird ſich finden.

Mizzi: Aber wir können nicht zuſammen weg — 's fallt ja auf!

Chriſtine: Das iſt wahr. Die haben da gleich was zu reden.

Theodor: Na, ſo gehn wir halt voraus, und am Eck unten bei der Kirchen treffen wir uns. Iſt's recht ſo?

Mizzi: Ja, gut is!

Chriſtine: Das merken die ja auch.

Mizzi: Das kann ja a Zufall ſein!

Theodor: Alſo bleibt's dabei — unten an der Ecke? — In fünf Minuten.

Mizzi: Gut is!

Fritz: Alſo auf Wiederſehen!

(Ein Walzer beginnt.)

Theodor: Pah! — (Handbewegung.)

(Theodor und Fritz ab.)
(Der Walzer iſt ſehr laut; die Paare tanzen.)

Mizzi (zu Chriſtine): Weißt, ich werd' ſogar noch a Tour tanzen; damit ſ' nix merken.

Weber (kommt an ſie heran): Darf ich bitten. (Tanzt mit ihr weg.)

Chriſtine (ſteht an der Thür).

(Nach einer Tour ſchon bleibt Mizzi ſtehen, geht zu Chriſtine hin, beide gehen zur Garderobe und verſchwinden.)

Lina (kommt zum Ausgang; zu Döſelmeyer junior): Is die Fräul'n Mizzi und die Fräul'n Chriſtin' ſchon weggegangen?

Weidmann (ihr nach): Was willſt denn?

Döſelmeyer junior: Ja, ich glaub', die Damen haben ſich bereits entfernt.

Weber: Ja.

Weidmann: Und die zwei Gigerln ſind auch verduftet.

Weber: Nein, nein, ſind keine Gigerln. Äußerſt charmante, wirklich vornehme Herren!

Lina: Geh' mer auch — ja?

Weidmann: Jetzt will ſ' gehn; jetzt will ſ' gehn! ... Jetzt ſag' i aber: da wird blieben! Tanzt wird!

Lina: J — geh'! — (Sie geht in die Garderobe.)

Weidmann (ſtarr vor Wut).

Müller (iſt dazugekommen): Die Fräul'n Lina geht ſchon fort!

Weidmann (zu Müller): Aff! (Er folgt Lina raſch.)

Müller (zu Weber): Warum iſt er denn ſo grantig!

Weber: Eiferſucht! Eiferſucht! — Ich bitt' Sie — die Weiber! ...

Müller: Die Weiber! Die Weiber? — Ja freilich! (Lacht vom ganzen Herzen.)

(Muſik und Tanz dauern fort.)

Vorhang.

Ende des erſten Bildes.

Karl Schönherr.

Das Henkermahl.

Die Tage wurden allgemach wieder länger, und die Wärmkraft der Sonne mehrte sich von Morgen zu Morgen. Da saß der rothe Jörg eines Abends beim Speisen — in der Armensünderzelle des Kreisgerichts.

Diese unscheinbare, aber stimmungsvolle Bude war vor einigen Stunden der Schauplatz eines seltenen Ereignisses gewesen. Mehrere schwarz gekleidete Herren waren nämlich erschienen und hatten laut und feierlich verkündet, man habe der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen.

„Ho, ho," meinte der Jörg. „Nur keine solch'n G'schichten meinetweg'n!" Denn er war im Grunde genommen eine bescheidene Natur.

Aber die Herren ließen es sich nun einmal nicht nehmen:

„Es bleibt dabei! Morgen präzise sechs Uhr brechen wir auf."

Der Jörg hatte sich zu guter Letzt einen gebackenen Karpfen bestellt und eine Portion Erdäpfelsalat mit viel

Zwiebel; denn es war Freitag. Hernach gedachte er noch einige Solokrebse zu wählen. Warum sollten nicht vorher mindestens ein paar niedere Krustenthiere heiß abgesotten werden, bevor er, der hochorganisierte Jörg, an die Reihe kam.

Mein Gott! Gar so ein schweres Verbrechen hatte er nicht begangen. Er hatte halt ein Weibsbild geheirathet; dann wäre er sie wieder gerne los gewesen, weil ihm eine andere besser gefiel. In der Stadt weiß man sich in einem solchen Fall noch zu helfen, aber auf dem Lande sind die Moralbegriffe stärker; da werden die Ehen recht und schlecht nur durch den Tod geschieden. Nun, und da hatte halt der Jörg im guten Glauben ein bißchen nachgeholfen. Das war aber auch alles.

Weiß der Himmel, wieso das Gericht zur Ansicht kam, daß für den Jörg eine Höhenkur das Beste sei. An dem Vertheidiger lag die Schuld sicher nicht. Er hatte, wie man so sagt, die Sache des Jörg ganz zu der seinen gemacht. Aus den verborgensten Löchern und Schlupfwinkeln kitzelte er die psychologischen Entlastungsmomente heraus und verwerthete sie zu einer packenden Schilderung furchtbarer Seelenkämpfe, die der Angeklagte bis zum Augenblicke der That durchgemacht haben mußte. Der Jörg war zuerst geknickt und bekümmert dagesessen; wie er aber den Vertheidiger so sprechen hörte, begann er verwundert den Kopf höher und höher zu heben, und endlich blickte er stolz mit unsäglicher Verachtung im Saale herum. Wer von allen, die da saßen, hatte ein so reichverzweigtes, vielgestaltiges Seelenleben aufzuweisen?

Aber kaum war der Vertheidiger zu Ende, da stand schon wieder an einem anderen Nebentischchen so ein

Stänkerer auf. Der war ſchon früher durch ſein teufliſches Lächeln und Kopfbeuteln in der unangenehmſten Weiſe aufgefallen. Der Jörg hatte ſich noch darüber gewundert, daß der Präſident dieſen notoriſchen Hetzer und Ruheſtörer nicht ſofort aus dem Saale entfernen ließ. Der borgte ſich nun den Angeklagten noch einmal aus — nur auf ein Viertelſtündchen, wie er ſagte — und nach kaum zehn Minuten hing an dem ganzen Jörg kein guter Faden mehr. Da begann ſein Haupt wieder zu ſinken, tiefer und tiefer; und endlich bekam er vor ſich ſelbſt einen ſolchen Grauſen, daß er entrüſtet ausſpuckte und murmelte:

„Pfui Teuf'l! Hängt's ihn auf! Der Haderlump verdient den Strick redlich!“

Alſo morgen präziſe ſechs Uhr.

Der Scharfrichter hatte ſoeben vorgeſprochen und ſeinen Beſuch auch richtig zu Hauſe getroffen. Der Jörg ſaß gerade bei ſeinem Mahl und aß ſich mit wüthendem Behagen immer weiter in ſeinen Karpfen hinein. Um den läſtigen Kerl kümmerte er ſich nicht im geringſten. Dem Scharfrichter fiel auch nichts Rechtes ein; vom Wetter wollte er nicht ſprechen, und fachſimpeln will man ja auch nicht gleich, alſo ſchwieg er und drehte ſchüchtern die beiden Daumen umeinander herum.

Da hub auf einmal der Delinquent gewaltig zu räuſpern und würgen an.

„Menſch, was iſt Ihnen?“ fuhr der Scharfrichter beſorgt vom Seſſel auf. „Reden Sie doch! Haben Sie am Ende gar eine Gräte geſchluckt? Wirklich! Um Gotteswillen!“

Er klopfte dem räuſpernden Jörg den Rücken ab und ertheilte ſeine Rathſchläge:

„Stecken Sie einen Finger in den Rachen! Vielleicht geht dann die Gräte herauf! Eſſen Sie einen Biſſen Brot, vielleicht geht dann die Gräte mit hinunter!“

Dazu jammerte er in allen Tonarten:

„Da haben wir die Beſcherung! Aber lieber Herr! Wer wird auch an einem ſolchen Tag Karpfen eſſen! Sind Sie verrückt?“

Bald war der Gefängnisarzt zur Stelle.

„Eine Gräte geſchluckt? Was? Gut!“

Dann ſchob er ſich die Manſchette ein wenig zurück und taſtete mit dem Finger den Rachen ab, rechts und links, oben und unten.

„Na! Wo ſteckt denn das Luderchen?“

Mit Hilfe des Spiegels entdeckte er die Gräte endlich in einer Schleimhautfalte nahe dem Kehlkopfeingang.

„Gut! Jetzt den Grätenfänger her!“

Der Grätenfänger beſteht in einem Stäbchen, deſſen Spitze einen kleinen Schwamm trägt. Beim Einführen dieſes Inſtruments in den Rachen ſoll ſich angeblich die Gräte in dem Schwämmchen verfangen. Dann und wann trifft dies zu, häufiger aber löſt ſich bei ſolchem Beginnen vom Stäbchen der kleine Schwamm los und ſucht ſich neben der Gräte zu etablieren. Erſterer wird dann meiſt mühelos heraufbefördert.

Inzwiſchen ſtürzte ſchon bleich vor Aufregung der Gefangenhausdirektor herbei.

„Herr Doktor, was hör' ich! Der Delinquent eine Gräte geſchluckt? Bitte, die Gräte . . . die Gräte . . .“

„Gleich! Gleich! Ich führe ſoeben den Grätenfänger ein!“

„Ja! Alſo . . .“

Es folgte ein Augenblick höchſter Spannung. Endlich kam der Grätenfänger wieder ans Tageslicht.

„Alſo, Herr Doktor!“

Der Arzt unterſuchte das Schwämmchen und meinte dann kaltblütig auf Jörgs Hals deutend:

„Drinnen!“

„Um Gotteswillen,“ ſtöhnte der Direktor. „Meine Stellung . . . das iſt ja furchtbar . . . die Gräte . . . die Gräte . . .“

Der Doktor ging mit dem Grätenfänger ein und aus, aus und ein.

Schon eilte der Präſident herbei. Man hatte den alten Herrn aus dem Schlaf geklopft. Dann der Vizepräſident und der Staatsanwalt, Beide in höchſter Aufregung.

„Schöne Geſchichten das! Herr Doktor, die Gräte . . . die Gräte . . . die Gräte,“ ſchnaubten ſie.

„Ich bitte um ein wenig Geduld, meine Herren! Sie ſteckt an einer ſchwer zugänglichen Stelle! Ich gehe ſoeben wieder mit dem Grätenfänger ein!“

„Ja . . . alſo . . .“

Der Arzt hatte kaum das Inſtrument aus dem Hals zurückgezogen, da wurde er auch ſchon umringt und umtobt:

„Alſo, Herr Doktor, die Gräte . . . wo iſt die Gräte?“

Der Arzt deutete mit bewunderungswürdiger Seelenruhe auf Jörgs Hals:

„Da drinnen!“

Der Direktor wimmerte; der Präſident wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirn; der Staatsanwalt ſtarrte

mit hochgezogenen Brauen den Grätenfänger an. Sein ſcharfes Auge mußte daran etwas Ungehöriges entdeckt haben.

„An dieſem Stäbchen war ſoeben noch ein Schwämmchen dran," ſtänkerte er den Doktor an. „Wo iſt jetzt auf einmal das Schwämmchen?"

„Auch drinnen!" lächelte trübe der Doktor und förderte nun wenigſtens das Schwämmchen zutage. Er kannte dieſe Grätenfänger zur Genüge.

Jörgs Rachenſchleimhaut begann zu ſchwellen. Die Aufregung wuchs.

„Da gibt's kein langes Beſinnen. Ein Spezialiſt muß her! Raſch! Nur raſch! Koſte es, was es koſte!"

Der Spezialiſt kam mit einer rieſigen Inſtrumententaſche herangeraſt.

Herr Docent . . . wir ſind in Verzweiflung . . . die Gräte . . . die Gräte . . ."

Um den Spezialiſten herum lagerte ein dichter Dunſtkreis von Zuverſicht und Selbſtvertrauen.

„Aber meine Herren!" tröſtete er nach allen Seiten. „Seien Sie heiter, ſeien Sie fröhlich! Es wird alles gut! Ich bin ja da! Bin ſchon da!"

Aus der Rieſentaſche wurden die Inſtrumente hervorgeholt und reihenweiſe auf dem Tiſche ausgebreitet. Er führte ganz andere Sonden als ſein Collega, ganz anders konſtruierte Spiegel und vor allem viel höher entwickelte Grätenfänger. Er machte auch ungleich raffiniertere, kompliziertere Handgriffe. Die Gräte bekam er zwar auch nicht aus der ſchwellenden Schleimhaut heraus, aber die Art und Weiſe, wie er ſie durch anderthalb Stunden hindurch unter den Verzweiflungsrufen der Gerichts-

herren drinnen ließ, war an und für ſich ein techniſches Meiſterſtück und wirkte einfach überwältigend.

Endlich zog ſich die Schleimhaut vollends über der Gräte zuſammen und entrückte ſie ſo allen Späherblicken.

„Kalte Umſchläge! Raſch!“

Jörgs Schleimhaut ſchwoll, der Athem ging ſchwer. Die Uhr ſchlug Mitternacht, ſchlug Eins.

„Eisumſchläge! Raſch! Raſch!“

Jörgs Schleimhaut ſchwoll. Der Athem ging pfeifend. Die Uhr ſchlug Zwei, ſchlug Drei.

„Ein Profeſſor muß her! Koſte es, was es koſte!“

Der Profeſſor kam ſelbſtverſtändlich ohne Inſtrumente und behielt die Hände hartnäckig in den Hoſentaſchen. Er ſprach die Ärzte, gutmüthig lächelnd, mit den Worten Sankt Petri an:

„Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, was, meine lieben Herren Kollegen?“

„Entſchuldigen, Herr Profeſſor,“ wollte der Spezialiſt einwenden, doch jener unterbrach ihn in jovialſtem, bittendem Ton:

Lieber Kollega! Gehn S', laſſen S' den Profeſſor weg! Thun S' mir den Gefallen, ja? Schauen S', ich geb' nichts auf ſolche Äußerlichkeiten!“

Dann wendete er ſich zu dem kranken Jörg.

„Der Mann ringt nach Luft! Sehen die Herren Kollegen die Cyanoſe . . . dieſe inſpiratoriſchen Einziehungen . . .“

„Gewiß ſehe ich ſie,“ erwiderte der Spezialiſt gereizt über dieſen Kathederton. „Warum ſoll ich ſie nicht ſehen, Herr Profeſſor? Ich ſeh' überhaupt Alles und noch mehr!“

„Gehn S', laſſen S' den Profeſſor weg," bat dieſer wieder in jovialſtem Ton und erklärte dann weiter:

„Da gibt's kein Beſinnen, meine Herren Kollegen ... oedema glottidis ... nur ſofort tracheotomieren, verſtehen Sie ..."

Der Spezialiſt lächelte noch, aber in ſeinem Geſicht leuchtete und ſprühte der helle Ärger.

„Gewiß verſteh' ich! Gewiß! Gewiß! Zufällig habe ich ſogar ſchon meine Inſtrumente für die Operation vorbereitet! Alſo ich danke gütigſt für die Belehrung!"

Der keuchende Jörg wurde raſch zurecht gelegt. Der Spezialiſt war in ſeinem Element. Seine Haare ſträubten ſich vor Wichtigkeit. Im Nu hatte er ſich des Rockes entledigt und die Hemdärmel aufgeſtülpt. Er entwickelte in der Ausführung der Operation eine Geſchicklichkeit und Fixigkeit ohnegleichen. Und dabei fand er noch Zeit, den Profeſſor mehreremale mit den Ellbogen äußerſt ſanft und elegant beiſeite zu ſchieben:

„Wenn mir Herr Profeſſor ein wenig Raum laſſen möchten ... ſo, danke. Genügt ſchon!"

Auf eins, zwei hatte der Jörg den Luftröhrenſchnitt appliziert, und auf drei ſaß ihm die Kanüle bereits tadellos im Röhrenſchlitz. Pfeifend ſtrömte die Luft ein. Nun mochte über dem Kehlkopfeingang die Schleimhaut ſchwellen wie ſie wollte; der Jörg athmete frank und frei durch die Kanüle. Raſch war die Cyanoſe verſchwunden.

„Gott ſei gelobt! Der Mann hat Luft bekommen," jubelte der Präſident. Der Direktor weinte Freudenthränen. Stiegen auf und nieder, durch alle Korridore wurde die frohe Kunde getragen:

„Der Mann hat Luft bekommen!"

Nur der Scharfrichter wollte in den Jubel nicht recht einſtimmen. Den Cylinder ſchief auf dem Kopfe, ſaß er ſtill brütend in der Ecke und rieb ſich mit der ſchwarz behandſchuhten Rechten ſinnend das Kinn:

„Verfluchte Kanüle! Wie werd' ich jetzt da . . . hm, der Mann darf doch eigentlich keine Luft bekommen."

Doch die Sorge wurde ihm bald benommen.

Vorerſt galt es einmal, Jörgs Halsgegend gründlich auszuheilen.

Dann wurde ihm die Todesſtrafe in Gnaden nachgeſehen und in „lebenslänglich" umgewandelt.

Es wäre auch höchſt inkonſequent geweſen, zuerſt für die Ermöglichung der Athmung eines Staatsbürgers ſoviel Geld auszugeben, um gleich darauf wieder für eine ſyſtematiſche Luftentziehung reichliche Gebühren zu entrichten.

Heute ſitzt der Jörg mit dem ſtarken Bewußtſein der Heimat- und Bodenſtändigkeit im Strafhaus. Er iſt friſch, wohlauf und hofft bei regelmäßiger, enthaltſamer Lebensweiſe und reizloſer vegetariſcher Koſt noch recht alt zu werden.

„Ja! So ſchnell geht dös beim rothen Jörg nit, wie etwan der Staat g'meint hat," renommiert er oft im Kreiſe der Sträflinge. „Ein' über Nacht in a Kammerl ſperr'n und ihm am nächſten Tag in aller Früh den Lebensluft nehmen! Ah na! Da hab'n's an mir den Unrecht'n erwiſcht! Ich hab's ihnen ſchon zeigt! An Profeſſor hab' i mir herb'ſtellt und an Spezialiſten, und die haben mir müſſ'n zum Trutz noch juſtament extra a ganz neuartiges Luftröhrl einſetzen! Von Silber war's! Billiger hätt' i's gar nit than! Ja, Leut'ln! Dem rothen Jörg den

Lebensluft nehmen . . . Da hab'n wir an Spaß g'habt! Dös is kan Staat im Stand!"

Seine Rede ſchließt er gewöhnlich mit dem Segenswunſche:

„G'ſeg'n Gott die Karpfen und die gratenfangenden Dökter!"

Gustav Schwarzkopf.

Standesgemäß!

Es kommt ſehr ſelten vor, daß ſich jemand veranlaßt ſieht, den beiden ſchlanken Frauengeſtalten einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Leicht möglich, daß ſie noch nicht einmal den Geſchäftsinhabern aufgefallen ſind, an deren Thüren ſie nun ſeit Jahren faſt täglich zu einer beſtimmten Stunde vorübergehen. In ihrer Erſcheinung, in ihrer Art zu gehen, iſt eben nichts, was die Aufmerkſamkeit der auf dieſem Theile der Ringſtraße ſtark in Anſpruch genommenen Paſſanten herausfordern, eine Beachtung erzwingen würde. Die Mutter, die ſich leicht auf den Arm der Tochter ſtützt, zählt nicht zu den freundlichen, ſchönen alten Frauen, die mit einem oft verdächtig gleichmäßig weißen Haarſchmuck eine leicht verzeihliche Koketterie treiben; ſie iſt alt ohne Milderungsgrund, das graue, ſpärliche Haar umrahmt ein müdes, vergrämtes Antlitz. Die Tochter, in bedenklicher Nähe der Dreißig, iſt noch ſchön, aber nichts iſt dafür gethan, dieſe Schönheit zur Geltung zu bringen, und der apathiſche Ausdruck des

Geſichtes läßt es reizlos erſcheinen. Ein wenig Sonnenſchein und Glück, eine günſtige Toilette, welche Verwandlungswunder könnten ſie noch heute bewirken bei dieſem Mädchen, das jetzt ganz unbemerkt bleibt! Freilich, ſie trägt keine Toilette, ſie iſt eben nur angekleidet. Sie trägt eines jener trübſeligen, in Farbe und Schnitt „praktiſchen" Kleider ohne Eigenart, ohne jede Verzierung, bei denen mit dem Stoff geſpart wurde, die nicht aufs Gefallen, nicht darauf berechnet ſind, vorhandene Reize hervorzuheben, oder abweſende zu heucheln, die nur einen Zweck haben: möglichſt lange zu dauern, möglichſt lange „anſtändig" auszuſehen, ein Produkt der Hausarbeit, das von ungeübter, unluſtiger Hand gefertigt wurde.

Und ſie trägt dieſes Kleid Tag für Tag, eine ganze Saiſon hindurch. Iſt's da nicht begreiflich, daß ſie es läſſig trägt, daß ihre Haltung nicht das Bewußtſein verrät, gefallen zu können, nicht das Beſtreben zeigt, es zu wollen?

Mutter und Tochter werden nur ſelten gegrüßt, und ſie bleiben niemals ſtehen, um mit Bekannten zu plaudern. Sie ſprechen auch nicht miteinander; lautlos, gleichmäßig ausſchreitend, ohne nach rechts oder links zu ſehen, verfolgen ſie ihren Weg in der Haltung von Perſonen, die einer Pflicht nachkommen, ein vorgeſchriebenes Penſum zu erledigen haben. Sie haben augenſcheinlich kein Intereſſe mehr für die Vorgänge auf der Straße, für die Darbietungen der Schaufenſter, für die Toiletten der anderen Damen. Es war wohl einmal ziemlich rege in ihnen, beſonders in dem jungen Mädchen, vor zehn Jahren, damals, als ſie die Gewohnheit annahmen, um fünf Uhr nachmittags über die Ringſtraße zu gehen, und es hat lange genug gewährt. Aber es hat ſich abgeſtumpft, mußte

ſich wohl abſtumpfen. Es iſt ſo zwecklos, immer zu konſtatieren, daß andere etwas beſitzen, daß andere ſchön gekleidet ſind, daß andere in der Lage ſind, ſich ihres Lebens zu erfreuen. Auf die Dauer gewährt es auch keinen Troſt, an dieſen anderen vernichtende Kritik zu üben. Dieſe werden dadurch nicht geſchädigt und den Nerglern bringt es keinen Vortheil. Allmählich erſtirbt auch das glühendſte Verlangen, und auch der Neid wird müde.

Welchen Zweck die beiden Damen mit ihrem Spaziergange verfolgen, wenn ſie nichts bemerken und nicht bemerkt werden wollen? Dieſer Spaziergang iſt das, was ſie ihre „Zerſtreuung“ nennen, das einzige, was ein wenig Abwechslung bringt in ihr einförmiges Leben. Verdanken ſie ihm auch keinerlei Anregung, keinen Geſprächsſtoff, ſo bedingt er doch eine Veränderung des Schauplatzes, ſo füllt er doch wenigſtens zwei Stunden aus, ſo liefert er doch den Vorwand, ihrem Heim für kurze Zeit zu entkommen. Ihr Heim! Die enge, altmodiſch eingerichtete Wohnung eines höheren Beamten, der mit einem Einkommen von achtzehnhundert Gulden ſich ſelbſt, Frau, Tochter und Sohn ſtandesgemäß zu erhalten und das Studium des Sohnes zu beſtreiten hat. Der Sohn *kann* noch nichts verdienen, Frau und Tochter *dürfen* es nicht.

Nicht Hochmut und Überhebung, nicht lächerlicher Bettelſtolz oder Trägheit haben dieſes Verbot diktiert; ein Wahn, den die Überlieferung ſtark und unangreifbar gemacht, hat es ausgeſprochen, er hat das Geſetz erlaſſen, daß ſie ihrem Stande, dem Wörtchen „von“, das ſie ihrem Namen vorauszuſetzen berechtigt ſind, gewiſſe Rückſichten ſchulden, die nicht mit ſich feilſchen laſſen. Vergebens, gegen dieſen Wahn anzukämpfen! Er zerbricht die Waffen

der gesunden Vernunft, er erstickt die ungebärdigen Äußerungen der Lebenslust. Und das, was ihm etwa nicht ganz gelingen sollte, das vollendet seine treue Bundesgenossin, „die Furcht vor der Meinung der Welt".

Die Tochter des adeligen Beamten kennt die unheimliche Macht dieser Bundesgenossin sehr gut. Getrieben von ihrem Temperamente, von dem Verlangen, teilzunehmen an den Freuden des Lebens, hat sie versucht, ihr Recht auf Glück gegen diese Feindin geltend zu machen. Sie wollte den Vater entlasten, ihr Brot selbst verdienen, der engen Häuslichkeit entfliehen. Sie hatte es dem Wahn abgerungen, Sängerin werden zu dürfen. Aber der Lehrer, bei dem sie sich prüfen ließ, konnte die Garantie nicht übernehmen, daß sie allsogleich in der Hofoper ein Unterkommen finden würde. Sollte das adelige Fräulein etwa auf kleinen Bühnen herumziehen? Nein, das ging nicht. „Was würde man dazu sagen?" Sie wollte später ihre Kenntnisse verwerten, Lehrerin, Gouvernante werden. Die Feindin sprach ein kategorisches Nein aus. Modistin, Verkäuferin! Daran war gar nicht zu denken.

Ein im selben Hause wohnender verwitweter Handwerker, nicht ungebildet und gut situiert, hatte die unerhörte Kühnheit, das adelige Fräulein zu bitten, die Mutter seiner beiden kleinen Kinder zu werden. Das wäre ein Ausweg gewesen, eine sichere Versorgung. Und der Mann war der ganzen Familie sympathisch. Aber nein, das war ja ganz unmöglich: „Was würde man dazu sagen!"

Die Energie dieses Mädchens war nicht so leicht zu brechen. Jahrelang führte es den aussichtslosen Kampf in großen und kleinen Fragen. Hier und da gelang es ihr auch wirklich, den Wahn durch eine Fiktion zu betrügen.

Sie gab bei einer bekannten Familie Unterricht in Sprachen oder Klavier, „aus Gefälligkeit," „aus Freundſchaft," und dieſe freundſchaftliche Gefälligkeit wurde ihr erbärmlich mit wenigen Kreuzern für die Stunde bezahlt. Dafür wurde ſie aber auch nicht als Lehrerin, ſondern als Ebenbürtige behandelt. Das war alles. Im übrigen blieb der Wahn Sieger. Mehr noch. Nach und nach gelang es ihm, ſich der Arbeitskraft ſeiner Gegnerin zu bemächtigen, ſie für ſeine Irrlehren empfänglich zu machen. Die Umgebung, die Reſignation der Eltern, die klaglos alle Entbehrungen ertrugen, das Ausbleiben des Erfolges, ſie hatten dieſe Umwandlung bewirkt. Auch ſie reſignierte, dem Schickſal grollend und dem Wahn alle Ehren der Vernunft zuerkennend. Was er fortan zu gebieten geruhte, ſie fügte ſich willig.

Ihre Unterwerfung hat ſie um alle Mädchenfreuden gebracht. Sie hat nie einen Ball geſehen. Den Eltern iſt es nicht möglich, eine ſtandesgemäße Toilette und einen Wagen zu beſchaffen, und in einem armſeligen Kleidchen zu Fuße zu gehen — nein, unmöglich! „Was würde man dazu ſagen!"

Mutter und Tochter beſuchen auch niemals ein Theater. Sitze können ſie nicht bezahlen, und auf Entreeplätzen einer Vorſtellung beiwohnen — das wäre nicht ſtandesgemäß. Auf derlei Vergnügungen muß man eben verzichten. Ebenſo verſagte es ſich die Familie, die Umgegend der Hauptſtadt kennen zu lernen, Landpartien zu machen. Ihre Mittel geſtatten es nicht, die Mahlzeiten im Gaſthauſe einzunehmen, aber es iſt ihnen auch unmöglich, das Eſſen in einem Körbchen mitzunehmen und im Freien zu verzehren. Man könnte ſie ſehen und „was würde man dazu ſagen!"

Sie geben ſich keine Rechenſchaft darüber, daß die Gefahr, geſehen zu werden, für ſie ſehr gering iſt. Ihr Bekanntenkreis iſt ſehr klein, ſie haben jeden intimen Verkehr aufgegeben und empfangen faſt niemals Beſuche. Mutter und Tochter ſind immer zu Hauſe; ihr Vormittag iſt den häuslichen Arbeiten gewidmet. Da die kleine Häuslichkeit nicht für zwei Perſonen genügende Beſchäftigung geben würde, ſind ſie Fanatikerinnen der Reinlichkeit geworden. Jeder der Wirtſchaftsgegenſtände, jedes Stück der alten Einrichtung wird täglich der genaueſten Muſterung unterzogen. In dieſer Thätigkeit verausgabt ſich ihre geſamte Lebenskraft; ſie befriedigt ihren Unterhaltungstrieb, ſie ſchafft ihrem Ehrgeiz Genugthuung. Die Nachmittagsſtunden bringen ſie damit zu, Wäſche und Kleider auszubeſſern. Sie beſorgen dieſe Arbeit langſam mit pedantiſcher Genauigkeit. Dann kommt der Spaziergang, nach dieſer „Zerſtreuung“ das frugale Abendeſſen. Nach dem Abendeſſen lieſt der Vater die Zeitung, die Mutter nimmt eine Strickarbeit zur Hand, der Sohn ſtudiert, die Tochter ſitzt da, ins Leere ſtarrend. Sie hat früher leidenſchaftlich gerne geleſen, aber ſchon vor einigen Jahren hat ſie es plötzlich aufgegeben. Dieſe Romane, die immer nur von Liebe und Glück, von Glanz, Luſt und Freude zu erzählen wiſſen, haben ſie ungeduldig gemacht, haben ihre Nerven irritiert. Sie fühlt ſich ruhiger, ſeit ſie nicht mehr lieſt. Sie denkt auch nicht immer, wenn ſie ſo vor ſich hinſtarrt. Nur hie und da überkommt ſie plötzlich noch eine Sehnſucht nach Glück, nach allem Unbekannten, ein Bedauern, nicht energiſcher geweſen zu ſein — ſie erinnert ſich an Freundinnen, die dem Wahn wacker zu Leibe gegangen ſind, die ſich durch die Phantome „Standesgemäß“

und „Was wird man dazu ſagen!“ ihre Freude, ihr Glück nicht rauben ließen — aber das dauert nicht lange. Der Wahn nimmt dann wieder von ihr Beſitz und lullt Sehnſucht und Bedauern ein.

Sie weiß auch, was ihrer harrt. Nach dem Heimgang der Eltern wird ſie die Wirtſchaft des Bruders führen, und wenn er heiraten ſollte, wird ſie allein leben und von einer kleinen Penſion, einer Gnadengabe „ſtandesgemäß“ hungern.

Die Geſellſchaft, die Verkörperung des „man“, dem zu Gefallen ſie alles geopfert, wird ſie in dieſer angenehmen Beſchäftigung nicht ſtören . . .

Richard Specht.

Die Hübschlerinnen.

Eine Geschichte aus dem alten Wien.

Am 24. Juni des Jahres 1340 ging es im Hause des jungen Ratsherrn Christian Fluschart unruhig zu und es kam ein Ereignis, das nicht nur mit bösen Folgen für einzelne drohte, sondern das einen alten Wiener Volksbrauch zunichte machte.

Frau Johanne, die der Ratsherr erst vor wenigen Wochen als Gemahlin heimgeführt hatte, räumte die Früchte und das Zuckerwerk von dem Tische, an dem außer ihrem Mann und seinem Vater, dem Stadtrichter Dietrich Fluschart, noch einige andere aus der Stadtherrengilde saßen. Sie ließ die Krüge und Kannen vor den Männern stehen, von denen sich noch mancher einen Becher mit Wein füllen mochte, und ging in die Stube ihres Gatten, um ihm das Prachtgewand für das Fest zu bereiten, dem er heute zum erstenmale in seiner Würde und Pflicht als Ratsherr beiwohnen mußte. Ein Unbehagen und Bangen bemächtigte sich ihrer, als sie sich ihren

Herrn vorſtellte, wie er die ſeltſamen Sitten des Tages mitten unter der wüſten Menge ausüben ſollte; aber ſie herrſchte ſich ſelbſt an, dies zage Zucken ihres armen Herzens zu überwinden und ſtolzer zu ſein und weniger thöricht als die anderen Frauen, die das Schauſpiel geduldig litten, um dann ſpäter in böſer Laune unbegründete Vorwürfe gegen die Männer zu richten, die doch nur Alt-hergebrachtes erfüllten. Sie blickte ſtill durch ihr Fenſter auf den Hohen Markt hinunter und ſah ſchon geſchäftige Leute den rieſigen Stoß aus jungem Holz ſchichten, der heute, zur Sonnwendfeier am Johannistage, in Flammen aufgehen mußte und um den, nach dem feierlichen Umzuge des Bürgermeiſters und der Räte, die fahrenden Weiber und die halbwüchſigen Burſchen ihren lüſternen Tanz vollführen würden. Dann wandte ſie ſich mit einem leiſen Seufzer ab und ſetzte ſich an ihren Rocken.

Die zechenden Männer unten höhnten indeſſen mit groben Reden den Chriſtian, der ſchweigſam daſaß und auf ihre widerlichen Anſpielungen kaum achtete. Erſt als Herr Dietrich Fluſchart mit unziemlichen Worten frech die Gardinenpredigt vorwegnahm, die Frau Johanne ihrem Gemahl wohl zur Nacht halten werde, fuhr er heftig auf:

„Schäm dich, Vater! Wenn du Johanne ſo wenig kennſt, — mich ſollteſt du doch beſſer kennen. Haſt dich zwar nie drum gekümmert, was in mir vorgeht, und ich glaub' wohl, daß du's heut zu verſtehen verlernt haſt. Aber daß du nicht beſſer biſt als die da, ſollteſt du wenigſtens dem Sohne nicht zeigen. Seid ihr denn wirklich alle ſo ſtumpf geworden, daß ihr an nichts anderes mehr denken mögt, als an eure Gelüſte? Wenn die freien Frauen ums Feuer tanzen, werden eure Blicke ſchamlos und ihr

ſinnt wohl nur, zu welcher ihr am nächſten Tage gehen wollt. Und ich — ich hab' immer nur die Schönheit ihrer Bewegungen geſehen, und der weißen Glieder, die von dem Flammenrot angeglüht werden. Und daß heute der Tag iſt, an dem die edlen Ratsherren die armen Dirnen mit Speis und Trank bewirten müſſen, das iſt für euch nur mehr ein unzüchtiger Spaß und ein Sporn für eure betrunkene Geilheit. Ich aber glaube, daß nur ihr unzüchtig ſeid und daß es kein Spaß iſt und daß der Brauch ſchön iſt."

Lautes Gelächter unterbrach ihn und Herr Dietrich lachte am grellſten:

„Hat man ihn je in der Gemeindeſtube ſo erbaulich reden hören? Wenn der Pfaff vom Kahlenberg tot iſt, will ich dich dem Herzog als ſeinen Nachfolger vorſchlagen."

„Du könnteſt dich im Stoff meiner Predigten verrechnen, — ſo wie du dich in gewiſſen anderen Dingen verrechnet haſt," verſetzte der Sohn ſehr kalt. „Und ihr alle beirrt mich nicht. Der alte Brauch i ſt ſchön. Bedeutet er denn wirklich nichts anderes, als daß eure Augen ein unkeuſches Feſt feiern mögen? Oder ſoll es nicht heißen: heut' iſt der eine Tag im Jahr, wo die Hübſchlerinnen e h r l i c h ſind und wo ſie ſich fühlen dürfen, wie andere Frauen? Und das ſoll man ihnen nicht vergönnen? Es iſt wenig genug. Ihr freilich habt ihnen mit eurem böſen Hohn und eurem poſſenreißeriſchen Gehaben beim Ausüben der Sitte dies Recht ſchon faſt zerſtört, und den Hohen Markt ſelber beinahe zum Freudenhaus gemacht. Ich aber werd' ihnen ihr Recht geben, darauf verlaßt euch!"

Einen Augenblick lang war betroffenes Schweigen; dann aber lachten wieder alle und einer wollte dem jungen Ratsherrn derb erwidern: „Wer weiß, ob Ihr nicht der erste seid, der . . .“ Aber er vollendete seinen Satz nicht, denn Frau Johanne hatte eben das Zimmer betreten. Scheinbar ohne die andern zu sehen, ging sie auf ihren Mann zu: „Ich glaube, es ist Zeit für dich, dein Gewand anzulegen,“ sagte sie mahnend.

„Bemüht Euch nicht, schöne Frau Johanne,“ krähte der dürre Schreiber Kilian Zindler; „Euer Herr Ehegespons ist so sittsam und tugendhaft, daß es am klügsten wäre, er bliebe heute zu Hause, und das Beste, was Ihr mit seinem Prunkkleid anfangen könnt, wäre, es zu einem alten Juden zu tragen, wenn Euch's auch um die kostbaren Gewebe des Meisters Thomas Rymmer jammern mag.“

In ihren grauen Augen züngelte es auf, aber sie versetzte ruhig: „Meines Vaters Webereien sind mir nicht feil, und was die Juden betrifft, so habt Ihr und die andern Herren des Rats genugsam dafür gesorgt, daß ich keinen finde. Jetzt mag's euch freilich leid sein, daß ihr sie beschuldigt habt, die Pest in unsere Brunnen getragen zu haben und daß der Rabbi Jona in Todesangst vor drohender Verfolgung seine ganze Gemeinde angestiftet hat, sich im Tempel zu entleiben, — denn von den Euren treibt ihr doch keinen Goldgulden auf! Und die Strafpfennige, die ihr oft insgeheim einhebt, werden für Wein und Spiel kaum reichen!“

„Sind auch rar geworden, seit man die armen Kerls lieber in einem Käfig in die Donau tunkt, wenn sie zu schmal geliefert haben,“ brummte Herr Dietrich.

Johanne aber trieb Chriſtian an, ſich zu erheben. Er that's halb trotzig, halb müde:

„Biſt ſo eilig, mich aus dem Haus zu haben?“

„Ich will nicht, daß du verſäumſt, was dir obliegt,“ erwiderte ſie ſtill und verſchloſſen. Dann verließ ſie das Gemach und ſtieg die ſchmale Treppe hinauf. Sie blieb ſtehen und horchte, ob er ihr nachkäme; als ſie das hörte, und auch, wie der übrige Schwarm das Haus verließ, ſchlüpfte ſie in ihre Stube, riegelte ſich ein und trat zum Fenſter.

Drunten am Hohen Markt gab es ſchon Geſchrei und vielfarbiges Treiben. Sie hatten einen Straßenſänger in den Narrenkotter eingefangen und die johlende Menge ſchien ſich an den Liedern, die der Spaßvogel drinnen zum beſten gab, und an ſeinen übertriebenen Gebärden zu erluſtigen. Vor dem Scheiterhaufen ſtanden Fackelträger, bereit, das Holz in Brand zu ſtecken, ſobald das Trompetenzeichen ertönte. Auf der Schranne aber ſaßen Bürgermeiſter und der hohe Rat im Feierſtaat und ließen mächtige Humpen von einem zum andern gehen. Unwillkürlich ſchweiften Frau Johannens Blicke auf das muntere Wirtshausſchild ihr gegenüber:

„Lieber Gaſt, komm herein,
Haſt du Geld, ſo kriegſt du Wein,
Haſt du keins, ſo kannſt du laufen,
Dort am Brunnen Waſſer ſaufen,“

und ſie dachte ſeufzend: „Wenn jeder dort drüben für ſein eigen Geld trinken wollte, müßt' er auch zum Brunnen gehen!“

Der Gnomon der Sonnenuhr wies die achte Stunde. Die Fanfaren brachen los. In wundervollem weiten

Bogen ziſchten die Fackeln auf den Holzſtoß nieder, der praſſelnd und kniſternd in Feuergarben aufſchoß. Aus den Seitengaſſen ſtrömten die Hübſchlerinnen; manche ganz nackt, andere bloß von bunten Schleiern umflattert und manche gar in geziertem Anſtand frauenhaft gekleidet. Knechte führten edle Roſſe am Zügel zur Schranne; der Bürgermeiſter ſtieg die Stufen herab und eröffnete den Zug unter dem ſchrillen Getöſe der Zinken und des rufenden Volkes. Johanne ſuchte ihren Mann und hatte bald ſeine ſchlanke Geſtalt entdeckt. Nun folgte ſie ſeinem langſamen Ritt und ſah, wie er nachdenklich und ohne Theilnahme, halb geſenkten Hauptes, ſeinen Falben zügelte.

Mit beunruhigter Zärtlichkeit, die ſie doch nicht zeigen durfte, dachte ſie an ihn, und die karge Zeit ihrer jungen Ehe ſtand in ſchmerzhafter Klarheit vor ihr. Es war nicht anders gekommen, als ſie ſelber es ſich vorausgeſagt hatte, wenn ſie ſich alles bei hellem Tage deutlich gemacht; aber in ihren heimlichen Träumen hatte ſie ſich's freilich anders geträumt.

Sie hatten als Kinder Haus an Haus gewohnt, zur Zeit, als Herr Dietrich Fluſchart noch nicht zu ſeiner richterlichen Würde emporgeklommen und Thomas Rynner noch nicht in die Meiſtergilde aufgenommen war. Damals lebten beide Männer in beſcheidenen, aber behaglichen Verhältniſſen und weder zwiſchen ihren Gütern, noch zwiſchen ihrem Stande klaffte ein derartiger Abſtand, als ſpäter zwiſchen dem reichen Weber und dem verſchuldeten Stadtrichter. Chriſtian, dem die Mutter früh ſtarb, war ein verſonnener und ſtiller Knabe, der nur plötzlich in jäher Leidenſchaft aufbrauſen konnte. Um die kleine Johanne, die flink und geſchäftig ſchon in frühen Jahren

alle Obliegenheiten auf ſich nahm, mit denen ſie die Plage der fleißigen Frau Rynner erleichtern konnte, kümmerte er ſich nur in verſpielten Stunden; aber auch ſeine Spiele waren verträumter und ſeltſamer Art. Das Mädchen aber mochte das gerade gern; wenn ſie erhitzt von gethaner Arbeit zu ihm ſchlüpfte, ließ ſie ſich willig von ihm als Märchenprinzeſſin entführen, die er dann als verzauberter Drache hütete. Freilich kam der Befreier niemals, der das mit großen Sonnenblumen geſchmückte Kind holen wollte und oftmals ſpähte ſie verſtohlen nach dem hütenden Lindwurm, ob der nicht am Ende darauf wartete, durch einen Kuß entzaubert zu werden und ſie dann als Erlöſter heimzuführen. Aber der verriet ſich mit keiner Regung und ſo war es immer nur der Scheidegruß der ſinkenden Sonne, der die beiden aus dem Märchenlande zurück in die Heimat des Alltags führte. So gingen manche Jahre hin. Dann ſchienen die jungen Menſchen einander fremd zu werden; zwar hatte er ſich ihr ſcheu und linkiſch manchesmal zu nähern verſucht, aber es war vieles vorgefallen, was Johanne mit anſehen und in ſchmerzlichem Trotze tapfer überwinden mußte.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß die Väter einander näher kamen, nachdem ſie ſich ſcheinbar abſichtslos lange gemieden hatten. Thomas Rynner war Meiſter geworden; aber es verdroß ihn, daß ſeine Zunft noch vor kurzen Jahren zu den Unehrlichen gezählt hatte und daß ihm dies von angeſehenen Bürgern der Stadt noch fühlbar gemacht ward. Dietrich Fluſchart war inzwiſchen zum Stadtrichter vorgerückt und ſeines Sohnes Studium, den er zum Rechtsgelehrten heranzog, und ſein eigenes ausſchweifendes Leben hatten ihn in arge Geldnöten geſtürzt.

So vereinigten ſich die Wünſche der Väter: der eine gedachte durch eine Verbindung ſeiner Tochter mit einem jungen Ratsherrn den eigenen Stand zu heben; der andere erhoffte von der Heirat einen Beiſtand in ſeiner Bedrängnis. Die Väter hatten ſich freilich in ihren Plänen getäuſcht; Thomas Rynner wurde um nichts ehrfürchtiger von den andern behandelt und auch Dietrich ward ſeiner unwürdigen Berechnung nicht froh, denn Chriſtian hatte ſich ſtandhaft geweigert, das Gut ſeiner Frau anzutaſten, und er gab dem Stadtrichter nur ſo viel ab, als er von ſeinem eigenen Verdienſt erſparen konnte.

Johanne ſelbſt, der die ſchnöden Beweggründe der Väter keineswegs entgingen, wehrte ſich nicht, Chriſtians Weib zu werden, weil ihr ſchönſtes Wünſchen ſie dazu hintrieb; aber als auch der Jüngling einwilligte, kämpfte in ihr wehmütige Freude mit zartem Groll, daß er nicht die Hand des Jugendgeſpiels, ſondern bloß die des begüterten Mädchens ergriffen hatte. Freilich ſchien er ſelbſt Ähnliches zu empfinden und aus halbverſteckten Worten fühlte Johanne den Vorwurf heraus, daß auch ſie nur äußerer Würden wegen ſein Weib geworden ſei. Sie wußte wohl nur zu gut, daß dem nicht ſo ſei; aber all dies blieb zwiſchen den beiden unausgeſprochen. Sie gingen kühl nebeneinander her und vergeblich erſehnte Johanne die Stunde, in der ſie ihren Hüter durch einen herzlichen Kuß entzaubern und in das Heim führen konnte, das ſie ihm gern bereiten wollte.

Lärm vom Markt ſchreckte ſie aus ihren Gedanken; ſie beugte ſich aus dem Fenſter und horchte. Ein blaſſer Menſch redete unten ſinnloſe Worte. Ein Baſilisk ſei in einem Brunnen geſehen worden, die Mißgeburt, die ein

Hahn und eine Kröte zur Neumondzeit zeugen konnten, und er hätte ſich an Seilen hinunterlaſſen, um der Sage auf die Spur zu kommen; aber halberſtickt von giftigen Dünſten ſei er wieder hinaufgezogen worden. Der Menge hatte ſich Aufregung bemächtigt, und Johanne ſah ihren Mann in die Gruppe treten und hörte ihn mit ſeiner klaren Stimme ſprechen: Sie mögen ſich vor Aberglauben hüten, der nur von Verführern des Geiſtes aufgebracht werde, um alles Urteil ungerecht und wirr zu machen; aber wenn das Geſpenſt des Baſilisken wieder in der Stadt auftauchen ſollte, ſo möge man es nur recht erkennen als die große Gefahr, die vom Hahne Eitelkeit und von der Kröte Mißgunſt nur zu oft in Wien ausgebrütet werde. Rings um Chriſtian ſchwieg alles mit verſtändnisloſem Grinſen und nur oben auf der Schranne ſchienen unruhige Worte von einem zum andern zu laufen.

In dieſem Augenblicke aber trat eines der halbentblößten Weiber, die bis dahin unter Liedern den Holzſtoß umtanzt hatten, mit fordernder Gebärde auf den Ratsherrn zu, und Johanne wich zurück und ſchloß das Fenſter. Sie wollte nicht, daß darüber geſpottet werde, ſie ließe ihre Blicke zu ſcharf auf dem Treiben ihres Gemahls ruhen.

Aber kaum hatte ſie die wenigen Schritte bis zu dem ſilbernen Marienbild gemacht, das an der Wand hing, als wüſtes Getöſe und ſcheltendes Schreien in ihrem eigenen Hausflur erſcholl. Erſchrocken ſchloß ſie ihre Thüre auf und eilte die Stufen hinab. Unten aber blieb ſie wie angewurzelt ſtehen.

In heftigem Streit ſtand eine prachtvolle halbnackte Perſon neben Chriſtian und hielt ihre Hand in den grauen

Pelzbeſatz ſeines grünen Gewandes verkrampft. Allerlei nachdrängende Neugierige füllten den Flur.

„Ich laſſ' mir mein Recht nicht nehmen!“ ſchrie die Dirne. „Du darfſt mir's nicht weigern, mich zu bewirten und zu bedienen!“

„Dir weiger' ich's doch!“

„Ich hab' dich's ſelber vor allem Volk ſagen hören: „Heut iſt der Tag, an dem wir fahrende Frauen ehrlich ſind,“ höhnte ſie. „Darfſt mich dann durch deine Unwilligkeit wieder unehrlich machen und mir Schimpf zufügen? Freilich, wie ſollteſt du dir ſelber treu bleiben, wenn du's andern nicht ſein kannſt!“

„Schweig!“

„Zum Schweigen bin ich nicht hergekommen. Ich will reden. Ich will mein Recht! Ich will mein Recht!“

Aber nicht Chriſtian antwortete, ſondern Johanne, die totenbleich, aber feſten Schrittes zwiſchen die beiden getreten war.

„Dein Recht ſollſt du auch haben. Aber nur auf dem Markt haſt du's zu fordern. Im Hauſe nicht. Und wenn du's noch einmal dort an der Schranne begehren wirſt, ſo wird dir's mein Gemahl nicht verſagen.“

„Weißt du das gewiß?“ rief das Weib ſpöttiſch.

„Ich weiß es gewiß. Drum geh', Chriſtian. Wenn du hier bleibſt, verſäumſt du dein heutiges Amt.“

„Es iſt auch mein Amt, den Frieden meiner Schwelle zu wahren!“

„Dieſes Amtes walte ich jetzt ſelbſt. Geh', geh'. Und ihr alle auch!“

Chriſtian wandte ſich in heftiger Bekümmernis und ging; und auch die andern verließen ſchon wieder den

Flur. Aber die tückiſche Hübſchlerin riß den jungen Ratsherrn zurück und hielt ihn feſt.

„Du mußt mich bewirten!“

„Fort von mir!“ Er ſchleuderte ſie von ſich und eilte zornig hinaus.

Das Weib war auf die Kniee geſtürzt und rief in wildem Ausbruch:

„Und ich bete dich doch noch tot!“

„Hör' auf!“ ſchrie Frau Johanne angſtvoll auf.

„Warum? Glaubſt, ich bin nicht zwei Jahre lang vor allen Altären gelegen und hätt' den lieben Herrgott um ſeinen Tod gebeten, weil er mich verlaſſen hat?“

„Komm, Jakobe,“ ſagte Johanne heiſer und verſuchte ſie in die Stube zu ziehen.

„Was willſt von mir? Willſt mich höhnen?“

„Warum begehrſt auf? Ich hab' dich ja juſt nicht nicht darum gebeten, in mein Haus zu kommen. Aber nun du einmal drinnen biſt, ſollſt du auch mein Gaſt in Ehr' und Sitten ſein. Drum komm' mit herein.“

Sie hatte die Widerſtrebende unter den bloßen Arm genommen und ins Gemach geführt.

„Was willſt von mir?“ fragte Jakobe noch einmal.

„Was du mir Arges erzählen magſt, begehr' ich zu hören, denn alles Arge weiß ich ſchon lang. Er hat dich verlaſſen, ſagſt du. Auch das weiß ich. Aber warum er's 'than hat, ſollſt du mir ſagen und wer von euch beiden dabei ſchlecht war.“

„Wenn ich ſag', er war's, ſo wirſt du's wohl nicht glauben wollen, und wenn ich's war, ſo kümmert's dich nicht!“

„Es kümmert mich mehr als du glaubſt, — aber

nicht, weil ich dir's dann vorwerfen will. Aber gerade, was ich zu wiſſen verlang', kannſt du mir doch nicht ſagen. So ſag' mir erſt nur: was haſt du gethan, um ihn zu halten, wie er dich verlaſſen hat?"

„Was hätt' ich thun ſollen?" brach die Dirne los. „Wie kann man einen halten, der gehn will, und wenn er hundertmal der Erſte geweſen iſt? Aber daß ich ihn hab' totbeten wollen, kannſt mir glauben, und du weißt, daß keine damit ihr Spiel zu treiben wagt. Die Kniee hab' ich mir blutig gekniet und die Lippen wund geſchrien. Was hat's genutzt! Immer höher und größer iſt er worden und ich immer elender."

„Und wenn du ſo lang gebetet haſt und biſt nicht erhört worden, haſt du dir nie gedacht, daß dein Gebet ein unrechtes ſei?"

„Wenn ich denk', ſo werd' ich verrückt. Ich will's nicht. Ich muß thun, was ich thu'. Und in all der Zeit hab' ich nur einmal gewußt, was ich will. Glaubſt, ich wär' je zu dem Schandgewerb' gangen, wenn mich nicht der eine Tag im Jahr gelockt hätt', wo ich mein Recht vertheidigen kann? Wo ich verlangen darf? Wo ich eine Rache hab', weil ich's weiß, daß er mir alles weigern wird?"

„Warum red'ſt du ſo zornig, Jakobe, als wenn ich deine Feindin wär'? Du kennſt mich doch lang und du weißt, daß ich dir Gutes gethan hab', ſo viel ich konnt', ſo lang wir Kinder waren — weil du mir gefielſt. Bis ſpäter alles ſo kam. Du warſt damals frei wie ein wilder Vogel und ſtolz dabei, — und ich glaub', du biſt's noch, trotz allem, was geſchah. Aber was ich nicht glaub', iſt, daß du den Chriſtian damals geliebt haſt. Warum haſt du

ihn verlockt? — Denn du haſt ihn verlockt, — nicht er dich."

„Magſt recht haben. Aber auch damals wußt' ich kein warum, — ich that nur das, wozu mich's trieb. Jetzt freilich weiß ich's. Neid war's, nichts anderes — und Neid auf dich!"

„Neid auf mich?"

„Ja. Neid auf deinen Frieden, auf dein Heim und auf deine ſtille Sicherheit. Du haſt Eltern gehabt, die dich aufzogen und dir gegeben haben, was du gewollt haſt. Wenn ich an die meinen denk', ſo denk' ich nur an Schelten und Prügel. Du haſt's nicht not gehabt, dich im Haus umzuthun, — ich hab' harte Arbeit gebraucht, um leben zu können. Wenn dir der Sinn nach was ſtand, ſo hätt'ſt du's haben können. Ich nie. Und ſo hab' ich einmal das haben wollen, was du dir zu eigen gehofft haſt. Und bei allem Jammer iſt mir's die einzige Freud', daß mir's gelungen iſt!"

„Du haſt mich beneidet? Und ich, in meinem engen Heim in ſtrenger Zucht, ich war dir immer gram um deine tolle Freiheit und deine kühne Luſtigkeit! Das ganze Haus war voll deiner Lieder. Du haſt mich beneidet? Glaub' mir's — wenn unſer Herrgott jedem Menſchen ſein Theil an Weinen und Lachen gerecht zugemeſſen hat, ſo müßt' er mir noch viel zu lachen geben!"

„Mag ſein! Und vielleicht hab' ich ſchon zuviel gelacht in meinem Leben. Aber wenn ich auch fürder all mein Tage weinen ſollt' — heut will ich noch lachen!"

„Worüber willſt lachen, wenn nicht über dich ſelbſt und dein armſelig Gebaren? Über mich? Mir kannſt nichts mehr anhaben. Über den Chriſtian? Wirſt kaum

Grund dazu finden. Und wenn du kommen biſt, um ihn bei mir herabzuſetzen, dann biſt fehlgangen."

„Sprich nicht ſo hochfahrend mit mir! Dünkſt dich um ſo viel beſſer als ich? Ich weiß nicht, wer ſchlechter iſt — die ſich ihm geſchenkt hat, oder die ſich ihn gekauft hat, ihrer Eitelkeit zulieb?"

„Die ſich ihm aus Liebe geben hat, iſt ſicher mehr wert als die, der's nur daran gelegen war, das Weib eines Ratsherrn zu werden. Aber kannſt du auch ſchwören, daß beides ſo war?"

Jakobe ſenkte die Augen; aber gleich darauf fuhr ſie zornig empor.

„Ich will nicht, daß du mich aushorchſt! Laß mich gehn."

„Ich hab' dir's ſchon geſagt: ich war's nicht, die dich gebeten hat, zu kommen. Aber jetzt laſſ' ich dich nicht, eh du mir Rede geſtanden haſt."

„Willſt dein Hausrecht mißbrauchen?"

„Das thu' ich nicht. Aber ſo wie du jetzt vor mir ſtehſt, mißbrauchſt du dein Gaſtrecht, wenn du nicht ſprichſt. Und kannſt du mir nicht Antwort geben, ſo haſt du dich ihm auch nicht aus Liebe geſchenkt, und dich hat Eitelkeit getrieben, nicht mich!"

„Dich nicht?"

„Nein," rief Johanne leidenſchaftlich. „Mich nicht. Ich möcht' ja — — aber dir brauch' ich das nicht zu ſagen!"

„Du haſt ihn alſo lieb!" ſagte die Dirne lauernd.

„Das kümmert dich nicht. Aber ſag' du mir wenigſtens, warum du ihn haſt totbeten wollen? Ob du dich nach ihm geſehnt haſt, wie er fort war! Und ob er ſchlecht gegen dich war?"

„Nein, geſehnt hab' ich mich nicht. Und ob er ſchlecht war? Wenn du glaubſt, daß ich auch ohne ihn ſo Eine geworden wär', dann war er's nicht. Mehr ſag' ich nicht. Und jetzt laß mich gehn."

„Noch eines muß ich dich fragen!"

„Was willſt noch?"

Und Johanne that die Frage, die ihr ſeit einer Stunde auf den brennenden Lippen lag und die ſie gerne herausgeſchrien hätte, faſt unhörbar, ſtockend und behutſam.

„Sag' mir, wie's kam. Und wie du's vermocht haſt, ihn zu gewinnen! Denn früher war er dir nicht hold."

„Was weiß ich? Meinſt, ich hätt' viel nachgegrübelt, wie ich's anſtellen ſollt'? Ich glaub', mein wunderlicher Frohſinn hat ihn zuerſt angelockt. Und dann iſt ein Gewitter in einer Sommernacht kommen und wir haben unter einen Baum flüchten müſſen. Und da iſt's geſchehn. Aber ob er mich da geliebt hat, oder ob ich ihm nur zu dem wilden Wetter gehört hab' und den todblaſſen Blitzen und den naſſen Zweigen, die über uns ſtreiften, das vermag ich nicht zu ſagen. Aber faſt glaub' ich's."

Ein tiefer, dankbarer Seufzer ſtieg aus Johannens Bruſt. Dann ſagte ſie faſt gütig:

„Und du grollſt ihm noch?"

„Sollt' ich nicht? Er iſt doch ſchuld an meiner Schmach — und wär's auch nur, weil ich mich rächen gewollt hab'. Eine Zeitlang hab' ich wohl gemeint, ich mußt' ihm beinahe dankbar ſein, denn zuerſt hat mir das wüſte Leben wohl gefallen. Aber ich taug' doch nicht dazu. Glaub' mir's. Das Freudenhaus iſt eine Höll'! Wenn ich jetzt in einer Schandennacht aufwache, ſo ſchüttelt's mich vor Schauder, und ich bin mir ſelber fremd und ekel,

und wenn der mich umarmt, der da bei mir iſt, erſchrickt er vor meiner Kälte und meint wohl, er hab' ein Geſpenſt geküßt. Und das hat er wohl auch 'than."

Johanne faßte die Hand des zuckenden Weibes.

„Du thuſt mir leid. Kann ich dir nicht helfen?"

„Du willſt mir helfen? Du, zu der ich kommen bin, um dein Haus zu verwüſten? Nein, du kannſt's nicht. In ein Frauenkloſter geh' ich nicht, denn wenn mich dann auch ein Ehrlicher zum Weibe nimmt, und wenn auch jeder hart beſtraft wird, der mich zu kränken wagt, ich glaub', ich müßt' doch vor tauſend Blicken in die Erde ſinken. Mir iſt nicht zu helfen. Jetzt ſchon gar nimmer, wo ich hier ſo hereingebrochen bin. Ich hab's nicht gewußt, wie's ſteht und daß du ſo biſt, daß ich zu dir beten könnt'. Aber glaub' mir's, ich ſchäm' mich! Ich ſchäm' mich! Zum erſtenmal in meinem Leben! Lebwohl und vergiß!"

Und leidenſchaftlich riß ſie die Hand der jungen Frau an ihre Lippen und ſtürzte hinaus.

In der Thür ſtand Chriſtian. Mit einem herzbrechenden Blick, der um Vergebung flehte, ſah ſie ihn an. Dann war ſie verſchwunden.

Still und beklommen trat Chriſtian näher. Johanne aber war keines Wortes fähig. Der Ratsherr begann leiſe:

„Ich hab' wohl Unrecht gehabt vorhin am Markt."

„Haſt du's gutgemacht?"

„Du weißt ja, ich konnt's noch nicht."

„So thu's."

„Ich will's auch. Später. Erſt ..." Er verſtummte. So ſtanden die beiden lange einander gegenüber. Endlich brach Johanne das Schweigen.

„Du biſt ſo ſtill, Chriſtian, als hätteſt du mir was zu ſagen.“

„Und du biſt ſo ſtill, Johanne, als ob du mir was verſchwiegſt.“

„Ich hab' dir nie was verſchwiegen, wonach du gefragt haſt.“

„Und darauf warteſt du immer? Von ſelbſt magſt mir nichts ſagen?“

„Wär' dir's lieb?“ verſetzte ſie leiſe.

„Ob mir's lieb wär'!“ brach er aus. Aber er hielt gleich an ſich und zog das junge Weib an ſeine Seite auf die Ofenbank nieder.

„Hat ſie mich arg bei dir verklagt?“ fragte er.

Johanne löſte ihre Hand ſanft aus der ſeinen.

„Haſt ein ſchlechtes Gewiſſen, Chriſtian?“

„Nein, das hab' ich nicht. Und ich will dir ſagen, wie's war.“

Sie unterbrach ihn raſch.

„Ich will nichts hören. Ich hab' ſie gefragt, ob du ſchlecht gegen ſie warſt, als du ſie verließeſt, und ſie hat nicht ja ſagen können. Das iſt mir genug.“

„Mir iſt's nicht genug, wenn du nur das weißt. Sie hat von ihrer Arbeit gelebt und ihre Stickereien haben ihr Daſein friſten geholfen. Und ſie iſt durch mich in Unehren gekommen. Ich hätt' es nie ertragen, an fremdem Elend ſchuld zu ſein, und wär's mein Unglück geweſen, ich hätt' ſie zum Altar geführt, nur um ein leichtes Herz zu haben. Aber ſie hat's nicht verdient. Sie iſt liederlich und faul geworden. Ihren ehrlichen Erwerb hat ſie ſcheel angeſehen und noch eh ich ſie mied, hat ſie ſich an meinen Vater verkauft. Und hätt' ich auch nur das leiſeſte Unrecht

begangen, heut wär's wettgemacht durch ihr freches Eindringen zu dir."

„Schmäh' ſie nicht. Daß ſie die Deine geworden iſt ohne Liebe, wie eine Diebin, mag ſie mit ihrem Gewiſſen abmachen. Aber daß ſie heute kommen iſt, dank' ich ihr."

Chriſtian ſah ſie verwundert an.

Sie wiederholte:

„Ich dank' es ihr, denn durch ſie ſprechen wir heute zum erſtenmale wirklich miteinander."

„Und danach haſt du verlangt?"

Zwei ſchwere Tropfen rannen über Johannens Wangen.

„Daß du das nicht weißt! Aber freilich, was frommt mir's denn? Was zwiſchen uns liegt, fühl' ich mehr als ich's ſagen kann, und ſo vermag ich's auch kaum aus dem Weg zu räumen, magſt du mir auch noch ſo ſehr Unrecht thun. Und wie ſollt' ich's anfangen, dir zu gefallen? Ich weiß keine frohen Lieder, Chriſtian! Und in Gewitternächten kann ich nicht jauchzen; da ſchließ' ich die Augen und bete."

Aus Chriſtians Blicken brach ein heller Strahl; doch er vermochte es über ſich, ganz gelaſſen zu ſagen:

„Glaubſt du wirklich, daß du dich bemühen mußt, mir zu gefallen?"

Sie mißverſtand ihn und ſeufzte:

„Nein, das wär' wohl umſonſt."

„Meinſt wirklich? Ich nicht. Und daß du Jakobe gefragt haſt, wie ſie's angeſtellt hat und daß auch du — — — Johanne!!"

Wie ein jubelnder Schrei war der Name erklungen.

Sie ſah ihn beſtürzt an. Aber ſchon hatte er ſich gefaßt und ſagte in ruhiger Innigkeit:

„Du irrſt, Johanne! Den Jüngling in ſeinen dunklen Launen mag das wütende Wetter entzücken, das alle Eintönigkeit zunichte macht. Aber ich bin ein Mann geworden und der weiß, daß es nur ein Glück gibt: das Glück der eigenen Ruhe im bewegten Leben. Lieber als der Sturm ward mir das ſtille Strahlen eines Sommermorgens, wenn Blüten von allen Bäumen rieſeln. Und lieber als alle wilden und thöricht brauſenden Reden iſt mir das eine Wort, das mir noch keine geſagt hat; das Wort: ich hab' dich lieb."

„Ich hab' dich lieb, Chriſtian! Ich hab' dich lieb!" Schluchzend hatte ſie ihr Haupt an ſeine Schulter gelehnt. Zart und voll freudiger Wärme küßte er ſie.

„Wie thöricht waren wir beide, Johanne! Wie waren wir thöricht! Aber jetzt wiſſen wir, daß alles gut iſt."

In frohem Schweigen ſaßen ſie Hand in Hand.

Es war dunkel geworden; aber die einbrechende Nacht ſchien die Luſtigkeit der Menge nur anzupeitſchen. Verſchiedene Reigengeſänge, die zu gleicher Zeit angeſtimmt wurden, vereinten ſich zu ſinnloſem Schall und die gellenden Rufe, mit denen die tollen Sprünge der Burſchen über das Feuer begleitet wurden, häuften die Mißtöne.

Aber plötzlich verſtummte der Lärm und die beiden horchten erſtaunt auf. Von fernher ward ein düſterer Geſang vernehmbar, der mit unheimlicher Raſchheit näher kam. Ein Zug taumelnder Menſchen, deren Kleider in Fetzen vom Leibe hingen, hatte verzerrten Geſichts und mit geißelſchwingenden Händen den Hohen Markt betreten.

Laut und eintönig, faſt ſtöhnend, klang ihr Lied, deſſen Worte jetzt klar durch die ſtille Luft gingen:

„Die Erden klafft, es ſprechen die Steinen,
Liebes Herze, du ſollſt weinen,
Maria iſt in argen Nöten,
Weil ſie ihr liebes Kind ſah töten.
Ein Schwert durch ihre Seele ſchneidt,
Sünder, das ſoll ſein dir leid.
Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Darob ſollt ihr kreuzweis niederfallen.
Jeſus mit deinen Wunden rot
Erbitt' uns Gnad' durch deinen Tod.
Amen."

Rechts und links ſtob die geängſtete Menge vor den wütenden Geißelhieben auseinander. Aber dem Anführer des Zuges warf ſich in hinreißend ſchöner Bewegung jäh eines der nackten Weiber mit ausgebreiteten Armen jauchzend entgegen, als wolle ſie ihn umſchlingen und in den Reigen ziehen. Gleich darauf ein ſchriller Ruf; ein furchtbarer Schlag hatte ihr Geſicht mit Blut gefärbt. Sie wankte halb beſinnungslos und ſtürzte in den brennenden Scheiterhaufen.

Mit entſetzlichem Aufſchrei ſtürzten alle auf den Zug und im nächſten Augenblick war einer der Flagellanten niedergeſchlagen. Die anderen aber ließen ſich's nicht anfechten und zogen ſingend und geißelnd weiter. Chriſtian und Johanne waren aus dem Hauſe geeilt, der Verunglückten beizuſtehen, um die ſich die Leute drängten; aber es gelang ihnen nur mehr, Jakobes halbverkohlte Leiche aus den Flammen zu ziehen. Keiner vermochte zu

ſagen, ob ſie durch den grauſam ſauſenden Hieb geſtürzt oder ob es gar ihre Abſicht geweſen ſei.

Da erklang das helle Bimmeln des Bierglöckerls und mahnte, das Feſt zu enden. Alle brachen auf. Doch noch ehe der Platz halbleer war, tönte die Trompete eines Ausrufers von der Schranne her und er verkündete eine neue Verordnung des hohen Rats. Sie hatten droben angeſichts des Unglücks einen raſchen Beſchluß gefaßt; aber da ſie es nicht wagten, durch eine Maßregel gegen die Geißlerſekten ſich mit einem Theil der Geiſtlichkeit zu überwerfen, ſo ließen ſie verlautbaren, daß das Sonnwendfeſt und der Tanz der Hübſchlerinnen eine heidniſche Unſitte ſei, die mit dem heutigen Tag für alle Zeiten abgeſchafft ſein ſollte.

Ergriffen und in ernſter Wehmut war das junge Ehepaar in ſein Haus zurückgekehrt. Sie ſtanden am Fenſter und blickten auf den leeren Platz hinab.

„Jetzt kommt unſere Stunde," ſagte Chriſtian leiſe. „Jetzt ſchwebt das Glück über die ſtillen Gaſſen und ſieht weder nach rechts noch nach links, eh es uns beide erſpäht hat. Dann wollen wir ihm unſere Thore weit öffnen."

Der Holzſtoß glimmte noch und einzelne Funken ſtoben ſo hoch auf, daß die beiden kaum ſehen konnten, ob es die letzten Zeichen dieſes wunderlichen Tages ſeien, die ſo funkelten, oder die Sterne.

Siegfried Trebitſch.

Ein fremder Herr.

Paul Rasmüden war eben im Begriffe auszugehen, als es bei ihm anklingelte und er telephoniſch vom Regiſſeur Biring verſtändigt wurde, daß ſein Stück wegen plötzlicher Erkrankung des Fräulein Hertha Waalſung heute abgeſetzt werden mußte. Halb ärgerlich, halb beſtürzt, hatte er „Danke, Schluß!" gerufen.

Unvorhergeſehene Ereigniſſe regten ihn immer ſehr auf, ſelbſt wenn ſie bedeutungslos waren. Unſchlüſſig ſchritt er auf und ab. Hertha krank. Er wollte nicht daran glauben. Er hoffte, eine Laune, vielleicht der Wunſch, ihre Wichtigkeit in ſeinem Leben zu betonen, hatten ihre Abſage veranlaßt. Daß ſie dieſe für nötig hielt, ſchmerzte ihn. Sie kannte doch ſeine Geſinnungen wie ſeine Liebe und wußte beſſer als er ſelbſt, was ſie ihm war.

Es mochte etwa ein Jahr her ſein, daß er, ein noch unbekannter, ſtrebſamer Schriftſteller, kurz nach ihrem Debut in ſeiner Vaterſtadt Hertha ganz flüchtig kennen gelernt hatte. Von ihrer Kunſt und den ſehr ſtarken Reizen

ihrer Perſönlichkeit begeiſtert und wohl auch leiſe entflammt, wußte er der Hauptrolle des Stückes, an dem er eben arbeitete, plötzlich blutwarmes Leben zu geben. Es nahm blühende Formen an, und mit müheloſer Leichtigkeit meiſterte Paul nun den ſpröden Stoff, der bis dahin immer ſchattenhaft ſeinen zugreifenden Händen entglitten war.

Er hatte die Empfindung, daß ſein Werk gelungen ſei, aber der Direktor wollte nicht recht daran glauben, und ohne es geradezu abzulehnen, machte er Einwände und Ausflüchte, die ſchließlich damit ihren Abſchluß fanden, daß er erklärte: „Wiſſen Sie was? Geben Sie das Stück der Waalſung. Sie ſagen doch, daß die Rolle für ſie geſchrieben iſt; wenn ſie dieſe Partie ſpielen will, dann geben wir die Sache in Gottesnamen.“ Da hatte Paul ihr geſchrieben. Er wurde empfangen.

Zwei Monate ſpäter durfte er immer wieder und wieder an ihrer Seite vor einer beifallklatſchenden Menge erſcheinen. Es war ein ſtürmiſcher Erfolg geworden, er wußte, wem er ihn verdankte.

Wie in einem Rauſche lebten ſie den bedeutungsvollen Abend gemeinſam zu Ende. In dieſer gehobenen Stimmung wurden alle bisher auf den Proben und im Salon mühſam unterdrückten Geſtändniſſe frei, und in heißen Liebesworten, deren Klang ihn ſelbſt überzeugend berauſchte, warb Paul um die ſchöne Siegerin ſeines ſchönſten Tages. Hertha erwiderte damals: „Ich weiß längſt, was Sie mir endlich ſagen, denn ich liebe Sie, deshalb konnte ich in Ihrem Stück auch ſo über mein Talent hinaus ſpielen.“

Von da ab lebten die beiden wie Mann und Frau.

Ihr Glück war so groß, daß es gedankenlos war und das Gerede der Welt an seiner Schwelle machtlos verhallte. Paul hätte Hertha auch zu jeder Stunde geheiratet. Sie wußte das und fühlte sich geborgen, deshalb erörterten sie diese Frage gar nicht. Sie wollten lästigen Förmlichkeiten entgehen, und das Gefühl gegenseitiger Verpflichtung, trotz aller Freiheit, verstärkte ihre Liebe bloß und wurde zu einer reichen Quelle immer neuer Zartheiten und Rücksichten.

Nach Herthas Leben hatte Paul nie gefragt. „Ich habe nicht gelebt, bevor ich dich kannte," sagte sie einmal, und Paul fühlte, daß sie nicht log. Es war ihm ja ebenso ergangen.

Niemals konnte auch nur das leiseste Mißtrauen ätzend zu ihm aufschleichen, denn er war schon so oft unangemeldet zu jeder beliebigen Tages- und Nachtstunde bei Hertha aufgetaucht, ohne nur eine unwillige Bewegung, die etwas verbergen sollte, oder irgend anderes als eine stürmische Freude zu entdecken, daß die Gegenwart eine starke Mauer aufrichtete, über die keine Vergangenheit, wenn es selbst eine gegeben hätte, hinübergreifen konnte. Auch war über Paul eine so bewegte Schaffenszeit gekommen, daß er für gar nichts anderes mehr Regungen empfand, als für Hertha Waalsung und seine durch sie befreite Kunst.

Das alles fiel ihm jetzt wieder ein, wo sie ihn zum erstenmale so erschreckte. Es war aber gar nicht ihre Art, unnötiges Aufsehen zu erregen. Ja, ja, sie war gewiß wirklich krank und er stand noch grübelnd und deutelnd hier. Hastig sprang er von dem Stuhle auf, in den er nachdenklich gesunken war, und wehrte mit heftigen Be-

wegungen eine Angſt ab, die ihn wie mit eiskalten Fingern würgte.

Er atmete erſt befreiter, als er an Herthas Thür die Klingel zog. Die treue Karoline öffnete ihm und erzählte ſchnell, wie ſich alles zugetragen hatte. Zuerſt war ein arger Schüttelfroſt über die Arme hergefallen, und als der Arzt dann gekommen war, hatte er ſie von fürchterlichen Kopf- und Bruſtſchmerzen durch eine Morphiuminjektion befreien müſſen. Er hatte zwar beſorgt den Kopf geſchüttelt, aber doch gute Hoffnung gegeben und verſprochen, in einigen Stunden wiederzukommen. Sie war hierauf mit ſeinem Atteſt in die Direktionskanzlei gelaufen und nun im Begriff geweſen, zu ihm zu ſchicken, was ihre Herrin ſehr ungeduldig verlangt hatte.

Paul beanſpruchte ſeine ganze Willensſtärke, als er Herthas heiße, trockene Hand in der ſeinen hielt, um am Rande dieſes Bettes ruhig und gefaßt zu bleiben. Hertha hatte ihn ſchon erwartet. Ganz leiſe flüſterte ſie: „Endlich,“ und ihre ſchlanken Finger drückten ſeine Rechte eindringlich und zärtlich. Ängſtlich las ſie in ſeinen Zügen, die den forſchenden, fiebertrüben Augen ſeine Faſſungsloſigkeit verbergen wollten. Sie wandte ihm mit ſichtlicher Anſtrengung den Kopf zu und zwang ein verlangendes Lächeln auf ihre Lippen. Paul neigte ſich über die Kranke und küßte ihren heißen Mund mit heißerer Liebe. Tief atmete er ſeinen Fieberhauch ein, und ihm war, als müſſe er ſo ihre Krankheit fortnehmen können. Dann lag ſie noch betäubt ganz ſtill und keuchte in kurzen Abſätzen, während ſie Worte ohne Zuſammenhang hervorſtieß. Nur des Geliebten Hand hielt Hertha feſt und umſchloß ſie heftiger, ſobald eine Bewegung Pauls ſie ihr zu entziehen

drohte. Zuweilen ruhten ihre ausdrucksreichen Augen mit ſeltſamem Glänzen auf ſeinen hingebungsvollen Gebärden. Mit jeder Bewegung ihres von Schmerzen feſtgehaltenen Körpers ſchmiegte ſie ſich an den Auserwählten. So verliefen bange Abendſtunden.

Dann kam der Arzt. Paul ging ihm ſofort entgegen und ſtellte ſich dem allzuförmlichen, beinahe abweiſenden Manne als Bräutigam der Kranken vor. Da wurde er ſehr theilnehmend höflich. In Herthas Augen ſchoſſen Thränen und Blicke einer endgiltig großen Liebe rangen ſich aus den naſſen Wimpern zu ihm auf und umarmten ihn mit Zeichen ſehnſüchtigen Dankes. Der Arzt bat Paul, im Nebenzimmer auf ihn zu warten.

Paul war froh, einen Augenblick allein zu ſein. Er blieb im Dunkeln und preßte ſeinen hämmernden Kopf in die Hände. Wie Wegelagerer hatten ihn Angſt und Schmerz überfallen, jetzt fand er ſich langſam wieder und ſetzte ſich zur Wehr. Es galt, für ein Leben zu kämpfen, ohne welches die Lichter der Welt ihm erloſchen, da hieß es, auf dem Platze ſein. Er raffte ſich zuſammen und entzündete die kleine elektriſche Flamme eines Wandarmes.

Nun trat auch ſchon der Arzt zu ihm ein. Erſt ſchwieg er lange und blickte an Paul vorüber auf die Erde. Dann ſah er ihm plötzlich ins Geſicht und ſagte: „Sie müſſen ſich auf das Schlimmſte vorbereiten, die kommende Nacht iſt entſcheidend; wenn das Herz aushält, dürfen wir Mut ſchöpfen, aber ich kann Ihnen die unmittelbare große Gefahr doch nicht verhehlen.“ Paul ſtand wie vom Schlage gerührt, bleich, mit ſtarren Augen und offenem Munde. Der Arzt nahm den Wankenden bei den Schultern und ſagte: „Faſſen Sie ſich um ihretwillen. Ich

möchte Ihnen gerne troſtreichere Worte ſagen, hoffentlich darf ich das morgen. Soll ich eine Wärterin ſchicken?"

„Nein, nein, ich ganz allein werde ſie pflegen!" rief Paul und ſprang auf. Da drückte der Doktor theilnahmsvoll begreifend ſeine Hand und ging.

Paul klopfte nun leiſe an die Schlafzimmerthür und trat behutſam ein. Hertha lag wie verklärt in den Kiſſen, ihre Gedanken waren ſichtlich bei anderen Bildern als denen der Krankheit und ihrer Schmerzen. Sie faßte nach der Hand des Geliebten und während er ſeine Lippen lang und ſchweigend auf ihre bebenden Finger drückte und dabei alle Verſtellungskünſte beſchwor, die er nun brauchte, fuhr ſie mit der andern Hand über ſein Haar und flüſterte mühſam: „Nun ſind wir ja verlobt." In ſeliger Sehnſucht verzitterte dieſes Wort auf dem Munde der Kranken. Da ſchlang Paul die Arme um ihren heißen Leib und erſchrak über die Fiebergluten, die ihn verzehrten. Dann küßte er ſie mit einer Zärtlichkeit, die Hertha ſeine ſorgenvolle Hingebung verriet und ſie beruhigte. „Küſſ' dir deine Braut geſund," hauchte ſie in ſein Ohr und ſtöhnte tief auf. Dann ſchlug ſie die Arme nach rückwärts und rang nach Luft. Da legte ihr Paul die Kiſſen zurecht, wobei er die Kranke vorſichtig aufrichtete, um die durchwärmten Polſter zuvor umzukehren. Es that ihr ſichtlich wohl. Ganz dünn und ſchnell, aber erleichtert flog Herthas Atem. Dann ſchlief ſie ein.

Paul ließ ſich behutſam neben ihr nieder und ſtreckte die Hände in die Höhe, die ſich unbewußt falteten und ſo die Gebärde des Betens annahmen. Hierauf umſchloß er wieder leiſe die geliebte Hand der Schlafenden mit den Fingern, die ſich eben um ſie in Bitten gerungen hatten.

Er faßte neuen Mut, weil Hertha ſo ſtill und ruhig dalag, und die Nacht dünkte ihm nicht lang. Erſte Morgenſtunden verſcheuchten ſie ſchon.

Als ein fahles Frühlicht durch die geſchloſſenen Läden brach, richtete ſich die Kranke plötzlich auf. Sie ſah um ſich in dem vertrauten Raume, und ihr war, als ob all die glücklichen Stunden, die ſie hier verlebt hatte, ihre Bruſt ſchwer belaſteten und geängſtigt im gelblichen Dämmer an ihr vorüberjagten. Dann fiel ſie zurück und ſeufzte tief auf. Als ſich da Paul erſchrocken zu ihr neigte, ruhten zwei verlöſchende Augen auf ihm. Es war vorbei. Paul Rasmüdens Braut war geſtorben.

Einige Minuten blieb er ganz regungslos, als wollte er den letzten Geheimniſſen, die ſich ihm plötzlich enthüllten und ſchnell wieder verſchloſſen, nachſpüren. Er begriff nicht, daß er Hertha verloren hatte, und ein verzweifeltes Sichnichteingeſtehen, das den Tod verleugnen wollte, hielt ſeinen Schmerz noch bändigend nieder. Ihm war, als könnte dies bißchen Sterben nicht alles ſein und als müßte es ſeiner großen Liebe gegenüber jede Bedeutung verlieren.

Da ſeine Gefühle aber nichts vollbringen konnten und Hertha regungslos und kalt ihnen gegenüber liegen blieb, empfand er doch, daß ſie ſich einer ſtärkeren Gewalt hingegeben hatte. Da beugte er ſich vor dieſer und ſank in leiſem, erſticktem Weinen an dem Sterbebette nieder.

Dann erhob er ſich und fühlte, daß er Pflichten hatte und handeln mußte. Dieſes Bewußtſein trocknete ſeine Thränen. Der ganz großen Trauer durfte er ſich erſt überlaſſen, bis alle Förmlichkeiten vorüber waren, ſeine Zukunft wollte er ihr widmen. Er öffnete die Fenſter-

läden und ging festen Fußes zur Thür und rief das Mädchen.

Karoline stürzte herein, begriff, was sie sah, heulte und schrie und gebärdete sich wie verzweifelt. Paul verdroß dieser laute Schmerz, der etwas prahlerisch Lärmendes hatte, das ihn verletzte.

Er telephonierte nun an alle Redaktionen der großen Tagesblätter und wunderte sich über seine Stimme, welche bereitwillig eine Thatsache verkündete, die allen Lebenszweck aus seinem Dasein nahm. Dann gab er Karoline den Auftrag, auf seine Rückkehr zu warten und inzwischen alle offiziellen Persönlichkeiten zu empfangen. Er selbst wollte indessen alles versorgen, was nun im Laufe von achtundvierzig Stunden einmal geschehen mußte.

Auf der Straße hatte Paul Mühe vorwärtszukommen. Ein schmerzerfülltes Erdulden drückte ihn nieder, aber er durfte sich ihm nicht hingeben, bevor er die Hände in den Schoß legen und der einlaßfordernden Trauer sein ganzes Wesen öffnen konnte. Ein flüchtiges Gedenken dünkte ihm Frevel.

Fast den ganzen Tag hatte er Todesanzeigen geschrieben, Blumen und Kränze bestellt. Es dunkelte schon, als er in die liebgewordene Gegend kam, wo Erinnerungen heftig an ihn herandrängten und die verschlossenen Thüren seiner Seele belagerten. „Noch nicht, noch nicht," sagte er laut, „bis alles vorüber ist, dann gehöre ich euch." Er wollte jetzt die Todesbestätigung des Leichenbeschauarztes holen, der wohl inzwischen da gewesen war, um zeitig früh am anderen Morgen wegen der Beerdigung die nötigen Anstalten treffen zu können.

Als er die Räume betrat, die das ganze Glück seiner

verglühenden Jugendzeit bargen, wich er seltsam betroffen vor den unbekannten Stimmen zurück, die ihm plötzlich entgegenschlugen. Schon im Vorzimmer empfing ihn Karoline mit einer verschüchterten Gleichgiltigkeit, die Paul nicht begriff. Im Totenzimmer war Hertha bereits aufgebahrt. Zwei alte Damen machten sich um sie zu schaffen. Im anstoßenden Salon stand ein fremder Herr, der mit ernster, gelassener Stimme Befehle ertheilte, Vollmachtpapiere in Händen hatte und mit Herthas Schlüsseln vor der Verstorbenen Schreibtisch beschäftigt war.

Paul wußte nicht, was er denken sollte. Sprachlos vor Erstaunen, traute er seinen Augen kaum und war zuerst sehr verlegen. Dann trat er auf den Fremden zu und nannte seinen Namen. „Ah, Rasmüden," sagte der Herr, „ja ich weiß, Sie sind Schriftsteller, ich glaube, Hertha hat in Ihrem Stück die Hauptrolle gespielt. Freut mich sehr; es ist schön, daß Sie als einer der ersten kommen — ich danke Ihnen. Was sagen Sie, dieses Unglück, so plötzlich zu sterben?"

Paul war wie vor den Kopf gestoßen und um verstehen zu geben, daß er in diesem Hause eine ganz eigene Stellung gehabt hatte und mehr als einer der ersten, die kondolieren kamen, war, sagte er hastig: „Ich werde jetzt das Leichenbegängnis beordnen."

Der fremde Herr sah Paul erstaunt an und sagte: „Ich danke, Sie sind sehr gütig; ich habe schon alles veranlaßt." Paul wollte aufschreien: Sie war mein und ist in meinen Armen mit dem Bewußtsein, daß sie mir das Liebste auf Erden war, gestorben! Aber in dieser fremden Umgebung hätte ihn niemand verstanden, auch wollte er seinen Schmerz und seine Liebe diesem Unbe-

kannten nicht preisgeben. Es bemächtigte ſich ſeiner eine jähe Empörung und es reizte ihn beinahe, den bedächtigen Mann ins Geſicht zu ſchlagen und ihm mit den Worten: „Hier hat außer mir niemand etwas zu ſuchen,“ die Thüre zu weiſen; aber die große, vornehme Ruhe des leicht ergrauten Mannes hielt ihn zurück.

Auch waren eben die beiden alten Damen eingetreten und blickten Paul durch verweinte Augen fragend an. Da ſtellte der fremde Herr ihn vor. Die eine Dame nickte bloß verſonnen mit dem Kopf, die andere, eine Schweſter von Herthas Mutter, die eine große Ähnlichkeit mit der Verſtorbenen hatte, reichte ihm die Hand und ſagte: „Hertha hat mir oft über Sie geſchrieben, ſie hat ſehr viel von Ihnen gehalten.“ Dann konnte ſie nicht weiter, Thränen ſchoſſen ihr in die Augen, während Paul ſich ergriffen über ihre Hand neigte.

„Herr Rasmüden war ſo freundlich, uns bei Erfüllung der Förmlichkeiten ſeine Hilfe anzubieten,“ ſagte der fremde Herr mit ruhiger Stimme. „Wir wiſſen auch wirklich nicht, wen wir alles zu verſtändigen haben; ich ſelbſt war nur einmal bei Herthas Debut in dieſer Stadt und kenne ihren Bekanntenkreis zu wenig.“

„Das iſt ſchon alles geſchehen,“ ſagte Paul dumpf. Da ſah ihm der fremde Herr ſcharf in die Augen, und Paul fühlte, wie ein leiſer Verdacht in ihm aufſtieg und eine dunkle Ahnung über die Art ſeiner Beziehungen zur Toten. Wie er aber ſeine Blicke wieder von ihm abwandte, wußte Paul, daß dem Manne das alles ſehr gleichgiltig war und ihn kaum intereſſierte.

Jetzt füllten ſich die Räume neben dem Totenzimmer mit Beſuchern, größtenteils Leuten von der Preſſe, Kollegen

und Kolleginnen der Verſchiedenen, lauter Menſchen, denen Paul möglichſt ausgewichen war und deren Theilnahme etwas verletzend Neugieriges hatte.

Sehr gemeſſen empfingen der fremde Herr und die beiden Damen die Beileidsworte dieſer Eiligen, die nicht ſofort die offiziellen Leidtragenden richtig erkannten und verlegen ſich ſchnell wieder entfernten. Ab und zu fiel aus lüſternen Reporteraugen ein fragend hämiſcher Blick auf Paul, der ihn ekelte und ihm bewies, daß ſich dieſe odioſe Öffentlichkeit ſchon lange mit ſeinen heimlichen Beziehungen zu Hertha beſchäftigt hatte.

Er trat beſchämt an die Schwelle zurück, von der aus er die aufgebahrte Tote ſehen konnte, und während ſeine anklagenden Liebesblicke fragend zu ihr irrten, hörte er, wie ein geſchäftiger Journaliſt eine Kollegin Herthas ausfragte, wer die beiden Damen und der fremde Herr wohl ſein mochten.

Er horchte auf und empfand ganz verwundert, daß er ſelbſt das nicht einmal wußte. Die Schauſpielerin ſagte leiſe: „Die eine Dame iſt ihre Tante, die zweite eine alte Freundin ihrer Familie, Pflegemutter oder ſo etwas.“ „Und der fremde Herr?“ ſetzte die Stimme das Verhör fort. „Na, das iſt doch der reiche Freund, der ſie ausbilden ließ, er hat ſie ins Konſervatorium geſchickt und immer für ſie geſorgt, ihre Schulden bezahlt, die ſchlechten Gagen verdoppelt, ja die hat's gut getroffen.“ „Und das alles für die Kunſt? Nur für die Kunſt?“ fragte der kleine Menſch in ſingendem Tone. „Wie können Sie nur ſo fragen? Kennen Sie dieſe Kunſtliebhaber ſo ſchlecht? Umſonſt iſt der Tod.“ „Ich verſteh', ich verſteh'. Und der koſtet das Leben, wie man ſieht.“ Dabei kicherte der

Widerwärtige in ſich hinein und freute ſich über ſeine ſchlagfertige Auffaſſung.

Da trat Frau Weber zu den beiden, deren Geſpräch ſie eben hörte. Sie ſpielte jetzt Mütterrollen und hatte Hertha ſchon in ihren Anfängen gekannt. Sie war die einzige am Theater, mit der die Verſtorbene intimeren Umgang gepflogen.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ ſagte ſie zu der Kollegin, die ſo wohl unterrichtet that. „Der fremde Herr iſt niemand anderer als ihr Mann. Vor zehn Jahren ſind ſie auseinandergegangen. Ich glaube nicht, daß ihn die arme Hertha oft wiedergeſehen hat. Er iſt ſehr reich und hat für ſie ſorgen müſſen.“ „Intereſſant, ſehr intereſſant,“ näſelte der kleine Mann, während die Berichtigte ſich beſchämt zurückzog. Auch Frau Weber entfernte ſich, von dem Zudringlichen verfolgt, dem ſie weitere Aufſchlüſſe verweigerte.

Paul war zumute, als ob ihm die Kleider vom Leibe geriſſen würden, und als ſtände er nun gänzlich entblößt vor dieſen Menſchen. Er ſah zu dem fremden Herrn hinüber, der ihn ſo tief gekränkt und beleidigt hatte und hier alle Beileidsbezeugungen mit vornehmer Würde entgegennahm.

Herthas Mann! Sie war verheiratet geweſen und hatte es ihm verſchwiegen. Mit dieſem Fremden hatte ſie in ehelicher Gemeinſchaft gelebt, bis ſie vielleicht aller geregelten Liebkoſungen und aller Zänkereien müde geworden und ihm davongelaufen war. Warum? Einem freien, ungeordneten Leben zuliebe? Alle dieſe und noch andere Möglichkeiten, die plötzlich angeflogen kamen, entkleideten Hertha vieler Reize und zeigten ſie Paul plötzlich in ſehr veränderter Geſtalt.

Er ſchaute lange in das ſtarre Antlitz der Toten. Warum hatte ſie ihm das gethan, warum ſo viel verborgen und verheimlicht? Über wieviel wechſelnde Leidenſchaften triumphierte wohl hier der Tod? Noch manch verzweifeltes Warum? flog ausſichtslos an der Bahre nieder.

Paul wußte auch nicht einmal, weſſen er Hertha anklagen ſollte. Sie hatte ihm alles gegeben und ihn um niemandes willen verkürzt. Zu wertlos und nichtig war ihr geweſen, was voranging, nicht einmal nennenswert. Paul ſagte ſich das alles, aber es half ihm nicht. Ungerufen, doch allmächtig war die Vergangenheit an das Sterbebett der Geliebten getreten und machte die Rechte geltend, die von der Lebendigen mißachtet worden waren. Und dieſe Vergangenheit drängte Paul plötzlich in einen tiefen Schatten, nahm ihm ſeine Liebe, zerſtörte die Heiligkeit ſeiner Gefühle, verweigerte ihm die großen Rechte des Schmerzes und der Trauer. Mit vollen Händen ſtand ein fremder Herr an ihrer Bahre, ein Machthaber, der ihn zum Bettler erniedrigte. Paul blickte nach ihm hin. Er ſah ihm an, daß er ſich bloß einer läſtigen Förmlichkeit entledigte und eine Pflicht erfüllte, die ihm nicht ſehr viel war. Sein ergrautes Haar ſprach deutlich, daß die Zeit vorüber, in der man gerne die ſchmerzliche Wehmut ferner Erinnerungen koſtet. Die Sehnſucht nach dem betäubenden Reiz letzter, brennender Sommertage hatte ſein duftloſer, kalter Herbſt längſt überwunden.

Paul fühlte, daß er den Mann nicht einmal haſſen durfte, denn wenn er ihm ins Ohr geſchrieen hätte: „Sie war meine Geliebte, wir haben zuſammen gelebt, und nicht eine einzige Minute hat ſie für dich und was du in

ihrem Leben warſt, gefunden, ſelbſt in ihrer Sterbeſtunde nicht, ich war ihr alles, du warſt ihr weniger als nichts!“ der fremde Herr hätte ſich bloß, unwillig über ſein lautes Weſen, abgewendet und nicht begriffen, warum er ſo wichtig that. Er war hart wie ſein Schickſal, nicht wie Menſchen ſind. Ja, ohne ihn hätte er Hertha wohl niemals kennen gelernt. Der fremde Herr hatte ſie auf die Höhen des Lebens gehoben, zu ihm empor, in das Bereich ſeiner ſchaffenden Träume! Er war ihm eigentlich noch verpflichtet. Paul ſtöhnte auf.

Die Zimmer waren wieder leer geworden und der fremde Herr öffnete eben die Laden des Schreibtiſches, an dem Hertha Paul ſo oft glühende Liebesworte geſchrieben. Er war abgeſtumpft und blickte ſtarr auf die ſuchenden Hände; mochten ſie immerzu ſelbſt ſeine Briefe durchſtöbern. Jetzt wandte ſich der Fremde um und reichte ihm ein großes, ſäuberlich geſchlichtetes, mit roſafarbenen Bändern gebundenes Päckchen, auf welchem in blaſſer Schrift „Paul Rasmüden“ ſtand.

„Wohl Ihre Briefe,“ ſagte der Mann ganz ruhig, während Paul die Dokumente haſtig an ſich riß. Der fremde Herr ſah ihn wieder etwas ſchärfer an, und Paul las „verliebter Junge“ in ſeinen kalten Blicken. Wieder bekämpfte er eine heiße Scham und ſagte: „Ich werde jetzt fortgehen und morgen zum Leichenbegängnis wiederkommen.“ Dabei verneigte er ſich vor den Damen. Kalt und förmlich verbeugte ſich der fremde Herr. Beſchämt, beleidigt, ſchlich Paul von dannen, er vermied, Karoline ins Geſicht zu ſehen, denn ihm war, als hätte man ihm in einem Hauſe eben die Thüre gewieſen, weil er ſich Vertraulichkeiten erlaubt hatte.

Als er nun allein war, verſuchte er, ſich in all den neuartigen Gefühlen, die ſein Weſen während der letzten Stunden ganz umgeſtülpt hatten, zurechtzufinden. Es wurde ihm ſehr ſchwer. Namentlich wenn er ſeine gekränkte Liebe ganz der Verſtorbenen zuwenden wollte, hatten ſeine eigene Sehnſucht und ſein großer Kummer um die Tote etwas Geziertes und Gemachtes für ſein Gefühl. Er errötete darüber. Haſtig überflog er alle ſeine Briefe an Hertha, wodurch er den reinen Schmerz um das verlorene Glück für wenige Minuten wiederfand. Namentlich als er auch ihr Bild neben einer vertrockneten Blume entdeckte und die ſuggeſtive Aufſchrift „In ewiger Liebe" las, da hob ſich ſein Leid noch einmal über alle Eindrücke der letzten Stunden hoch empor.

Die Nervenanſpannung all dieſer Erregungen machte ſich nun in einer gebieteriſchen Müdigkeit geltend. Er ſchlief die ganze Nacht. Nur Herthas weiße Totenhände ſchimmerten bittend durch das Dunkel eines ſchweren Traumes, aus dem ſie ihm noch einmal in bräutlicher Freiheit erſtand. Als er aufwachte und den hellen Tag um ſich hatte, koſtete es ihn zuerſt Mühe, ſich auf alles zu beſinnen. Um zehn Uhr wurde Hertha hinausgetragen. Er hatte Eile, wollte er zu dieſem letzten Stelldichein rechtzeitig gelangen. Langſam ging er bald die bekannten Treppen hinauf, von denen er ſo oft im Liebesjubel gar viele Stufen auf einmal genommen hatte. Er ſtaunte über die Leidenſchaftloſigkeit ſeiner Liebe und Trauer. Der fremde Herr hatte ſie gebändigt und auf ein Ausmaß herabgedrückt, das ſeine Schritte nicht zu beflügeln vermochte. Hinter ihm drängten Menſchen, und viele, die ſich beeilten, zu ihren Geſchäften zu kommen, kamen ihm entgegen.

Als er vor dem Sarge ſtand, an deſſen Seiten lange Kerzen flackerten und der mit Kränzen und Blumen ſchwer bedeckt war, da weinte er plötzlich mühelos, geſtand ſich dabei aber ſelbſt, daß dieſe Thränen ſeinen verſtümmelten Empfindungen faſt mehr galten, als der geliebten Toten. Schnell trocknete er ſeine heißen Augen, denn er fühlte, daß viele Blicke auf ihn gerichtet waren.

Hierauf ſuchte er unter den drängenden Leuten nach den beiden alten Damen und dem fremden Herrn. Er gewahrte ihn bald, von Menſchen umringt, die ihm ihre Theilnahme ausſprachen. Alle, die kamen, wandten ſich ſofort an ihn, nicht mehr fragend und zögernd wie die erſten Beſucher am vorigen Abend, ſondern wie Wohlunterrichtete, die wußten, was ſich gehörte. Unwillkürlich ſchritt nun auch Paul auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Er kam ſich in dieſem Augenblick wie ein Affe oder ein dreſſierter Pudel vor und verachtete ſich. Der fremde Herr drückte ſeine Rechte und ſagte kühl: „Ich danke Ihnen nochmals für Ihre große Theilnahme. Sie als Künſtler müſſen am beſten wiſſen, was wir an Hertha verloren haben.“ Wieder wollte Paul aufſchreien: „Wir waren einander weit mehr als Sie ahnen,“ aber die kalten, grauen Augen wieſen jedes Geſtändnis, jeden Ausbruch unerbittlich ab. Er hätte ſeinen Schmerz doch nicht rechtfertigen und adeln, ſeine Geliebte nur der Kritik und dem Urteil dieſes beſonnenen Menſchen ausliefern können.

Er wandte ſich fort und eilte zu den alten Damen, die ſchluchzend in der Nähe ſtanden. Zu beiden ſprach er ein paar banale Worte, aber Herthas Tante küßte er die Hand, und ihm war, als wüßte ſie alles, und ſegnete ihn für ſeine Liebe und ſein ſchweigendes Ertragen. Das war

ihm eine unendliche Genugthuung und ſetzte ihn vorübergehend wieder in die verlorenen Schmerzensrechte ein. Dann ging er hinunter vor das Hausthor, wo der Sarg ſchon auf dem Leichenwagen geladen war. Ein widerſpenſtiger Märztag, der den Frühling verleugnen wollte, umzog die Stadt mit ſchweren, feuchten Nebeln, und, von keinem Sonnenſtrahl getröſtet, beſtiegen die Leidtragenden ihre bereitſtehenden Wagen.

Auf dem Friedhofe überließ ſich Paul noch einmal einem maßloſen Gram, und die Lieder, die über dem offenen Grabe ertönten, löſten eine Sehnſucht aus, die befreit zu der Toten ſchweben konnte.

Das ganze Theaterperſonal, vom Direktor angefangen bis zum letzten Bühnenarbeiter, war zur Stelle, und Regiſſeur Biring hielt der dahingeſchiedenen Kollegin einen warmempfundenen Nachruf.

Eingeſchüchtert hielt ſich Paul im Hintergrunde und beobachtete mit geſchärftem Empfinden. Der alten Damen ſichtlich wahrer und tiefer Schmerz that ihm ſehr wohl. Bleich und gefaßt ſtand ſeitwärts von ihnen der fremde Herr.

Noch einmal betrachtete Paul dieſen Mann, der Hertha in die Kunſt eingeführt und bis an den Ausgang ihres Lebens begleitet hatte. Immer war er da geweſen, vor Paul, während und nach ihm. Nun fühlte er auch ganz deutlich, daß der fremde Herr ſich wie ein rieſenhafter Felsblock zwiſchen ihn und die Tote geſchoben hatte, über den er niemals hinwegkommen würde. Achtlos war er über alles Gemeinſame zwiſchen Hertha und ihm fortgeſchritten und hatte ſie eingefordert mit guten, alten Rechten, über die es Urkunden gab. Nur für ein Jahr

geliehen hatte er ſie ihm und da war ſie zufällig in ſeinen Armen geſtorben.

Was hatte er eigentlich dabei zu ſuchen, wenn ein fremder Herr ſeine Frau begrub? Was drängte er ſich ungerufen in die Angelegenheiten anderer Leute?

Als Paul Rasmüden vom Friedhof in die Stadt zurückkehrte, war es, als hätte ihm der fremde Herr gewaltſam ſeine Liebe und ſeine Trauer und das Glück beider aus der Seele geriſſen, wie ein Räuber auf der Landſtraße dem Wanderer die Börſe aus der Taſche reißt.

Über der Schwelle ſeines erniedrigten Bewußtſeins war Herthas Bild ſchon nicht mehr. So ſehr war ſie ihm geſtorben, daß er mit bangen Augen nach Frauen und Mädchen ſuchend ausſchaute, die nicht bloß das Recht, hatten ihn zu lieben, ſondern auch ihm ganz allein ſterben durften.

Paul Wertheimer.

Reigen.

Alle Stunden,
Die ich nicht getrunken,
In mich ſelbſt verſunken,
In der Frühlingsnacht
Hat ſie der Wind
Leicht mir zum Fenſter hereingebracht —
Eine Mädchenſchar,
Licht und dunkles Haar,
Ernſt und ſonderbar,
Wie die Stunde war.
Hielten ſich bei der Hand,
Zu meinem Lager gewandt;
Warfen mir Irrſterne zu
In meine ſchwüle Ruh.
Wie ſie gingen
Durch die Nacht,

Hört' ich's klingen
Leiſe, leiſe
Und mein Herz iſt halb erwacht:
... Wären dein geweſen,
Wärſt an uns geneſen,
Alle, alle hatten wir dich lieb ...

Und ich wollt' ſie fangen,
Und ich war gebannt;
Und im Morgenbangen
Sah ich noch entſchweben ihr Gewand.

Der Ball.

Ein Ballfeſt. Hundert Flammen ſchwirrten auf.
Die Geigen jauchzten, ſchwiegen. Murmeln rings.
Ich ſchlenderte die weißen Reihen hin
Und freute mich an Farbe, Duft und Klang
Und mancher lieben, zärtlichen Geſtalt.
Mit keiner ſprach ich. Doch, mit einer, ja,
Leichthin, nicht ganz ſo müßig dazuſtehn,
Und ging mit ihr luſtwandelnd durch den Saal.
Sie frug mich manches, ſo von ungefähr,
Nach Amt und Sippſchaft. Da erkannt' ich jäh:
Die Langeweile kroch jetzt durch den Saal
Und die Berechnung thronte. War ich blind? —
Und ſtummen Herzens ſchritt ich durch die Nacht,
Wo frei der Winter durch die Straßen pfiff,
Und war allein, nur mit der Nacht allein.

Da ... an der Straßenecke ... wartet wer — —
Ein Mädchen! Und wahrhaftig ſchön! Erhitzt
Vom Tanze, in der ſchmalen Hand ein Päckchen.
So ſchlicht und lieb! „Sie warten, Fräulein?" ‚Ja.
Die Freundin! Wo die bleibt?' „Die kommt nicht mehr!
Sie tanzten heute?" ‚Ja, in Lerchenfeld.
Tanzſchuhe halt' ich, ſehn Sie, in der Hand.
Es war ſehr hübſch: Korbflechterball. Die Buren-
Kapelle kam von nebenan zu uns.'
So plauderte ſie dies und das — und ging
Mit mir und wußte meinen Namen nicht ...
Wie ſchön ſie war und wie ſie lieben konnte!
Sie öffnete das nächt'ge Haar, es fiel
Gelöſt die zarten Schultern ihr herab.
So ward ſie mein; ich ſchlief in ihrem Arm.
Doch in der Früh, in meinen Morgentraum
Klang es wie Geigen ... Schultern, die aus Atlas
Und Seide ſich erhoben ... Schleifen, Roſen,
Der Ball von geſtern, den ich ſo verſäumt,
Er warf mir lockend ſeine Lichter zu —
Und neben mir lag eine arme kleine,
Notdürft'ge Näherin im grauen Tag.

Marie.

In mancher Stunde fühl' ich dich ſo tief,
In mancher Stunde biſt du mir zu eigen,
So wie der Lenz dem, der im Wald entſchlief. —

Durch alle Blüten geht ein ſüßes Neigen.
Er aber lebt im Traum und atmet bang
Den ganzen Frühling mit den goldnen Geigen —
Mit Duft und Dämmer, Schweigen und Geſang.

Der Teppich.

Sehr viel Gold iſt in mein Lied gewoben:
Helle Fäden von der Morgenſonne,
Funkelglanz der bebenden Geſtirne
Und das dunkle Blau der Sommernächte.
Sehr viel Blumen ſind hineinverbreitet
In den weichen Teppich meines Liedes —
Heiße Roſen, die beſeligt atmen,
Und die ſchwergeneigten Hyazinthen.
Und von Frauen, die darüber gingen,
Iſt ein feiner, flücht'ger Duft gefangen
In des Teppichs mattem Lichtgewebe:
Frauen mit dem läſſig-müden Gange,
Frauen mit den zierlich-leichten Tritten,
Alle, die ob meinem Traume ſchwebten,
Hat der Teppich heimlich aufgenommen —
Und du hörſt daraus Gewänder rauſchen,
Und du hörſt die feinen, flücht'gen Tritte
Vieler Frauen und die flüchtig feinſten
Leiſer Elfen, die im Mondesdämmer
Über den beſeelten Teppich ſpielten.

Senſitiva.

Bild um Bilder, die der Wind verſchlagen,
Dort und da —
Worte, Worte aus verwehten Tagen
Sind mir nah.
Und durch all die halbverborgen großen
Ängſtlichkeiten
Muß die Seele mit den feinen, bloßen
Füßen ſchreiten.

Paul Wilhelm.

Prolog.*

Duftend erblühen die Bäume, rauſchen die neigenden Wipfel,
Freundlich grüßen ſie mich lachend zum Fenſter herein,
Aber dahinter in weiter, bläulich erſchimmernder Ferne
Woget das herrliche Korn, grünen die Wieſen am Plan,
Und darüber, da jubeln die munteren, niedlichen Vögel,
Singen das ewige Lied von dem erneuerten Sein,
Das in den Keimen erblüht und tief in den Herzen erſchauert,
Und auch das meine durchbebt wie ein erwachender Traum.

Worte nun will und Gedanken emſig zu Verſen ich ſchmieden,
Immer doch ſtört mich dabei, Vöglein, das jubelnde Lied,
Das ihr munter hinaus in die ſonnig lachende Ferne

* Aus einem demnächſt erſcheinenden, Ferdinand von Saar gewidmeten Elegienbuch: „Wanderungen“.

Singet, als würd' euch dafür ſo wie dem Dichter der Preis!
Haltet doch einmal nur ſtill, ihr jauchzenden, frohen Geſellen,
Daß in des Augenblicks Ruh' ſtaunend der Geiſt ſich beſinnt! —
Heute ſchmettert ihr freudige Botſchaft des ewigen Werdens
Jubelnd hinaus in die Welt, fragt nicht des kommenden Tags,
Da die Sonne nicht ſcheint, die Bäume und Sträucher nicht blühen,
Und durch die einſame Flur brauſet der herbſtliche Wind ...

Aber ſo lob' ich dich doch, du vollſtes Genießen des Lebens,
Das in dem Meere der Luſt Grillen und Sorgen ertränkt,
Und wenn hoffend erſchauert die Seele in keuſchem Empfinden,
Wehrt dem zerſetzenden Geiſt, der nur den Zweifel gebiert —
Alſo erforderſt du kühn von allem das Herrlichſte, Beſte,
Mächtig erſtarkt auch das Herz, pochend auf eigenes Recht;
Und ſo erkämpfſt du den Sieg und ſchlichteſt den ewigen Zwieſpalt,
Wehrend der Weisheit des Leids, nährend die Thorheit des Glücks!

Und ſo hab' ich ſo manches, das du mir im Leben geboten,
Voller genoſſen, als je ſkeptiſches Klügeln begreift;
Sog von den Blüten den Duft und brach von den Bäumen die Früchte,

Wie ſie in freier Natur wachſend und blühend gedeihn —
Jedes von eigenem Wert, und jedes zu eigenem Zwecke,
Dieſe zu rauhem Genuß, jene dem feineren Sinn . . .

Lieblich berauſchendem Duft, dem Sinnbild des heiteren Frohſinns,
Dank' ich im Leben fürwahr herrlichſte Stunden der Luſt;
Aber den Sinnen zu raſch entflattert' ſein flüchtiger Zauber,
Während der Ernſt und der Schmerz boten die reifere Frucht,
Die zurück mir geblieben, wenn weiſere, tief're Erkenntnis
Von den Blüten des Glücks Blättchen auf Blättchen geraubt . . .
Aber gibt ſie auch nimmer die Freuden der lachenden Schönheit,
Zieht doch ins hoffende Herz noch ein verſpätetes Glück! . . .

Stiller wird es zuletzt, wenn die Jahre im Fluge entſchwanden,
Nimmermehr ſchreit' ich dereinſt ſteinige Pfade empor,
Prüfend ſuchet der reifere Geiſt die bequemeren Wege,
Sind ſie die kürzeſten nicht, führen ſie dennoch zum Ziel:
Hei, wie lachte vor Jahren der ſorglos tollende Knabe,
Schnellt' ihm in munterem Spiel neckiſch ein Zweig ins Geſicht —
Später bedächtiger geht auf einſamem ſicherem Pfade
Immer zum Ziele empor ſtill der erfahrene Mann. . . .

Aber nicht achtlos wie einſt! — Nein, forſchend die Blicke gewendet
Rings auf die weite Natur und auf das werdende Sein,
Pflückt er am Wege bedacht ſo manches erblühende Veilchen,

Liebliche Blumen des Walds, ſcheu unter Gräſern verſteckt,
Und von den Bäumen, gefärbt im Schmucke des ſchwin-
denden Sommers,
Lugend aus Blättern hervor lockende herbſtliche Frucht!
Doch nicht für ſich mehr will er die Freuden des Daſeins
erringen,
Längſt trat das eigene „Ich“ gegen das fremde zurück —
Gern entſaget er ſelbſt den Blüten und Blumen der Wieſe,
Pflücket zu andrer Genuß Gaben der weiſen Natur!
Für ein jüngres Geſchlecht, das der reineren Güter
nicht achtet,
Sammelt er Blüte und Frucht, mengt ſie mit grünendem
Reis,
Flicht ſie als Gabe des Herbſtes dem kommenden lachen-
den Frühling,
Und auf die Locken von Gold drückt er der Jugend den
Kranz! . . .

Inhalt.

Seite

Marie von Ebner-Eschenbach: An Ferdinand von Saar 9
Franz Adamus: Ernannt 13
Peter Altenberg: Cyclus: Ljuba 35
Raoul Auernheimer: Orthographie 40
Hermann Bahr: Der Minister 55
Vincenz Chiavacci: Ischl im Wienerwald 62
J. J. David: Gefangene 68
Adolf Donath: Gedichte 72
Leo Ebermann: Gedichte 74
Rudolf Hawel: Der Pompfüneberer 76
Theodor Herzl: Aus alten Wandertagen 85
Hugo von Hofmannsthal: Was die Braut geträumt hat . 95
Max Kalbeck: Gedichte 104
Josefine Freiin von Knorr: Gedichte 115
Philipp Langmann: Blume blüht... 118
Anton Lindner: Gedichte 119
Rudolf Lothar: Die Cigarette 124
Julius von Ludassy: Familienbande 129
Emil Marriot: Die Siegerin 133
Felix Salten: Schöne Seelen 144

Digitized by Google

Seite

Ludwig Schneegans: Was auch ihm an der Wiege ge-
sungen ward 173
Arthur Schnitzler: Liebelei 1. Bild (1. Fassung) . . . 175
Karl Schönherr: Das Henkermahl 197
Gustav Schwarzkopf: Standesgemäß 207
Richard Specht: Die Hübschlerinnen 214
Siegfried Trebitsch: Ein fremder Herr 235
Paul Wertheimer: Gedichte 253
Paul Wilhelm: Prolog aus „Wanderungen" 258

Digitized by Google

Wiener Verlag:

Raoul Auernheimer, Roſen, die wir nicht erreichen. Ein Geſchichtenband
Mit Umſchlagzeichnung von F. Fiebiger — M 2.50 = K 3.—

Raoul Auernheimer, Renée. Sieben Capitel eines Frauenlebens.
Umſchlagbild von Leo Kober — M 2.— = K 2.40

Hermann Bahr, Seceſſion, 2. Auflage
Umſchlagzeichnung von Olbrich — M 5.— = K 6.—

Hermann Bahr, Der Franzl, fünf Bilder eines guten Mannes.
Buchſchmuck von Alfred Roller
3. Auflage — M 5.— = K 6.—

Hermann Bahr, Rede über Klimt. 2. Tauſend
M —.20 = K —.20

Hermann Bahr, Wirkung in die Ferne und Anderes.
M 3.— = K 3.60

Barbey d'Aurevilly, Die Teufliſchen („Les Diaboliques“) überſetzt von M. v. Berthof
Umſchlagbild und Buchſchmuck von Félicien Rops 2. u. 3. Auflage
M 5.— = K 6.—

Roberto Bracco, Untreu, Komödie überſetzt von Otto Eiſenſchitz
Umſchlagzeichnung von Emil Orlik — M 2.— = K 2.40

Roberto Bracco, Tragödien der Seele, Schauſpiel
überſetzt von Otto Eiſenſchitz — M 2.— = K 2.40

Georges Courteline, Boubouroche (Boubouroche — Der Herr Commiſſär — Sein Geldbrief — Monſieur Badin)
Autoriſierte Überſetzung aus dem Franzöſiſchen von Siegfried Trebitſch — M 2.— = K 2.40
Umſchlagbild nach der franzöſiſchen Originalausgabe von A. Barrère.

Georges Courteline, Marionetten (Ein Stammgaſt — Der unerbittliche Wachmann — Ein ruhiges Heim — Er und Sie — Das Trottoir roulant) 2. Auflage
Autoriſierte Überſetzung aus dem Franzöſiſchen von Siegfr. Trebitſch
M 3.— = K 3.60

Olivier Diraiſon-Seylor, Marine, Roman
Umſchlagbild von Leo Kober — M 3.— = K 3.60

Felix Dörmann, Warum der ſchöne Fritz verſtimmt war
Umſchlagbild von Rud. Jettmar — M 2.— = K 2.40

Felix Dörmann, Zimmerherren, Komödie
Aufführung von der Wiener Cenſur verboten. — M 2.— = K 2.40

Felix Dörmann, Die Krannerbuben, Komödie
Umſchlagzeichnung von Hans Eisterer — M 2.— = K 2.40

Felix Dörmann, Der Herr von Abadeſſa, ein Abenteuerſtück in Verſen.
(Mit dem Bauernfeldpreise 1901 ausgezeichnet)
Umſchlagszeichnung von Emil Orlik. M 2.— = K 2.40

Carl Ewald, Die alte Stube überſetzt von Walther Ernſt
Umſchlagbild von Rudolf Jettmar M 2.50 = K 3.—

W. Fred, Giovanni Segantini. (Illuſtriert mit einer Farbendrucktafel, zwei Heliogravuren und ca. 30 Autotypien.
2. Auflage. M 6.— = K 7.20

Pérez Galdos, Electra, Drama
Einzig autoriſierte Überſetzung aus dem Spaniſchen von Rudolf Beer.
Mit dem Portrait des Dichters.
(Ungekürzte Originalausgabe mit den von der Cenſur geſtrichenen Stellen.)
3. Auflage M 2.50 = K 3.—

Julius von Gans-Ludaſſy, Der letzte Knopf, Volksſtück
Original-Ausgabe mit den von der Cenſur geſtrichenen Stellen
2.—3. Auflage. M 2.— = K 2.40

Julius von Gans-Ludaſſy, Der goldene Boden.
Volksſtück.
(Aufführung von der Cenſur verboten.) M 2.— = K 2.40

Hugo Ganz, Der Rebell, Drama M 2.— = K 2.40

Iwan Gontſcharow, Oblomow. Roman in vier Theilen.
2. Auflage M 6.— = K 7.20
Überſetzung aus dem Ruſſiſchen von Clara Brauner.

Max Graf, Wagner-Probleme und andere Studien.
2. Auflage M 4.— = K 4.80

Stefan Großmann, Die Treue, Novellen
Umſchlagbild von Fidus M 2.50 = K 3.—

Eugen Guglia, Friedrich von Gentz, eine biographiſche Studie
M 10.— = K 12.—

Rudolf Hawel, Mutter Sorge, Volksſtück.
(Mit dem Bauernfeldpreise ausgezeichnet) M 2.— = K 2.40
Umſchlag von Emil Orlik.

Michael Haberlandt, Cultur im Alltag, 2. Auflage
M 3.50 = K 4.20

Eugen Herbert, Frau Julie Niendorf. Drama
M 2.— = K 2.40

Hans Jäger, Chriſtiania—Bohême, Roman 3. Auflage
Autoriſierte Überſetzung aus dem Norwegiſchen M 4.— = K 4.80

C. Karlweis, Das grobe Hemd, Volksſtück
Umſchlagzeichnung von Emil Orlik
2. Auflage M 2.— = K 2.40

C. Karlweis, Martins Ehe, eine Novelle in Briefen
Umſchlagzeichnung von Hans Eisterer M 1.50 = K 1.80

Vernon Lee, Schemen übersetzt von M. v. Berthof
M 3.50 = K 4.20

Gustav Macasy, Novellen
Umschlagbild von Franz Schuster M 2.— = K 2.40

Toni Mark, Der Hansl Mit Bildern von Franz Hartmann
M 1.80 = K 2.—

Toni Mark, Standhafte Mädchen. M 2.— = K 2.40

Max Messer, Wiener Bummelgeschichten
Umschlagbild von Rudolf Jettmar M 2.— = K 2.40

Sophus Michaëlis, Aebelö übersetzt von Marie Herzfeld
M 3.— = K 3.60

Octave Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer.
Roman M 3.— = K 3.60
Umschlagbild von Fritz Schönpflug. 12.—15. Tausend.

Octave Mirbeau, Sebastian Roch. Roman.
Umschlag von Leo Kober M 3.— = K 3.60

Octave Mirbeau, Bauernmoral.
Umschlagbild von Leo Kober M 2.— = K 2.40

Octave Mirbeau, Der Abbé
Umschlagbild von Leo Kober M 3.— = K 3.60

Arthur Morrison, Geschichten aus den Winkelgassen
übersetzt von Edward Falck
Umschlagbild von Emil Orlik M 2.50 = K 3.—

Arthur Morrison, Ein Kind des Jago, Roman
M 2.50 = K 3.—

Richard Muther, Studien und Kritiken.
Band I.: 1900 3. Auflage M 8.— = K 9.60
Band II: 1901 2. Auflage M 8.— = K 9.60
Buchausstattung von Prof. J. Hoffmann (Wien)

Charlotte Nisle-Klein, Der Mann mit dem Pferdekopf
Novellen M 3.— = K 3.60
Umschlagbild und Buchschmuck von Heinr. Nisle

Sigbjörn Obstfelder, Tagebuch eines Priesters. Nachgelassener Roman.
Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Louise Wolf.
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer. M 2.— = K 2.40

Georges Rodenbach, Die stille Stadt, Schauspiel, Der Schleier, dram. Gedicht
Autorisierte Übersetzung aus den Französischen von Siegfried Trebitsch
M 2.50 = K 3.—

Felix Salten, Der Hinterbliebene
Umschlagbild von A. Grosz M 2.— = K 2.40

Felix Salten, Die Gedenktafel der Prinzessin Anna.
Umschlagzeichnung von Emil Orlik.
2. Auflage M 2.— = K 2.40

Digitized by Google

Felix Salten, Der Gemeine, Schauspiel M 2.— = K 2.40
(Aufführung von der Censur verboten.)

Hugo Salus, Christa, ein Evangelium der Schönheit.
Umschlagbild und Buchschmuck von Emil Orlik.
2. Auflage M 2.— = K 2.40

Franz Schamann, Liebe, Volksstück M 2.— = K 2.40

Robert Scheu, Culturpolitik M 1.80 = K 2.—

Karl Schönherr, Die Bildschnitzer, eine Tragödie braver Leute 2. u. 3. Auflage M 1.25 = K 1.50

Paul v. Schönthan, „Das junge Paar", ein Leitfaden der Ehe
Mit einem Vorwort von Paul v. Schönthan — Illustriert von Fritz Schönpflug 5.—10. Tausend. M 1.— = K 1.20

Henryk Sienkiewicz, Folget ihm nach! Drei Erzählungen
Aus dem Polnischen übersetzt von Clara Hillebrand. 2. Tausend
Umschlagzeichnung von Benno Mahler M 2.— = K 2.40

Fjodor Sologub, Schatten übersetzt von Alex. u. Clara Brauner
Umschlagbild von Emil Orlik 2. Tausend M 3.— = K 3.60

Richard Specht, Kritisches Skizzenbuch
M 3.— = K 3.60

Axel Steenbuch, Kleine Dramen,
autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Francis Maro
M 3.50 = K 4.20

Variété, ein Buch der Autoren des Wiener Verlages.
Umschlagzeichnung von Emil Orlik.
10.—15. Tausend M —.40 K —.40

Giovanni Verga, Die Wölfin, Sicilianische Volksscenen
übersetzt von Otto Eisenschitz M 1.50 = K 1.80

Wagh, Das tut man nicht. M 2.— = K 2.40

Susi Wallner, Hallstätter Märchen
Umschlagbild von Max Raschka M 2.— = K 2.40

Widmungen. Zur Feier des 70. Geburtstages Ferdinand von Saar's. Herausgegeben von Richard Specht.
Buchschmuck von A. F. Seligmann. M 5.— = K 6.—

L. Ysaye, Zwischenspiele in Versen
Umschlagbild und Buchschmuck von Fanny Zakucka
M 2.50 = K 3.—

Else Zimmermann, Das Dunkle, die Geschichte einer Seele.
Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Hans Eisterer.
M 2.— = K 2.40

Sämmtliche Werke sind auch gebunden vorräthig.

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Digitized by Google

Digitized by Google